

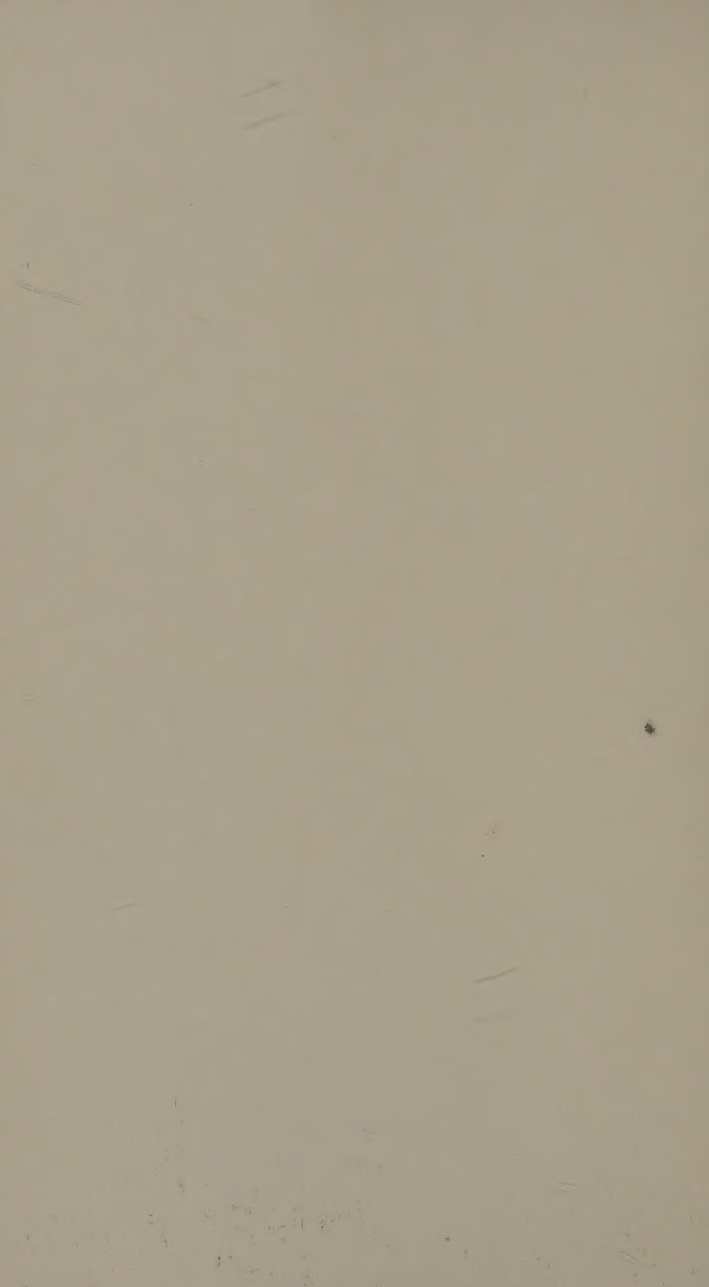
Amin Maalouf

Die Häfen der

Levante

Roman
suhrkamp
taschenbuch





suhrkamp taschenbuch 3006

Livia Len

Amin Maalouf erzählt die Geschichte von Ossyan Ketabdar, Sproß einer türkischen Familie voller Freigeister. Die leben in Krisenzeiten gefährlich, und so muß auch die Familie Ketabdar nach Unruhen in den Libanon fliehen. Ossyan beginnt ein Medizinstudium in Südfrankreich, wo ihn der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs eher ungewollt in die Reihen der Résistance drängt. Im Widerstand lernt er Clara, eine junge Jüdin aus Graz, kennen, deren Familie in den Konzentrationslagern umkam. Nach Kriegsende kehrt Ossyan nach Beirut zurück, wo Clara ihn aufsucht. Sie heiraten und leben abwechselnd im Libanon und in Haifa. Doch 1948 erlaubt der israelisch-arabische Krieg keinen Grenzübertritt mehr. Ossyan gelingt noch die Rückkehr nach Beirut, Clara, die ein Kind erwartet, bleibt in Haifa zurück.

Amin Maalouf, 1949 im Libanon geboren, lebt seit 1976 in Frankreich, wo er als Journalist und Schriftsteller arbeitet. Er ist anerkannter Spezialist für Fragen der arabischen Welt und der Beziehungen zwischen Okzident und dem Nahen Osten. Sein erstes Werk, *Die Kreuzzüge aus der Sicht der Araber*, 1983, ist ein Standardwerk geworden. Danach folgten mehrere historische Romane – *Leo Africanus*, *Samarkand*, *Der Mann aus Mesopotamien*, *Die Wiederkehr des Skarabäus*, *Les jardins du lumière*, *Le première siècle après Beatrice*; 1993 erhielt er für seinen Roman *Die Felsen des Tanios* den Prix Goncourt. Maaloufs Romane sind internationale Erfolge; *Die Häfen der Levante* sind in zwölf Sprachen erschienen.

Amin Maalouf
Die Häfen der Levante

Roman

Aus dem Französischen von
Bernd Schwibs

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Les Échelles du Levant*
© Éditions Grasset & Fasquelle, Paris 1996
Umschlagfoto: Bildagentur Schuster

suhrkamp taschenbuch 3006

Erste Auflage 1999

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1997

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Insel Verlags Frankfurt am Main und Leipzig

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung

durch Rundfunk und Fernsehen

sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

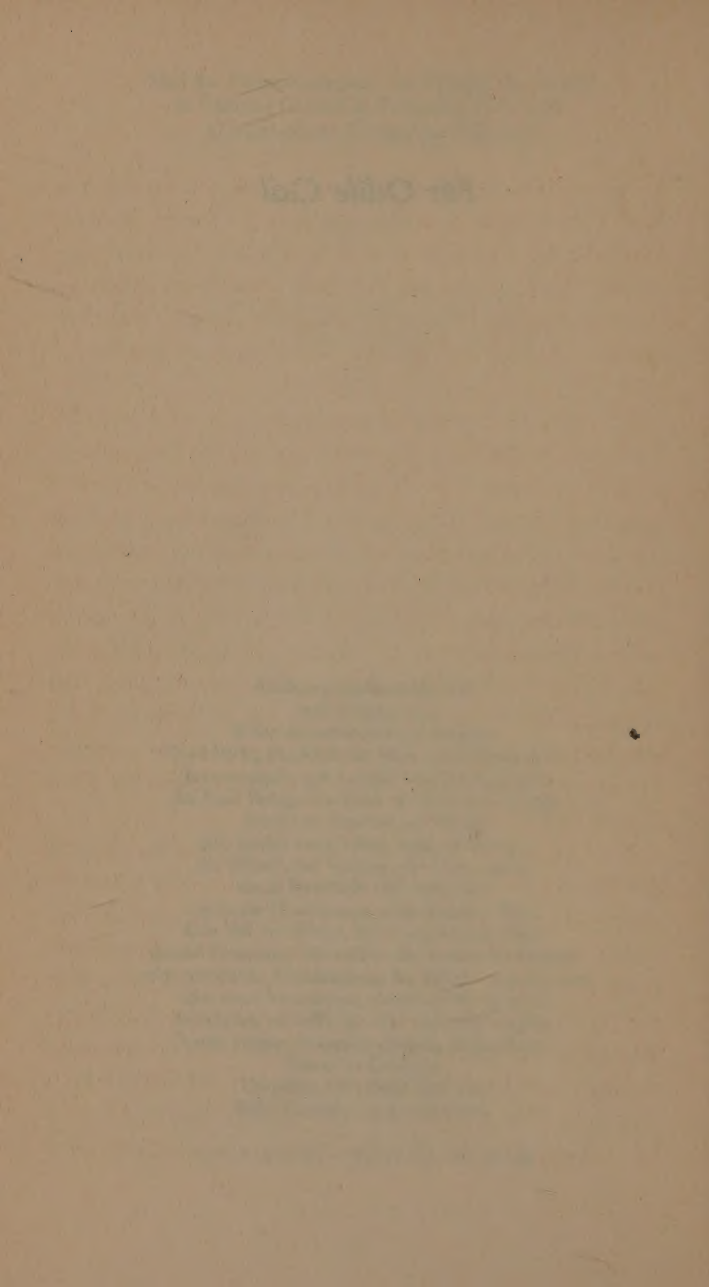
Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

I 2 3 4 5 6 - 04 03 02 01 00 99

Für Odile Cail



Diese Geschichte gehört nicht mir, sie erzählt das Leben eines anderen, mit seinen eigenen Worten. Ich habe sie lediglich in eine bestimmte Ordnung gebracht, dann, wenn mir Klarheit oder Stimmigkeit zu fehlen schienen. Erzählt es mit ihren eigenen Wahrheiten, die so viel wert sind, wie Wahrheiten es nun einmal sind.

Hat er mich manchmal angelogen? Ich weiß es nicht. Jedenfalls nicht über sie, nicht über diese Frau, die er geliebt hat, nicht über ihre Begegnungen, ihre Verirrungen, ihre Überzeugungen, ihre Desillusionen; das kann ich belegen. Aber über seine eigenen Beweggründe in den jeweiligen Stadien seines Lebens, über seine so ungewöhnliche Familie, über das sonderbare Auf und Ab seines Verstandes – dies ständige Hin und Her zwischen Wahnsinn und Weisheit –: durchaus möglich, daß er mir darüber nicht alles gesagt hat. Allerdings halte ich ihn für aufrichtig. Zugegeben, er war etwas unsicher in seinen Erinnerungen wie in seinem Urteil. Aber doch immer aufrichtig.

Ich lief ihm in Paris über den Weg, ganz zufällig, in der Metro, Juni 1976. Ich erinnere mich, wie ich murmelte: »Das ist er!« Ich hatte ihn sofort wiedererkannt.

Ich war ihm bislang noch nie begegnet, hatte auch noch nie seinen Namen gehört. Nur ein Bild von ihm war mir vor Jahren in einem Buch unter die Augen gekommen. Er war niemand Berühmtes. Oder vielmehr, in einem gewissen Sinn war er es doch, schließlich fand sich sein Photo in meinem Geschichtsbuch. Aber es handelte sich nicht um das Porträt einer bedeutenden

Person, mit Namen darunter. Das Photo zeigte eine Menschenmenge an einem Kai; im Hintergrund deckte ein Ozeandampfer den gesamten Horizont ab, nur ein Stückchen Himmel war noch zu sehen; die Bildunterschrift besagte, daß einige Männer des Alten Landes nach Europa gefahren und dort in den Reihen des Widerstands gekämpft hatten und daß sie bei ihrer Heimkehr als Helden empfangen worden waren.

Und in der Tat, inmitten der Menge am Kai war der Kopf eines beeindruckten jungen Mannes zu sehen. Schütteres Haar, regelmäßige, etwas kindliche Züge, den Kopf leicht geneigt, als habe er just in diesem Augenblick die ihn schmückende Girlande erhalten.

Wie viele Stunden habe ich staunend vor diesem Bild verbracht! In der Schule hatten wir vier Klassen lang dasselbe Geschichtsbuch; jedes Jahr sollten wir eine andere Geschichtsperiode lernen: zunächst die ruhmreiche Antike, von den phönizischen Städten bis zu den Eroberungen Alexanders; dann die Römer, die Byzantiner, die Araber, die Kreuzritter, die Mamelucken; danach die vier Jahrhunderte der osmanischen Herrschaft; schließlich die zwei Weltkriege, das französische Mandat, die Unabhängigkeit ... Was mich betraf, ich war viel zu ungeduldig, um abzuwarten, bis der Lehrplan abgespult war. Geschichte war meine Leidenschaft. Bereits in den ersten Wochen hatte ich das ganze Buch durch; ich las und las, immer wieder, und eine Seite nach der anderen war gefaltet, zerknittert, hatte Eselsohren, war überall unterstrichen, über und über bekritzelt, mit Anmerkungen, Ausrufezeichen als Kommentaren versehen; am Ende war vom Buch nur noch ein erbärmlicher Haufen zerfranster Blätter geblieben.

Ich hatte also Muße genug, mir das Bild genau anzu-

schauen und jede Einzelheit einzuprägen. Was faszinierte mich daran? Vermutlich enthielt dieses schwarz-weiße Viereck, kaum größer als mein Handteller, alles das, wovon ich in diesem Alter träumte: Reisen auf See, Abenteuer, höchste Hingabe, Ruhm, und mehr als alles vielleicht jene jungen Mädchen, die ihr Gesicht dem siegreichen Gott zukehrten ...

Im Augenblick war der Gott hier. Vor mir, in Paris, in der Metro stand er, an eine metallene Haltestange geklammert, eingekeilt in einer Menge von Unbekannten. Aber immer noch dieser hingerissene Blick, die regelmäßigen Züge eines alten Kindes, das Haupt mit dem schütterten Haar, das jetzt weiß, gestern vielleicht blond war. Und immer noch dieser leicht zur Seite geneigte Kopf – wie hätte ich ihn nicht wiedererkennen können?

Als er an der Station Volontaires ausstieg, heftete ich mich an seine Fersen. Ich war auf dem Weg zu einem Treffen, aber ich hatte mich schon entschieden: die Person, die ich sehen sollte, konnte ich am späten Nachmittag oder am nächsten Tag immer noch anrufen; ihn aber würde ich, hätte ich einmal seine Spur verloren, nie mehr wiedersehen, davon war ich überzeugt.

Am Metroausgang blieb er vor dem Stadtplan stehen. Er näherte sich ihm, bis er fast mit der Nase draufstieß, beugte sich zurück, suchte offensichtlich den richtigen Abstand. Seine Augen verrieten ihn. Das war meine Chance, ich ging auf ihn zu.

»Kann ich Ihnen helfen ...?«

Ich hatte mit dem Akzent des Alten Landes gesprochen, wofür er mit einigen freundlichen Worten und einem wohlwollenden Lächeln dankte; doch dann folgte ein Ausdruck großen Erstaunens. Ich sah darin einen Funken von Mißtrauen, und ich glaube nicht, daß ich

mich täuschte. Mißtrauen, ja, und sogar eine Art von verschämter Angst. Die eines Menschen, der vielleicht beschattet wird, sich dessen aber nicht ganz sicher ist und nicht ungerechterweise barsch oder unhöflich erscheinen möchte.

»Ich suche«, sagte er, »eine Straße, die hier in der Nähe sein müßte. Die Rue Hubert Hughes.«

Ich hatte sie rasch gefunden.

»Da ist sie. Da steht nur H. Hughes, in unleserlichen Buchstaben ...«

»Danke für Ihre Liebenswürdigkeit! Danke, daß Sie die Hersteller des Plans beschuldigen statt meine altersschwachen Augen!«

Er sprach langsam, gemächlich, so als müßte er zunächst jedes Wort gleichsam abstauben, bevor er es aussprechen konnte. Seine Sätze aber waren stets korrekt, ordentlich, ohne Ellipsen und Kontraktionen, ohne umgangssprachliche Wendungen; zuweilen sogar altmodisch, antiquiert, als hätte er sich häufiger mit Büchern unterhalten als mit seinesgleichen.

»Früher hätte ich mich instinktiv orientiert, ohne einen Plan oder eine Karte zu konsultieren ...«

»Es ist nicht weit. Ich kann Sie hinführen. Ich kenne das Viertel.«

Er wehrte dankend ab, aber aus reiner Höflichkeit. Ich blieb hartnäckig, und in drei Minuten waren wir da. An der Ecke der Straße blieb er stehen, durchmaß sie mit den Augen und sagte dann, leicht die Nase rümpfend:

»Das ist ja eine kleine Straße. Eine sehr kleine Straße. Na ja, eine Straße.«

Die äußerste Banalität der Bemerkung ließ ihn in meinen Augen schließlich noch originell erscheinen.

»Welche Nummer suchen Sie?«

Ich hielt ihm, nicht wahr, die Stange des gesunden Menschenverstandes hin. Er ergriff sie nicht.

»Keine Nummer im Besonderen. Ich wollte einfach nur die Straße sehen. Ich werde sie auf dem Bürgersteig gegenüber einmal auf und ab gehen. Aber ich möchte Sie nicht aufhalten, Sie sind sicherlich beschäftigt. Vielen Dank, daß Sie mich bis hierher begleitet haben!«

Jetzt, da ich bis zu diesem Punkt vorgedrungen war, konnte ich nicht mehr einfach so weggehen, ich mußte unbedingt klarer sehen. Das scheinbar Verwunderliche dieser Person hatte mich noch neugieriger gemacht. Ich beschloß, seine letzten Bemerkungen zu ignorieren, als eine weitere Höflichkeitsfloskel.

»Sie haben doch vermutlich Erinnerungen an diese Straße ...«

»Nein. Ich war noch nie hier.«

Wir gingen erneut Seite an Seite. Ich beobachtete ihn, ihm immer wieder rasche Blicke zuwerfend; er, hochgehobenen Hauptes, bewunderte die Gebäude.

»Karyatiden. Eine solide und beruhigende Kunst. Eine schöne bürgerliche Straße. Etwas eng ... In den unteren Stockwerken dürfte es dunkel sein. Außer vielleicht dort, zur Allee hin.«

»Sie sind Architekt!?«

Mein Satz war herausgeschossen wie die Antwort bei einem Quiz. Lediglich mit einem leichten Anflug von Frage, um nicht den Eindruck zu großer Vertrautheit zu vermitteln.

»Keineswegs.«

Wir waren am Ende der Straße angelangt, er blieb abrupt stehen. Hob die Augen, um das blaue Schild mit weißer Schrift zu lesen. Senkte sie dann, wie zur An-

dacht; seine Hände, am Körper baumelnd, trafen sich bald am Rücken, die Finger seltsam ineinander verflochten, als wollten sie einen imaginären Hut halten.

Ich hielt mich hinter ihm.

RUE HUBERT-HUGHES

RÉSISTANT

1919-1944

Ich wartete, bis er sich entspannt und mir wieder zugewandt hatte, und fragte dann, mit etwas schüchterner Stimme, wie wenn man inmitten einer Begräbnisfeier flüstert:

»Sie haben ihn gekannt?«

Er antwortete in einem gleichen Ton der Vertraulichkeit:

»Sein Name sagt mir gar nichts.«

Unempfänglich für meine Verblüffung, zog er aus der Tasche ein Notizbuch und schrieb kurz etwas auf, bevor er sich wieder mir zuwandte:

»Mir wurde versichert, es gebe in Paris neununddreißig Straßen, Alleen oder Plätze mit Namen von Widerstandskämpfern. Vor dieser hier habe ich bereits einundzwanzig besucht. Bleiben mir also noch siebzehn. Sechzehn, wenn ich die Place Charles-de-Gaulle auslasse, die ich früher einmal, als sie noch Place de l'Étoile hieß, überquert habe ...«

»Und Sie gedenken sie alle aufzusuchen?«

»In vier Tagen ist reichlich Zeit dazu.«

Warum vier Tage? Ich sah nur eine Erklärung:

»Danach fahren Sie wieder nach Hause?«

»Ich glaube nicht ...«

Plötzlich schien er weit weg in Gedanken, weit weg von mir und der Rue Hubert-Hughes. War es falsch von mir gewesen, das Zuhause, die Heimreise anzusprechen?

Aber vielleicht war es auch die Erwähnung dieser »vier Tage«, die ihn in diese gedankenvolle Stimmung versetzte.

Ich durfte mich nicht noch weiter in seinen Seelenzustand einmischen, und so zog ich es vor, das Gespräch auf ein anderes Gleis zu führen.

»Sie haben also Hubert Hughes nicht gekannt, aber es ist sicher kein Zufall, daß Sie sich für die Résistance interessieren ...«

Mit der Antwort ließ er sich Zeit. Er zögerte, auf die Erde zurückzukommen.

»Was sagten Sie?«

Ich mußte meine Bemerkung wiederholen.

»Es stimmt, ich kam während des Krieges nach Frankreich, um zu studieren. Und ich habe Widerstandskämpfer gekannt.«

Fast hätte ich von dem Photo erzählt, von meinem Geschichtsbuch ... Aber sehr rasch nahm ich davon Abstand. Ihm wäre klargeworden, daß ich ihm absichtlich gefolgt war. Er hätte gegargwöhnt, daß ich ihm nachspionierte, womöglich schon seit Tagen, daß ich etwas Übles im Schilde führte ... Nein, es war besser, weiter den Unwissenden zu spielen.

»Vermutlich haben Sie in jenen Jahren Freunde verloren.«

»Einige, in der Tat.«

»Sie selbst haben aber nicht zu den Waffen gegriffen?«

»Nein.«

»Sie zogen es vor, sich Ihren Studien zu widmen ...«

»Nicht wirklich ... Auch ich fand mich im Untergrund wieder. Wie alle Welt.«

»Nicht alle Welt war im Maquis, zu der Zeit. Sie scheinen mir zu bescheiden.«

Ich dachte, er würde protestieren. Er blieb stumm. Also wiederholte ich: »Sie scheinen mir wahrlich zu bescheiden«, und dies in einem eher zwanglosen Ton, so als handelte es sich mehr um eine Schlußfolgerung als um eine Frage. Ein alter journalistischer Trick, der aufs Wunderbarste funktionierte, denn auf einmal wurde er gesprächig. Und wenn seine Sätze auch noch immer bedächtig kamen, sie waren voll innerer Leidenschaft.

»Ich sage Ihnen nur die Wahrheit! Ich ging in den Untergrund, wie Tausende anderer. Ich war weder der Jüngste noch der Älteste, weder der Ängstlichste noch der Heroischste. Ich habe keine erinnerungswürdige Glanztat begangen ...« Durch die Eleganz der Worte und Gesten gelang es ihm, sich indigniert zu zeigen, ohne dem hartnäckigen Gesprächspartner gegenüber, der ich war, die geringste Feindseligkeit zu bekunden.

»Was studierten Sie?«

»Medizin.«

»Und Sie haben Ihr Studium, vermute ich, nach dem Krieg fortgesetzt.«

»Nein.«

Ein zu schroffes Nein. Ich hatte irgend etwas in diesem Mann getroffen. Er versank wieder in seinen Gedanken. Dann:

»Sie haben sicher tausenderlei zu tun. Ich möchte Sie nicht aufhalten ...«

Höflich gab er mir den Abschied. Ich hatte offenbar wirklich einen wunden Punkt berührt. Aber ich ließ nicht locker.

»Ich habe seit drei Jahren eine regelrechte Passion für diese Epoche, den Krieg, die Résistance ... Ich habe Dutzende von Büchern darüber verschlungen. Wie kann ich Ihnen begreiflich machen, was es mir bedeutet, nur

mit jemandem sprechen zu können, der das alles miterlebt hat!«

Ich log nicht. Und in seinem Blick spürte ich, daß ich seine Vorbehalte ein wenig zerstreut hatte.

»Sie müssen wissen«, fing er an, »ich bin wie ein Fluß, der zu lange eingedämmt war. Eine einzige Bresche im Damm, und der Schwall ist nicht mehr aufzuhalten. Zumal ich die kommenden Tage nichts mehr zu tun habe ...«

»Außer der Inventarisierung der restlichen sechzehn oder siebzehn Straßen ...«

Er lächelte.

»Das tue ich nur, um die Tage auszufüllen, während ich warte ...«

Erneut hätte ich ihn am liebsten gefragt, worauf er denn warte. Ich befürchtete, er könne sich ernstlich wieder in seinen Gedanken davonmachen. Es erschien mir klüger, ihm vorzuschlagen, sich gemeinsam in ein Café zu setzen, in der Allee gleich nebenan.

Nachdem wir auf der Terrasse Platz genommen hatten, vor uns zwei Gläser Bier, versuchte ich es noch einmal. Sein unterbrochenes Studium betreffend.

»Kurz nach der Befreiung war ich wie in einem Rausch. Ich brauchte Zeit, um wieder nüchtern zu werden. Zu viel Zeit. Danach war mir nicht mehr nach Studieren.«

»Und Ihre Eltern? Haben sie nicht auf Sie eingeredet?«

»Es war mein Wunsch gewesen, Arzt zu werden. Mein Vater hatte immer schon andere Pläne mit mir. Wäre es nach ihm gegangen ...«

Er stockte. Vielleicht ein letztes Zögern, denn er betrachtete mich lange, so als suchte er mich zu ergründen, bevor er sich auslieferte.

»Mein Vater wollte, daß ich ein großer revolutionärer Führer werde.«

Ich mußte unwillkürlich lächeln.

»Ja, ich weiß, in normalen Familien besteht der Vater darauf, daß sein Sohn Arzt wird, und der träumt davon, Revolution zu machen. Aber meine Familie läßt sich nicht als ›normal‹ bezeichnen ...«

»Dann war Ihr Vater wohl, wenn ich recht verstehe, ein Revolutionär der ersten Stunde.«

»So hätte er sich wohl selbst beschrieben. Aber sagen wir eher: er war ein rebellischer Geist. Keineswegs zänkisch, damit das klar ist. Sogar durchaus frohsinnig und dem guten Leben zugewandt. Aber rebellisch von Grund auf.«

»Wogegen?«

»Gegen alles! Gesetze, Religion, Überlieferungen, Geld, Politik, Schule ... Alles aufzuzählen wäre viel zu lang. Gegen alles, was sich änderte, und gegen alles, was sich nicht änderte. Gegen ›die Dummheit und den schlechten Geschmack und die verrußten Gehirne‹, wie er sich ausdrückte. Er träumte von gewaltigen Umwälzungen ...«

»Was hat ihn zu einer solchen Einstellung gebracht?«

»Schwer zu sagen. Aber in seinen frühen Jahren hat er, das ist richtig, Lebensumstände erfahren, die seinen Groll nähren konnten ...«

»Ich nehme an, er kam aus einem benachteiligten Milieu ...«

»Arm, wollen Sie sagen? Da, junger Freund, liegen Sie falsch, völlig falsch. Unsere Familie ...«

Als er dies sagte, senkte er den Blick, wie aus Scham. Aber ich glaube, er wollte eher seinen Stolz verbergen.

Ja, wenn ich jetzt daran zurückdenke, bin ich mir sicher, er schämte sich seines Stolzes wegen, als er mir sagte:

»Ich stamme aus einer Familie, die lange Zeit den Orient regiert hat.«

An diesem Tag redeten wir ununterbrochen bis spät in die Nacht. Zunächst im Café; dann während eines Spaziergangs durch die hellerleuchtete Stadt; schließlich abends in einer Brasserie nahe der Place de la Bastille.

Wann genau kam mir die Idee, mir sein ganzes Leben, von Anfang bis Ende, erzählen zu lassen? Seitdem wir die ersten Worte gewechselt hatten, scheint mir, war ich hingerissen von seiner Art, bestimmte, in meinen Augen bemerkenswerte Episoden so darzustellen, als wolle er sich entschuldigen. Diese nicht gespielte Bescheidenheit war mir sehr sympathisch. Wie auch die Empfindlichkeit, die in seinem Lächeln sichtbar wurde; auch in seinem Blick, der um Zustimmung heischte und bei jedem eher seltenen Anzeichen von Ermüdung, das ich von mir gab, unruhig wurde; wie auch an seinen Händen, die flatterten, unablässig Kreise drehten, sich verschränkten, lange und ebenmäßige Hände, denen man ansah, daß sie niemals gearbeitet hatten und von denen er immer noch nicht zu wissen schien, was er mit ihnen anfangen sollte. Es wäre langweilig, wollte ich sagen, wie ich zu seinem Einverständnis kam. Langweilig und trügerisch, denn heute weiß ich, daß er sich für das Spiel aus einem Grund hergegeben hat, der nichts mit meinen Argumenten oder meiner verbalen Geschicklichkeit zu tun hatte.

Ich muß mich erklären: Diese berühmte Sache, auf die er vier Tage lang warten sollte und über die ihn aus-

zufragen ich mich immer noch nicht getraut hatte, ging ihm fortwährend im Kopf herum; er wollte nicht daran denken und fühlte sich doch außerstande, an etwas anderes zu denken. Die Furcht, sich selbst gegenüberzufinden, und weniger nostalgische Gefühle hatten ihn dazu gebracht, die Straßen abzuklappern, die den Helden der Résistance gewidmet waren. Die Begegnung mit mir bot ihm eine noch wirksamere Ablenkung. Ich sollte ihn die ganzen Tage des Wartens mit Beschlag belegen, ihn rütteln, kitzeln, bedrängen, zwingen, Stunde um Stunde seiner Vergangenheit noch einmal zum Leben zu erwecken, statt über die Zukunft nachzugrübeln.

Donnerstag morgen



Nach meinen Aufzeichnungen habe ich ihn an einem Mittwoch getroffen. Am nächsten Morgen waren wir bereits um neun Uhr in seinem Hotelzimmer, schmal, aber mit hoher Decke, an den Wänden eine grünfarbene Tapete mit faden Margeriten; ein seltsamer vertikaler Rasen ...

Er lud mich ein, auf dem einzigen Sessel Platz zu nehmen; er selbst zog es vor, mit großen Schritten das Zimmer zu durchmessen.

»Worüber möchten Sie als erstes sprechen?« fragte er mich.

»Das Einfachste wäre, mit dem Anfang zu beginnen. Ihrer Geburt ...«

Er ging zwei Minuten schweigend hin und her. Dann antwortete er mit einer Frage:

»Sind Sie sicher, daß das Leben eines Menschen bei der Geburt beginnt?«

Er wartete die Antwort nicht ab. Es war lediglich eine bestimmte Art, in die Erzählung einzuführen. Ich ließ ihn also reden, wobei ich mir das Versprechen abnahm, so wenig wie möglich einzugreifen.

Mein Leben begann, sagte er, ein halbes Jahrhundert vor meiner Geburt, in einem Zimmer, das ich nie besucht habe, an den Ufern des Bosphorus. Ein Drama hatte sich ereignet, ein Schrei war erklingen, eine Woge des Wahnsinns breitete sich aus, die nie mehr aufhören sollte. So daß bei meiner Ankunft auf der Welt mein Leben davon bereits in weiten Teilen angegriffen war.

Istanbul war zum Schauplatz bestimmter Ereignisse geworden. Schwerwiegend für die Zeitgenossen, lächerlich in unseren Augen. Ein Monarch war vom Thron gestürzt worden, sein Neffe hatte seinen Platz eingenommen. Mein Vater hat mir dutzende Male davon erzählt, mir Namen und Daten genannt ... Ich habe alles vergessen, oder fast alles. Das ist auch nicht so wichtig. Für meine eigene Geschichte behält lediglich jener Schrei, jenes Gebrüll, das an diesem Tag eine junge Frau ausstieß, einige Bedeutung.

Der gestürzte Herrscher wurde am Rande der Hauptstadt unter Hausarrest gestellt. Ihm wurde, außer nach vorgängiger Erlaubnis, verboten, das Haus zu verlassen, Besuche zu empfangen. Getrennt von den Seinen, mit Ausnahme der vier alten Diener. Der Mann war hilflos. Melancholisch, verstört, wie betäubt. Bereits vernichtet. Er hatte große Träume genährt hinsichtlich des Reichs, Träume von Fortschritt, von wiedergefundener Größe; er wähnte sich von allen geliebt, begriff nicht das Schweigen, das ihn umgab. Immer wieder kam seine Bitternis in ihm hoch: Er hatte es nicht verstanden, die richtigen Vertrauensleute auszuwählen, sie hatten ihn alle falsch beraten, hatten seine Großzügigkeit mißbraucht; ja, alle hatten sie ihn verraten!

Er hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen. »Ich weiß, daß mir niemand mehr gehorchen will, aber sollte sich jemand unterstehen, hier einzudringen, werde ich ihn mit meinen eigenen Händen erwürgen!« Und so ließ man ihn die ganze Nacht und den folgenden Morgen allein. Bis zur Mittagszeit. Dann hatte man an seine Tür geklopft. Keine Antwort. Man wurde unruhig; aber wer hätte gewagt, sich seinen Befehlen zu widersetzen?

Die Diener hatten sich beratschlagt. Eine einzige Per-

son auf der Welt konnte ihm ungehorsam sein, ohne seine Wut fürchten zu müssen. Seine Tochter, sein über alles geliebtes Kind, Iffett. Sie beide verband eine tiefe Zuneigung, er vermochte ihr nichts abzuschlagen. Sie besaß Klavier-, Gesangs-, Französisch- und Deutschlehrer. Sie wagte es sogar, sich in seiner Gegenwart europäisch zu kleiden, mit Kleidern, die sie aus Wien oder Paris mitbrachte. Sie allein konnte gefahrlos die Türschwelle des gestürzten Herrschers überschreiten.

Nachdem die Erlaubnis der neuen Machthaber eingeholt war, ließ man sie kommen. Zunächst versucht sie sachte den Türgriff zu drehen. Doch die Tür läßt sich nicht öffnen. Sie fordert ihre Begleiter auf, sich zurückzuziehen, und ruft: »Vater, ich bin es, Iffett. Ich bin allein.« Noch immer keine Antwort. Zitternd gibt sie den Wächtern Befehl, die Tür mit Gewalt zu öffnen, schwört, sie nehme alle Verantwortung auf sich. Zwei kräftige Schultern stemmen sich gegen die Tür. Sie gibt nach. Die zwei Kerle flüchten, ohne auch nur einen Blick ins Innere zu werfen.

Die Tochter betritt das Zimmer. »Vater!« Macht zwei Schritte. Und stößt in diesem Augenblick jenen Schrei aus, der im Zimmer wiederhallt, im Flur, in den Vorhallen, der in den Straßen Istanbuls, im ganzen Reich zu vernehmen ist; und weiter noch, bis in die Kanzleien der Großmächte.

Der gestürzte Herrscher lag da, mit offenen Pulsadern und dunkel gefärbter Kehle. Die Kleider waren bereits blutdurchtränkt.

Ein Selbstmord? Vielleicht. Vielleicht aber auch ein Mord. Es wäre durchaus möglich gewesen, daß die Mörder über den Garten eingedrungen waren. Die

Wahrheit wurde nie bekannt. Wie auch immer, die Frage ist unwichtig geworden, außer für einige Historiker ...

Iffett verharrete da; erstarrt in ihrem Grauen; nach ihrem Gebrüll folgte eine Art von Keuchen. Noch Jahre später konnte man in ihren Augen diesen Schrecken errahnen.

Nachdem die ersten Wochen der Trauer vorüber waren und sie noch immer in den Fluren umherschlich, mit demselben Blick und demselben Keuchen, konnte man sich der Einsicht nicht mehr verschließen: Das war nicht mehr der gewöhnliche Kummer desjenigen, der um ein geliebtes Wesen trauert; Iffett, die Lieblingstochter, das verhätschelte Kind, einst so fröhlich und kokett, hatte den Verstand verloren. Vielleicht für immer.

Ihrer Mutter blieb keine andere Wahl, als den alten Doktor Ketabdar zu Hilfe zu rufen. Dieser, Sproß einer aus Persien gebürtigen Gelehrtenfamilie, pflegte jene in den renommierten Wohnbezirken Istanbuls, die Zeichen geistiger Umnachtung von sich gaben. Sich an ihn zu wenden war bereits ein Eingeständnis der Verzweiflung.

Der Arzt kannte die Patientin. Er war ihr sechs Monate früher begegnet, unter ganz anderen Auspizien. Wegen einer unter Hysterie leidenden Dienerin ins Haus gekommen, hatte er die Prinzessin Klavier spielen hören. Es war eine Wiener Weise, und er blieb an der Tür stehen und lauschte. Als sie abbrach, hatte er einige aufmunternde Worte auf französisch gesagt. Lächelnd hatte sie ihm geantwortet. Sie hatten einige Worte gewechselt, und er war übergücklich zurückgefahren. Diese Begegnung hatte er nie mehr vergessen, diese Musik, diese glatten Hände, dieses Gesicht, diese Stimme.

Und als er nun von neuem in den Raum getreten war, wo das Klavier stand, und dieses junge Mädchen wie aufgedreht hin- und hergehen sah, als er ihr Brummen einer Wahnsinnigen hörte, ihre unsteten Augen, ihre ineinander verknäulten Finger sah, konnte er sich nicht mehr der Tränen enthalten. Iffetts Mutter hatte es wahrgenommen und zu schluchzen begonnen. Er war wütend auf sich, hatte sie gebeten, ihm zu verzeihen; er sollte die Familien seiner Patienten aufmuntern und stärken, nicht noch mehr in Panik versetzen.

»Und wenn ich sie von Istanbul wegbringe, weit weg, nach Montreux etwa ...?« hatte die Mutter bang gefragt. Doch der Arzt hatte abgewunken, nein, leider, eine Reise würde nichts grundlegend ändern. Gewiß müßte sie auf andere Gedanken gebracht werden, sollte sie ferngehalten werden von allem, was sie an das Drama erinnerte. Aber das genügte nicht. In der Verfassung, in der sie sich befand, müßte sie ständig von qualifiziertem Personal gepflegt werden. Die Mutter hatte die Fäuste gegen die Brust gepreßt: »Niemals werde ich zulassen, daß meine Tochter in eine Irrenanstalt eingesperrt wird! Eher sterbe ich!« Der Arzt hatte ihr versprochen, über eine bessere Lösung nachzudenken.

Dann, an diesem Abend, auf der Heimfahrt in seiner Karosse, auf den holprigen, lärmenden kleinen Straßen Galatas, hin- und hergeschüttelt, halb schlummernd, war Doktor Ketabdar von einem verrückten Gedanken gefangengenommen worden, einem Wunschtraum. Den er gleichwohl am nächsten Tag der Mutter Iffetts unterbreitet hatte: Da der Zustand ihrer Tochter über Jahre unablässige Pflege erforderte, da ihre Einlieferung in ein Heim nicht zur Debatte stand, schlug er vor, sie mit

nach Adana zu nehmen, im Süden Anatoliens, wo er ein Haus besaß. Dort würde er sich Tag und Nacht um sie kümmern, Monat um Monat, Jahr um Jahr, sie wäre seine einzige Patientin, und nach und nach, wenn Gott will, würde sie wieder ihre geistigen Kräfte erlangen.

Sich um sie Tag und Nacht, Jahr um Jahr kümmern? Und in seinem eigenen Haus? Unter anderen Umständen hätte die Mutter den Arzt für vermessen und unschicklich gehalten. Denn was als solches nicht ausgesprochen, aber doch unmißverständlich angedeutet worden war: der Arzt, jetzt Witwer, gedachte Iffett zu ehelichen. Unter anderen Umständen, sagte ich, wäre ein solches Ansinnen unfaßbar gewesen. Doch jetzt konnte keiner mehr auch nur im entferntesten daran denken, die seelisch gestörte Tochter des gestürzten Herrschers mit einer jener angesehenen Persönlichkeiten zu verheiraten, die sich früher um diese Gunst beworben hatten. Und so hatte sich die Mutter damit abgefunden. Statt ihre Tochter bis ans Ende ihrer Tage in ein Irrenhaus einzuliefern, war es jedenfalls besser, sie diesem achtenswerten Mann anzuvertrauen, der sie zärtlich zu lieben schien, der sie pflegen, sie vor Schande und Skandalen bewahren würde ...

Ein sonderbares Heim, nicht wahr? Ein alter Mann, der vor allem praktizierender Arzt war; eine junge wahnsinnige Ehefrau, die er mit seiner Pflege und seiner Zuneigung umgab, aber die ganze Tage damit verbringen konnte, grundlos zu wimmern oder aufzuschreien, vor den Ohren der teils gereizten, teils mitfühlenden Dienerschaft.

Niemand zweifelte, daß es sich um eine fiktive Heirat handelte, womit lediglich das Unschickliche einer Situation vermieden werden sollte, in der ein Mann und eine

Frau unter einem Dach wohnten und Tag und Nacht vor den Blicken Fremder geschützt waren. Eine Anstandsheirat also, eine Scheinheirat; oder vielmehr: eine Gefälligkeitsheirat. Alles in allem: ein Beweis der Aufopferung. Ja, ein Akt der Barmherzigkeit von seiten des alten Arztes.

Nur, eines Tages war Iffett schwanger.

War das die Folge eines Augenblicks der Verirrung? Oder aber Ergebnis einer kühnen Therapie? Man konnte es sich durchaus fragen.

Wenn ich dem Kind des Paares, das niemand anderes als mein Vater ist, Glauben schenken darf, ist die zweite Erklärung festzuhalten: Doktor Ketabdar hatte seine eigenen Theorien; er gedachte nachzuweisen, daß eine Frau wie die seine, die infolge eines Schocks ihren Verstand verloren hatte, ihn durch einen abermaligen Schock auch wieder zurückgewinnen könnte. Durch Schwangerschaft, Mutterschaft ... Vor allem aber durch die Niederkunft. Der brutale Schock des Lebens würde den brutalen Schock des Todes wettmachen. Ein Blut das andere Blut auslöschen. Theorien ... Theorien ...

Denn vorstellbar war ebenso der andere Fall: Der Arztgatte, fortwährend seine Gattin umsorgend, sie ankleidend, auskleidend, der sie jeden Abend badete, sie, eine junge schöne Frau, die er zutiefst und so sehr liebte, daß er ihr jeden Moment seines Lebens widmete – wie hätte er sie betrachten können, ohne erregt zu werden? Wie hätte er diesen glatten, ebenmäßigen Körper mit seinen Händen und Augen streicheln können, ohne daß sich in ihm das Verlangen Bahn brach?

Dies um so mehr, als sie sich nicht ständig in einem Krisenzustand befand. Von Zeit zu Zeit schien sie

durchaus Zeichen von Hellsichtigkeit zu geben. Oh, keine wirkliche Hellsichtigkeit! Ich habe sie am Ende ihres Lebens gekannt, sie beobachtet. Sie war niemals so klar im Kopf, daß sie sich ihrer Verfassung bewußt gewesen wäre. Und das war auch gut so, sie hätte sonst zu sehr gelitten. Aber sie verbrachte doch auch friedvolle Stunden ohne Heulen und Stöhnen, Stunden, in denen sie denjenigen, die sie umgaben, eine große Zärtlichkeit entgegenbrachte.

Zuweilen fing sie zu singen an, mit einer aufgewühlten und doch melodiösen Stimme. Ich habe noch ein türkisches Lied im Ohr, das von den flanierenden Mädchen Istanbuls an den Ufern des Oskuder erzählt. Und an ein weiteres, mit etwas verworrenem Text, in dem von Trebizond die Rede war und vom Tod. Wenn meine Großmutter sang, schwieg das ganze Haus, um ihr zu lauschen. Sie konnte so rührend sein. Mit einem heiteren Gesicht und anmutiger Haltung bis in ihre letzten Tage. Ich kann mir nur allzugut vorstellen, daß ihr Gatte Lust bekam, sie in die Arme zu nehmen. Und daß sie sich an ihn kuschelte mit dem kleinen Lachen eines weissen Kindes. Gleichsam als Selbstrechtfertigung hätte Doktor Ketabdar dann die entsprechenden Theorien entwickelt. In bestem Glauben ...

Theorien, die sich, wie man einwenden könnte, letztlich als unbrauchbar erwiesen, da meine Großmutter noch in hohem Alter nicht geheilt war! Doch so einfach ist das nicht. Sie wurde nicht geheilt, das stimmt, der heilsame Schock fand nicht statt. Aber sie vermochte für ihren Sohn eine liebende Mutter zu sein. Und als sie dann später mit uns im selben Haus lebte, haben wir ihre Anwesenheit nie als Last empfunden. Ihre Krisen ereigneten sich in längeren Abständen und ohne dauer-

hafte Folgen. War sie durch ihre Mutterschaft nicht geheilt worden, so hatte sie doch auch ihren Fall nicht verschlimmert; und meiner Ansicht nach hatte es ihr gut getan. Freilich waren wenige Leute bereit, die Dinge in diesem Licht zu sehen.

Der alte Arzt war kritisiert worden ... Kritisiert, was sage ich, er war in den Dreck gezogen worden! Eine regelrechte Kampagne. Getuschel, Verwünschungen, Beschimpfungen, Verleumdungen. Sicher, er war verheiratet, ganz legal, und niemand konnte diesem Mann einen Vorwurf daraus machen, daß seine rechtmäßige Frau ein Kind von ihm empfangen hatte. Aber man konnte nicht umhin zu denken, daß aufgrund der Umstände es so etwas wie einen moralischen Vertrag gab und daß Doktor Ketabdar, indem er diese Frau, die nicht mehr bei Verstand war, schwanger machte, sie in gewisser Hinsicht mißbraucht hatte, daß er auf eine unverantwortliche und unwürdige Weise gehandelt hatte, die im Widerspruch stand zur ärztlichen Ethik, und daß er sich lediglich durch niedere Gelüste hatte leiten lassen...

Und als er dann zu seiner Verteidigung versucht hatte, seine wunderlichen Theorien auszubreiten, hatte er sich noch mehr in Verruf gebracht. Wie? sagten seine Ankläger. Die eigene Frau als Versuchskaninchen benutzen?

Ins Herz getroffen durch die Feindschaft, die ihm am Ende eines beispielhaften Lebens von allen Seiten entgegenbrandete, hatte sich der alte Arzt nicht mehr des Gefühls erwehren können, einen Fehltritt begangen, seinen Auftrag verraten zu haben und der Unwürde anheimgefallen zu sein.

Kein Kollege, kein Mitglied der »erhabenen Familie«, kein Notabel von Adana wollte mehr die Schwelle seines Hauses überschreiten.

Mein Vater sagte mir: »Man behandelte uns wie Aussätzige!«

Und dabei lachte er laut auf!

Unser Haus in Adana habe ich nicht gekannt, nein, noch nicht einmal gesehen. Aber es befand sich auf der Strecke meines Lebens, stromaufwärts, und ich glaube tatsächlich, daß es für mich ebensoviel gezählt hat wie die Häuser, die ich bewohnte.

Es stand im Stadtzentrum und doch am Rande. Hohe Mauern umgaben es und ein Garten mit schattigen Bäumen. Es war aus Sandstein erbaut, und bei Regen rötete es sich, bei Trockenheit war es mit feinem ockerfarbenem Staub bedeckt. Wenn Leute daran vorübergingen, taten sie so, als würden sie es nicht sehen. Für sie mußte es ein Ort unergründlichen Schauders sein; Schauer, der sich an jeden Wohnsitz der regierenden Familie heftete; auch Schauer angesichts des darin lauernden Wahnsinns; Schauer schließlich in bezug auf Doktor Ketabdar, von dem es hieß, er gehe geheimen, okkulten Praktiken nach.

In einem solchen Haus, in den Armen eines solchen Paares war das Kind etwas Unschickliches, etwas, was die Unwirklichkeit der Situation noch verstärkte. Es war gewissermaßen widernatürlich da, man sah in ihm nicht ein Geschenk des Himmels, sondern die Frucht des Umgangs mit den Mächten der Dunkelheit.

Das Kind, mein Vater, ging selten aus dem Haus. Er ist nie zur Schule gegangen. Das hatte er mit anderen Jungen aus der osmanischen Linie gemein: die Schule kam zu ihm. Die ersten Jahre gab es einen ständigen

Hauslehrer; dann, mit wachsendem Alter, diverse Lehrer für die verschiedenen Fächer. Nie kamen Jungen seines Alters zu Besuch, er auch nicht bei ihnen; Freunde hatte er keine; Umgang allein mit seinen Lehrern.

Und diese waren selbst nicht Menschen herkömmlichen Schlags. Wer einwilligte, jeden Tag in das »verpestete« Haus zu kommen, lebte meistens selbst am Rand der Normen seiner Zeit. Der Türkischlehrer war ein ehemaliger Imam, der Arabischlehrer ein von seiner Familie verjagter Jude aus Aleppo, der Französischlehrer ein Pole, den es, Gott weiß wie, in diese Stadt in Anatolien verschlagen hatte und der auf den Namen Wassa hörte – sicher die Abkürzung eines dreimal längeren Familiennamens ...

Solange Doktor Ketabdar noch lebte, begnügten sich die Lehrer zu unterrichten. Zu festgelegten Zeiten. Verspätung wurde nicht geduldet. Jede Übertretung wurde geahndet. Sie hörten sich seine Direktiven an, berichteten ihm über die Fortschritte des Schülers, und jeden Freitag kamen sie zu einem Höflichkeitsbesuch, um ihr Gehalt in Empfang zu nehmen.

Nach dem Tod des alten Arztes hatte sich die Disziplin gelockert. Mein Vater dürfte da sechzehn Jahre gewesen sein. Niemand hielt ihn mehr an der Kandare. Die Unterrichtsstunden verlängerten sich jetzt durch endlose Diskussionen, häufig wurden die Lehrer gebeten, zum Mittag- wie zum Abendessen zu bleiben. Ein kleiner Hof hatte sich um den jungen Mann gebildet. Da wurde über alles geredet, und es wäre höchst anstößig gewesen, die herkömmlichen Ideen zu predigen, unbegründete Lobgesänge auf die Dynastie anzustimmen oder die Verdienste des Glaubens zu preisen.

Eine Heimstatt des freien Worts, wie es sie in jenen Jahren in allen Städten des Reiches gab. Aber meinen Sie nun nicht, in unserem Haus in Adana seien Komplotte geschmiedet worden. Man hielt sich vorsichtig von der Politik fern. In der Gruppe gab es zu viele Ausländer, nicht zuletzt Angehörige von Minderheiten – wie Armenier, Griechen ... –, die durch jegliche Kritik an den osmanischen Autoritäten in größte Bedrängnis geraten wären. Allenfalls wurde bisweilen das allgemeine Wahlrecht angeschnitten, die Schulpflicht, der russisch-japanische Krieg, oder auch Rebellionen in fernen Ländern, in Mexiko, Persien, Spanien oder China. Man begeisterte sich vielmehr für etwas ganz anderes, nämlich für Entdeckungen, für die neuen Techniken. Den Ehrenplatz nahm dabei die Fotografie ein. Und als eines Tages in der Hitze der Diskussion die Idee aufkam, dem Kreis einen Namen zu geben, fiel die Wahl ohne Zögern auf »Fotografie-Zirkel«.

Da mein Vater als einziger die finanziellen Mittel einer solchen Passion besaß, hatte er – ich glaube aus Leipzig – das neueste Material und die entsprechenden Anleitungsbücher kommen lassen.

Mehrere Mitglieder des Kreises sollten sich in dieser Kunst üben, wobei sich als der begabteste der Lehrer für Naturwissenschaften erwies, Nubar, ein Armenier. Er war auch der jüngste Lehrer, kaum sechs oder sieben Jahre älter als sein Schüler. Zwischen ihnen entwickelte sich eine dauerhafte Freundschaft.

Derartige Bindungen zwischen einem Türken und einem Armenier erschienen bereits zu jener Zeit als sehr unüblich. Fast hätte ich gesagt: anachronistisch. Und natürlich auch suspekt. Geschäftsverbindungen, gesellschaftlicher Umgang, gegenseitige Wertschätzung, ja,

das mochte noch angehen; eine wirkliche Freundschaft, ein tiefgehendes Einverständnis nicht. Die Beziehungen zwischen den beiden Gemeinwesen verschlechterten sich zusehends, in Adana mehr als andernorts.

Doch was sich außerhalb der Mauern des Hauses Ketabdar ereignete, hatte kaum Auswirkungen auf das Geschehen in seinem Inneren. Vielleicht wirkte es sich sogar noch umgekehrt aus: In dem Maße, wie eine wahre, eine brüderliche Freundschaft zwischen einem Türken und einem Armenier immer seltener wurde, gewann sie für die beiden jungen Menschen an Wert; während so viele andere lauthals auf ihren Unterschied pochten, machten die beiden als einzigen Unterschied ihre Freundschaft geltend. Mit infantilem Pathos schworen sie, daß nichts sie je trennen könne. Und daß keine Beschäftigung sie je dazu bringen könne, ihre gemeinsame Leidenschaft aufzugeben, die Fotografie.

Bisweilen kam meine Großmutter bei Versammlungen des Zirkels aus ihrem Zimmer und setzte sich unter sie. Sie ließen sich in ihren Diskussionen nicht stören, streiften sie nur manchmal beim Sprechen mit einem Blick; sie schaute ebenfalls, schien mit Interesse zuzuhören; ihre Lippen bewegten sich; dann, ohne ersichtlichen Grund, erhob sie sich mitten in einem Satz, ging und schloß sich wieder ein.

Andere Male zeigte sie sich erregt, stieß in ihrem Zimmer Schreie aus. Dann erhob sich ihr Sohn und ging zu ihr, um sie so zu pflegen, wie es ihm sein Vater beigebracht hatte. Sobald sie sich wieder beruhigt hatte, kehrte er zu seinen Freunden zurück, und das Gespräch wurde dort wieder aufgegriffen, wo es unterbrochen worden war.

Trotz aller Schicksalsschläge hat unser Haus damals

einige glückliche Jahre erlebt. Diesen Eindruck vermitteln auch die Fotos aus jener Zeit. Mein Vater hatte einige Hundert davon aufbewahrt. Einen ganzen Koffer voll. Darauf hatte er stolz in Sepiatinte geschrieben: »Fotografie-Zirkel. Adana.«

Leuten, die er schätzte, zeigte er sie manchmal. Erklärte dabei im einzelnen die Umstände der Aufnahme, die verwendeten Techniken und die Einstellung, die Feinheiten der Belichtung. Darüber konnte er sich endlos auslassen, wie ein Marktverkäufer ... So daß eines Tages ein ausländischer Besucher sogar seine Absichten völlig mißverstand und ihm, im Glauben, sein Gastgeber wolle ihm die Fotos verkaufen, einen Preis bot. Mein Vater hätte ihn fast vor die Tür gesetzt.

Alle Fotos sind letztlich in diesem Koffer geblieben, bis zu seinem Tod. Außer zwei oder drei, die er einrahmen ließ. Darunter ein bemerkenswertes Porträt seiner Mutter. Sie saß, ein wenig steif, in einem Sessel, ihre Augen schielten links zum Fenster, wie eine zerstreute Schülerin.

Das Foto hatte er selbst geschossen, natürlich. Eingedenk der Verfassung, in der sie sich befand, hätte keiner der Freunde des Sohnes es sich erlaubt, sie zu fotografieren. Ein zu gewagter Akt, und zu intim.

Doch die meisten Fotos im Koffer waren nicht von ihm. Es gab welche von Nubar und sechs oder sieben weiteren Mitgliedern des Zirkels.

Die ältesten stammten von 1901. Das jüngste von 1909. April 1909. Das ist doch präzise, nicht wahr? Ich könnte noch präziser werden: 6. April. Mein Vater hat vor mir genug davon erzählt, als daß ich es hätte vergessen können. Nach diesem Datum hat er nie mehr einen Fotoapparat in Händen nehmen wollen.

Was an diesem Tag passiert war? Eine Katastrophe, gewissermaßen. Die Katastrophe, aus der ich hervorgegangen bin.

In Adana hatte es Ausschreitungen gegeben. Die Menge hatte das armenische Viertel geplündert und verwüstet. Ein Vorgeschmack dessen, was sich sechs Jahre später in einem weit größeren Umfang ereignen sollte. Aber das war bereits grauenhaft genug. Hunderte von Toten. Vielleicht Tausende. Zahllose Häuser in Brand gesteckt, darunter das Nubars. Er hatte gerade noch Zeit gehabt zu fliehen, mit seiner Frau, die den selten gewordenen Namen Arsinoe trug, sowie ihrer zehnjährigen Tochter und ihrem vierjährigen Sohn.

Wo Unterschlupf finden, wenn nicht bei seinem Freund, seinem einzigen türkischen Freund? Am nächsten Tag hatten sie sich alle zusammen in dem weiträumigen Haus Ketabdar verborgen gehalten. Doch tags darauf, am 6. April also, als es hieß, Ruhe sei wieder eingelehrt, hatte Nubar sich zu seinem Haus vorwagen und schauen wollen, ob er nicht einige Bücher und Fotos retten könnte. Er hatte einen tragbaren Apparat bei sich, wie auch mein Vater, der beschlossen hatte, ihn zu begleiten.

Tatsächlich schienen die Straßen friedlich. Zwischen den beiden Häusern lagen nur einige hundert Meter, und auf dem Weg hatten die beiden Freunde ein paar Aufnahmen gemacht.

Sie hatten gerade das Haus Nubars erreicht oder zumindest dessen noch schwelende Trümmer, da, plötzlich, Gebrüll. Einige Straßen weiter, rechts, nähert sich

eine Menschenmenge, bewaffnet mit Knüppeln und, am hellichten Tag, Fackeln. Unsere Fotografen machen sofort kehrt, Nubar beginnt zu rennen, mein Vater behält seinen majestätischen Gang bei. Warum sich beeilen? Die Menge ist noch weit. Und so bleibt er stehen, stellt sorgfältig ein, mißt die Entfernung, knipst die Vorhut der Aufrührer.

Nubar, in panischer Angst, schreit los. Nun entschließt sich auch mein Vater zu rennen, den Fotoapparat wie ein Kind an seine Brust gedrückt. Beide kommen heil durchs Gartentor.

Doch die Menge ist ihnen dicht auf den Fersen. Eine tausendköpfige Bande von Fanatikern, die auf den Boden stampfen und jetzt am Gartentor rütteln. Nur wenige Sekunden, und sie sind eingedrungen, und dann beginnt das Töten, Plündern, In-Brand-Stecken. Aber vielleicht zaudern sie noch. Dieser imposante Bau hinter dem Gartentor ist nicht der Wohnsitz irgendeines reichen armenischen Händlers, sondern der eines Mitglieds der regierenden Familie.

Wird das Zögern anhalten? Werden die Gitterstäbe, an denen immer heftiger gerüttelt wird, nicht irgendwann nachgeben und damit die Schläger von ihren letzten Skrupeln befreien? Die Menge ballt sich immer mehr zusammen, das Todesgebrüll wird immer lauter.

Da taucht plötzlich ein Trupp Soldaten auf. Ein Offizier, ein einziger und ganz jung, mit einer Handvoll Männern, doch ihr unerwartetes Erscheinen verfehlt seine Wirkung nicht. Vom Pferd herab wechselt der Kommandant in seiner Kappe aus aufgerauhter schwarzer Wolle, den Säbel schwingend, einige Worte mit den Rädelsführern, macht dann dem Gärtner ein Zeichen, ihn hineinzulassen.

Mein Vater empfängt ihn als Retter, doch der Offizier hat jetzt keine Zeit für Freundlichkeiten. Trocken verlangt er die Aushändigung des fotografischen Materials, dem Auslöser dieser Unruhen. Als mein Vater sich weigert, droht er: Wenn seiner Forderung nicht nachgegeben wird, verläßt er mit seinen Männern diese Stätte und garantiert für nichts mehr.

»Wissen Sie, wer ich bin?« fragt mein Vater. »Wissen Sie überhaupt, wessen Enkel ich bin?«

»Ja, ich weiß es«, ist die Antwort des Offiziers. »Ihr Großvater war ein vornehmer Herrscher, der einen grauenhaften Tod erleiden mußte. Gott sei seiner Seele gnädig!«

Und während er spricht, blitzt in seinem Blick mehr haßerfüllte Arroganz als Mitgefühl.

Man mußte nachgeben. Die gesamte für die Aktivitäten des Fotografie-Zirkels teuer importierte Ausrüstung ausliefern. Nicht weniger als ein Dutzend Apparate, darunter die modernsten ... Meinem Vater gelang es gerade noch, den zu verstecken, den er vor wenigen Augenblicken benutzt hatte; mit dem Fuß stieß er ihn unter ein Möbelstück. Er enthielt das Foto, das ihm fast das Leben gekostet hätte.

Die Soldaten trugen die Beute fort. Vom Fenster des ersten Stocks sahen Nubar und mein Vater, wie sie diese Kleinode vor den Randalierern auf den Boden warfen, erst mit den Stiefeln drauftraten, dann mit den Gewehrkolben zuschlugen, schließlich die Überreste mit vollen Händen über die Gitterstäbe warfen ...

Erst danach war die Menge befriedigt gewesen und bereit, sich zu zerstreuen.

Die beiden Freunde schauten sich fassungslos an. Nur wenig erleichtert darüber, dem Tod entronnen zu sein, so traurig waren sie.

Vorbei die schönen Jahre. Vorbei die Jahre des Zirkels. Die Fotografie, ihre gemeinsame Geliebte, ihre keusche europäische Maîtresse, für die sie gerade gemeinsam ihr Leben riskiert hatten, werden sie fortan nicht mehr auf die alte Weise umarmen. Mein Vater wird nur noch zum Sammler, er wird nie mehr eine Aufnahme machen, die der Aufrührer wird seine letzte gewesen sein; Nubar dagegen wird Berufsfotograf. Aber nicht in Adana. Sein Haus wieder aufzubauen kam nicht mehr in Frage. Der bloße Gedanke, sich wieder in die angsterfüllten Straßen des armenischen Viertels zu begeben, war ihm unerträglich. Er war in dieser Stadt geboren, doch die Zukunft wohnt nicht in den Mauern der Vergangenheit.

Jetzt mußte nur noch der Ort des Exils gewählt werden.

In jenen Jahren flüchteten viele Armenier aus Adana und anderen Provinzstädten, um sich in der Hauptstadt niederzulassen, in Istanbul. »Den Krallen des Tiger entkommen, um sich dann in seinem Maul niederzukuscheln? Ich nicht«, sagte Nubar.

Ihm schwebte Amerika vor. Nur dazu brauchte er viel Geld, war einiges vorab zu regeln: er mußte Kontakte knüpfen, sich Papiere verschaffen. Was er brauchte, war Zeit. Nubar aber hatte es eilig. Lediglich einige Tage, länger wollte er bei seinem Freund nicht bleiben; und er war fest entschlossen, erst dann das Haus Ketabdar zu verlassen, wenn er außer Landes ging.

Es war seine Frau – ja, Arsinoe –, die ihm die Lösung einhauchte. Einhauchen ist, was sie betrifft, das

richtige Wort. Sie war eine so schüchterne und zurückhaltende Person, Beine und Arme ständig aneinandergepreßt, Augen gesenkt: Ich stelle mir vor, daß sie untätigst um Entschuldigung bat und tausend Grimassen schnitt, bevor sie es wagte, sich in etwas zu mischen, was sie nichts anging, ihr Leben. Sie besaß einen Cousin, der sich seit einigen Jahren im Libanongebirge niedergelassen hatte. Von Zeit zu Zeit schrieb er aufmunternde Briefe. Vielleicht könnte man für einige Zeit dorthin fahren, bis das mit Amerika geregelt war?

Zwar war man auch da unten auf osmanischem Territorium. Doch seit einem halben Jahrhundert gab es für das Gebirge einen von den Großmächten streng überwachten und garantierten Autonomiestatus. Mochte es für die Armenier auch nicht den erträumten Zufluchtsort darstellen, so doch ein Ziel mit dem geringsten Risiko. Und das leicht zu erreichen war.

Nubar hatte die Idee zwei Tage in seinem Kopf hin- und hergewälzt. Als die Entscheidung gefallen war, hatte er seinen Freund eingeweiht.

»So bist du also entschlossen«, hatte mein Vater gesagt, »mich zu verlassen. Mein Haus ist nicht geräumig genug für dich ...«

»Dein Haus ist geräumig, aber das Land ist beengt.«

»Wenn das Land für meinen besten Freund beengt ist, wie dann nicht auch für mich?«

Nubar war nicht in der Stimmung, weiter zu erläutern, wie verschieden die Zukunftsaussichten für einen armenischen Lehrer und einen türkischen Fürsten aussehen mochten ... Mein Vater hatte die Antwort im übrigen nicht abgewartet. Er war in den Garten hinausgegangen und schlenderte dort unter den Nußbäumen, in tiefen Zügen rauchend. Dann und wann beobachtete ihn

Nubar vom Fenster aus. Schließlich hatte er sich durchgerungen und war zu ihm gegangen. Er fühlte sich hilflos.

»Du bist mein liebster Freund, der großherzigste Gastgeber, einer, den man nicht ohne Gewissensbisse verläßt. Sag dir immer wieder, daß, was mit uns geschieht, weder von dir noch von mir gewollt war. Doch weder du noch ich können es verhindern. Ich sollte ...«

Der Freund und Gastgeber hörte nicht zu. Seit einer Stunde war in ihm eine eigene Entscheidung herangereift.

»Und wenn ich mit dir wegführe?«

»In den Libanon?«

»Vielleicht ...«

»Wenn du wirklich, wenn du mit mir kommen würdest, schenkte ich dir ...«

»Was würdest du mir schenken?«

Die beiden Freunde hatten plötzlich ihre Heiterkeit, ihre Jugend wiedergefunden. Und ihren gemeinsamen Geschmack an Wortspielereien. Doch dieses Spiel sollte sie weit weg führen ...

»Was könnte ich dir schenken?« hatte sich Nubar laut gefragt. »Du besitzt Ländereien, ganze Dörfer und einen fürstlichen Wohnsitz, während ich ..., von meiner bescheidenen Hütte kein Stein mehr auf den anderen stehen geblieben ist!

Ich hätte dir das kostbarste meiner Bücher schenken können; selbst dem, der alles besitzt, kann man immer noch ein altes Buch darbieten.

Ich hätte dir meine schönsten Fotografien schenken können, die gelungensten, die, denen mein ganzer Stolz galt.

Aber ich habe nichts mehr, alles ist verbrannt, die

Bücher, die Fotos, die Möbel, die Kleider, alles habe ich verloren.

Ich habe nichts anderes mehr zu schenken als die Hand meiner Tochter!«

»Einverstanden«, sagte mein Vater. »Ich komme mit dir!«

Waren sie, die beiden Freunde, hinsichtlich dieses Versprechens aufrichtig? Ich habe eher den Eindruck, für beide war das Ganze am Anfang ein Scherz; aber dann wollte keiner einen Rückzieher machen, aus Angst, den anderen zu kränken.

Die Tochter Nubars war zehn Jahre alt. Augenscheinlich groß für ihr Alter, aber schwächling, ein dunkler Typ, mit tristen Kleidern; mehr ein in die Länge gezogenes Kind denn eine beginnende Frau. Sie hieß Cécile. Fünf Jahre später heiratete sie den Freund ihres Vaters. 1914. Kurz vor Sommeranfang. Kurz vor Ausbruch des Krieges. Es gab ein prachtvolles Fest, vielleicht das letzte, bei dem Türken und Armenier gemeinsam sangen und tanzten. Unter tausend anderen Gästen war auch der Gouverneur des Libanongebirges zugegen, zu der Zeit gerade ein Armenier, Ohannes pacha. Er, ein osmanischer Beamter, hielt zu diesem Anlaß aus dem Stegreif eine Rede über die wiedergefundene Brüderlichkeit zwischen den Gemeinwesen des Reiches – »Türken, Armenier, Araber, Griechen und Juden, die fünf Finger der erhabenen Hand des Sultans« –, die ausgiebig beklatscht wurde.

Selbst auf dem Höhepunkt des Festes vermochte Nubar sich nicht von seinen Besorgnissen freizumachen. Der frisch Getraute aber freute sich wie ein Straßengejunge: »Los, Schwiegervater, hör mit dem Grübeln auf,

schließ dich uns an! Schau doch all die Leute um dich herum, wie sie lachen und mit den Händen klatschen, haben wir hier nicht gefunden, was uns in Adana fehlte? Wozu brauchen wir denn nach deinem Amerika auszuwandern?»

Tatsächlich schien alles zum Besten zu stehen. Mit Blick auf seine Heirat hatte mein Vater in der näheren Umgebung von Beirut, auf dem sogenannten Pinienhügel, ein prachtvolles Haus aus Sandstein bauen lassen, dem nachgebildet, das er verlassen hatte. Aus Adana hatte er die Familienmöbel mitgebracht, den Schmuck seiner Mutter, die alten Instrumente seines Vaters, die Teppiche, ganze Kisten voller Eigentumsurkunden und Firmane, und selbstredend alle seine Fotografien.

An der langen Wand im Salon des neuen Hauses Ketabdar prangte bereits das am wenigsten zu erwartende Bild: das der Aufrührer, mit ihren umwundenen Köpfen, ihren verschwitzten Gesichtern unter der haßerfüllten Flamme der Fackeln; mein Vater behielt sein Leben lang dieses einzigartige Jagdporträt vor Augen. Jahre lang sollten Besucher sich vor das Bild stellen, die Personen eingehend prüfen und vergeblich ein bekanntes Gesicht auszumachen suchen. Und mein Vater ließ sie dann längere Zeit herumrätseln, bevor er sagte: »Suchen Sie nicht weiter, darauf ist kein Gesicht zu erkennen, das ist die Masse, das Schicksal.«

Er setzte sich immer so, daß er diese Männer vor sich im Blick hatte; anders Nubar, der ihnen immer den Rücken zudrehte; der sogar, wann immer er in den Salon trat, unabänderlich die Augen senkte, um sie nicht sehen zu müssen.

Wäre es nach dem Willen meines Vaters gegangen, hätte sein Freund bei ihnen gewohnt. Doch Nubar hatte es vorgezogen, sich in der Nachbarschaft ein bescheidenes Haus zu mieten, das ihm auch als Atelier diente. Der Gouverneur hatte ihn zum Stammfotografen gewählt, und sein Geschäft war in wenigen Monaten aufgeblüht. Ähnlich jenem Getreide im Hochland, das sich beeilt zu wachsen, da es weiß, daß der Frühling kurz sein wird.

In jenem Sommer brach der Erste Weltkrieg aus. Für die, die ihn erlebt haben, wird er immer »la Grande Guerre«, der »Große Krieg«, bleiben. Bei uns jedoch keine Gräben, keine Abertausende von Toten, kein Senfgas. Wir litten weniger unter Kampfhandlungen als unter Hunger und Epidemien. Dann unter der Auswanderung, die ganze Dörfer entvölkerte. Fortan sollte es im ganzen Libanon und für lange Jahre zahllose Häuser ohne Schornsteinrauch geben.

In dieser Zeit begannen in Adana wie im gesamten Anatolien die Massaker. Die Erde der Levante erlebte ihre ruchlosesten Augenblicke. Unser Reich siechte in Scham dahin; inmitten seiner Ruinen wuchs eine Vielzahl winziger Staaten heran; jeder betete zu seinem Gott, er möge die Gebete der anderen zum Schweigen bringen. Und auf den Straßen zogen die ersten Scharen der Davongekommenen dahin.

Es war die Stunde des Todes. Unterdessen ging meine Mutter schwanger. Nicht mit mir, nein, noch nicht; schwanger mit meiner älteren Schwester. Ich bin nach dem Krieg geboren, neunzehn.

Ich spreche nicht häufig von meiner Mutter. Ich habe sie wenig gekannt. Sie starb bei der Geburt meines jüngeren Bruders. Da war ich keine vier Jahre alt.

Nur eine Erinnerung an sie ist mir geblieben. Ich war in ihr Zimmer getreten, barfuß. Sie stand in Abendgarderobe vor ihrem Spiegel. Sie nahm meine Hand und legte sie auf ihren runden Bauch. Vielleicht wollte sie mich spüren lassen, daß das Kind sich bewegte. Ich schaute sie verständnislos an, auf ihren Wangen rannen Tränen. Ich fragte, ob sie Schmerzen habe. Sie wischte sich die Augen mit einem Taschentuch, das sie zerknüllt in Händen hielt, riß mich dann vom Boden, nahm mich in die Arme und drückte mich lange an ihre Brust. Mit geschlossenen Augen atmete ich ihren warmen Atem. Ich wünschte so sehr, daß sie mich nie mehr absetzt ...

Warum weinte sie? Schmerz? Ein Frauenleiden? Ein Anfall von Melancholie? Noch heute möchte ich es so gern wissen!

Ich habe von ihr noch ein weiteres Erinnerungsbild, bei dem ich mir allerdings nicht ganz so sicher bin. Ich sehe meine Mutter nahe der Tür; sie trägt ein weißes enganliegendes Kleid, das an den Knöcheln glockenförmig ausläuft, auf dem Kopf einen Hut mit Schleier. Als wollte sie auf eine Wohltätigkeitsveranstaltung gehen. Aber da bin ich mir, wie gesagt, weniger sicher. Ich habe später wohl das Foto gesehen, und danach mir die Szene ausgemalt. Sie hatte da etwas Bewegungsloses. Erstarrte Haltung, ein mattes Lächeln und kein einziges Wort. Sie schaute nicht mich an.

Das ist alles. Keine weitere Erinnerung. Kein Bild ihrer Leiden oder ihres Todes. Dies alles hatte man mir erspart.

Später habe ich mich manchmal gefragt, ob sie es wohl ohne Verstimmung hingenommen hat, daß ihre Hand auf diese Weise versprochen, ihr Schicksal auf einen Scherz hin verpfändet wurde ... Vielleicht doch, alles in allem. Zu der Zeit war das Usus. Die Väter machten ein Versprechen, die Töchter hielten es. Unter bestimmten Umständen konnten sie sich dagegen wehren, wenn der von den Familien Auserwählte gräßlich war oder sie einen anderen liebten ... Zuweilen ließen sie dabei ihr Leben. Meine Mutter hat aber, denke ich, unter der Wahl, die für sie getroffen worden war, nicht gelitten. Ihr Gatte war ein großzügiger Mensch. Das Leben mit ihm war nicht einfach, er hatte Launen eines verwöhnten Einzelkinds. Aber er war weder mürrisch noch cholerisch, noch duckmäuserisch. Wenn er gezwungen war, jemanden nicht zu mögen, tat es ihm leid ... Außerdem war er ein schöner Mann; immer gut gekleidet, etwas Dandy, und sogar mehr als das, fast manisch, was seine Hüte, seine Stehkragen, den Schnitt seines blonden Schnurrbarts, die Falten seines Jacketts oder den Geruch seines Eau de toilette anging.

Um zu errahnen, welche Gefühle meine Mutter ihm wohl entgegenbrachte, verfüge ich über einen untrüglichen Hinweis: ihre eigenen Eltern. Nubar und meine Großmutter mütterlicherseits brachten ihm zeit ihres Lebens Zuneigung entgegen; man mußte nur beobachten, wie sie ihn anschauten, sich über jede seiner Freuden ihrerseits freuten, sich sorgten, wenn er sich sorgte, über seine schlimmsten Unvollkommenheiten gerührt waren, um zu wissen, daß er kein schlechter Mann für ihre Tochter gewesen war.

Gleichwohl, viele Freuden hat meine Mutter in ihrem kurzen Leben nicht gehabt. Dreimal war sie schwanger,

und jede Geburt war schwer. Die erste also 1915. Ich weiß nicht, ob man sich heute vorstellen kann, was es in diesem Unglücksjahr für eine Armenierin bedeutete, das Kind eines osmanischen Türken im Bauch zu tragen.

Natürlich war ihr Mann kein gewöhnlicher osmanischer Türke; seine Haltung war beispielhaft. So wie seine unwandelbare Freundschaft zu Nubar. Doch wer nahm sich in jener Epoche schon die Zeit, die Haltung eines einzelnen genau zu betrachten? Wer machte sich schon die Mühe, die wirklichen Überzeugungen des anderen kennenzulernen? In solchen Augenblicken schreibt man Ihnen kurzerhand die Ansichten Ihres Blutes zu.

So wurde der alte armenische Gouverneur, der doch so ergeben Unserer Dynastie gedient hatte, von einem Tag auf den anderen seines Amtes enthoben. Und mit einem Federstrich der Sonderstatus des Libanons ausgelöscht. All die Armenier, die mit dem einzigen Ziel hierher geflüchtet waren, den osmanischen Behörden zu entkommen, fühlten sich plötzlich in der Falle.

Nubar begann erneut von der Auswanderung nach Amerika zu träumen. Doch jetzt, da seine Tochter Ehegattin und Mutter war, war nicht daran zu denken, ohne sie und ihre kleine Familie zu fahren. Davon aber wollte mein Vater nichts hören.

Anfangs erklärte er, um Zeit zu gewinnen, man müsse abwarten, bis seine Frau entbunden habe und wieder zu Kräften gekommen sei. Dann brachte er den Gesundheitszustand seiner Mutter vor: damit würde man sie nie in den Vereinigten Staaten einreisen lassen, und er werde sie auf keinen Fall im Stich lassen ...

Das war nicht der wirkliche Grund. Jedenfalls nicht der einzige. Meine Großmutter wäre nicht die erste Gei-

steskrankte gewesen, die den Ozean überquert. Ich glaube vielmehr, daß meinem Vater, trotz der distanzierenden Beziehungen, die er zu seiner berühmten Familie unterhielt, trotz der Geringschätzung, die er ihr gegenüber manchmal an den Tag legte, seine Abstammung doch nicht so gleichgültig war. Solange er sich auf dem Boden des Orients befand, blieb er Prinz, Neffe des Herrschers, Abkömmling der großen Eroberer. Ohne daß er es besonders herausstellen mußte. In Amerika wäre er ein anonymen Fußgänger geworden. Und das hätte er nie ertragen können.

Als ich gestern von ihm sprach, habe ich wohl angedeutet, er habe sich auch gegen Adelstitel und gegen Sonderbehandlungen aufgrund der Abstammung oder des gesellschaftlichen Rangs empört. In einem gewissen Sinn stimmt das ... aber auch nicht ganz. Ich will nicht behaupten, er sei widersprüchlich gewesen. Wenn er häufig gegen seine osmanische Familie wetterte, dann weil er ihr vor allem den Vorwurf machte, zugrunde gegangen zu sein.

War sein Blick demnach eher in die Vergangenheit denn in die Zukunft gerichtet? Schwer zu entscheiden. Letztlich ist die Zukunft doch aus unseren rückwärtsgewandten Sehnsüchten gemacht, aus was sonst?

Jenes Zeitalter, da Menschen verschiedenster Herkunft Seite an Seite in den Häfen der Levante lebten und ihre Sprachen mischten: ist es eine Reminiszenz an früher? Eine Vorahnung der Zukunft? Jene, die an diesen Traum gebunden bleiben: sind das Nostalgiker oder Visionäre? Ich bin außerstande, darauf zu antworten. Aber eben daran glaubte mein Vater. An eine sepiafarbene Welt, in der ein Türke und ein Armenier Brüder sein konnten.

Hätte man ihm seine Welt zurückgegeben, so wie sie war, er hätte den Himmel angefleht, damit nichts mehr sich bewege; da er sich dieser Unmöglichkeit bewußt war, hat er sich sein Leben lang in einem aristokratischen Geist des Aufruhrs eingerichtet. Wäre er nicht Prinz gewesen, wäre er nicht Revolutionär geworden. Er wollte keine Welt mehr, die sich auf ihren Gleisen unabänderlich vorwärts bewegte, alles, was entgleiste, wenn ich so sagen darf, übte einen Zauber auf ihn aus – die Kunst der Subversion, die ätzenden Revolten, die Marotten, die Extravaganzen; bis hin zum Wahnsinn.

Nur, manchmal konnte es durchaus sein, daß die revolutionärsten Ideen bei ihm gerade zähe aristokratische Instinkte verstärkten.

So hat er es immer abgelehnt – und dies ist nur ein Beispiel –, daß seine Kinder die Schule besuchten. Wir sollten unbedingt denselben Weg gehen wie er: Privatunterricht mit Hauslehrern. Wenn sich der eine oder andere bisweilen zu der Feststellung hinreißen ließ, das passe doch eigentlich nicht zu seiner sonstigen progressiven Einstellung, verteidigte er sich vehement. Behauptete, die Menschen würden als Rebellen geboren und daß die Schule alles daransetze, sie zu unterwürfigen, resignierten, leichter zu domestizierenden Wesen zu machen. Die künftigen revolutionären Führer durften einem solchen Weg nicht folgen! Sie durften nicht in der gestaltlosen Herde untergehen!

Für seine Kinder wollte er Lehrer, die auf keiner Schule angenommen worden wären. Die wahren Lehrer, so sein Glaubenssatz, sind jene, die euch unterschiedliche Wahrheiten beibringen.

Ich denke mir, mein Vater wollte so die besten Erfahrungen aus seiner Jugend wiederholen. Jenes geistige

und seelische Band, das zu Nubar und den anderen Mitgliedern des Fotografie-Zirkels bestand. Dieses Einverständnis wollte er wiederfinden und an uns weitergeben. Teilweise ist es ihm gelungen; der Augenblick, wenn die Lehrer des morgens eintrafen, war für mich alles andere als furchtbar; ich erinnere mich noch an unsere Diskussionen, an vertrauliche Gespräche; vielleicht gab es ja tatsächlich auch mit dem einen oder anderen den Anflug einer Komplizenschaft ... Doch da hört die Ähnlichkeit zwischen den beiden Häusern Ketabdar, dem von Adana und dem in der Umgebung von Beirut, auch schon auf. Hatte das erste außerhalb der Welt gelebt, hinter verriegelten Gittertoren, besucht allenfalls von ein paar Unbeugsamen, war das zweite dagegen ein sonnenbeschienener Bienenstock. Der Salon, die Arme immer weit offen, die Tafel gedeckt für Eintagsbesucher wie regelmäßige Gäste: unverstandene Maler und junge Dichterinnen, ägyptische Schriftsteller auf der Durchreise, Orientalisten aller Schattierungen; ein ununterbrochenes Summen ...

Für das Kind, das ich war, hätte es das ständige Fest sein können. Aber es war eine Qual, was sage ich, eine Katastrophe! Ständig war jemand da, von morgens bis abends. Manchmal jemand Wunderliches, lustig und gescheit, meistens aber nichtssagende Schmarotzer, lästige, aufdringliche Personen, sogar Gauner, die vom Vermögen meines Vaters angezogen wurden, von seiner unmäßigen Suche nach Neuem und dem völligen Fehlen seines Unterscheidungsvermögens ...

Die Freuden meiner Jugend habe ich woanders gefunden. In meinen seltenen, allzu seltenen Eskapaden fern vom väterlichen Haus.

Die schönsten Erinnerungen aus jener Zeit? Drei

Jahre hintereinander bin ich jede Sommerferien mit meinen Großeltern mütterlicherseits in ein Dorf im Hochgebirge gefahren, unweit jenes verwunschenen Orts, der im Land Canat-Bakisch heißt, und das ist der Kanal von Bachus. Jeden Morgen in der Frühe stiegen mein Großvater und ich auf den Gipfel. Versehen nur mit einem Wanderstab und leichtem Proviant, um unseren Hunger zu stillen: Früchte, Brotschnitten.

Nach zwei Stunden des Aufstiegs erreichten wir einen Ziegenstall, der nach Aussage der Einheimischen noch aus den Zeiten der Römer stammte; aber keine Spur von antiker Pracht, lediglich eine Zufluchtsstätte aus grobem Stein, mit einer Tür, die so niedrig war, daß selbst ich Zehnjähriger mich beim Eintreten bücken mußte. Drinnen ein wackliger Stuhl aus zerfetztem Rohrgeflecht und durchdringender Ziegengeruch. Für mich aber war es ein Palast, ein Königreich. Kaum angekommen, machte ich es mir darin bequem, während sich mein Großvater draußen auf einen Stein setzte, beide Hände auf den Stock gestützt. Er überließ mich meinen Träumereien. Gott, was war ich trunken, segelte auf den Wogen dahin, ich war der Herr der Welt, hatte im Bauch die hitzigen Freuden des Universums.

Und war der Sommer zu Ende und ich stieg wieder hinab auf Erden, blieb mein Herz dort oben im Stall. Jeden Abend legte ich mich in unserem weiträumigen Haus zu Bett, unter gestickten Decken, umgeben von Wandteppichen, ziselierten Säbeln, osmanischen Wasserkannen, aber ich träumte nur von dieser Schäferhütte. Noch heute übrigens, auf der anderen Seite meines Lebens, wenn ich zufällig im Traum das Land meiner Kindheit wiedersehe, dann ist es diese Hütte, die mir erscheint.

Ich war drei Jahre in Folge dort: mit zehn, elf und zwölf Jahren. Und dann war plötzlich der Zauber dahin. Mein Großvater hatte sich mit einigen gesundheitlichen Problemen herumzuschlagen, und man riet ihm von derartigen längeren Ausflügen ab. Dabei erschien er mir so kräftig und robust, mit seinen schwarzen Haaren und seinem struppigen und noch schwärzeren Bart, ohne jedes graue Härchen. Aber es war eben ein Großvater, und unsere Jungenstreiche waren nichts mehr für ihn. Wir mußten unsere Sommerfrische woanders verbringen, in Prachthotels mit Bad, Kasino und Tanzabenden – aber ich hatte das Königreich meiner Kindheit verloren.

Nein, mein Vater begleitete uns nie in die Ferien. Das war genau die Zeit, wo wir nicht bei ihm sein mußten ... Wir fuhren ab, und je mehr das Haus unserem Blick entschwand, um so erleichterter wurden wir. Er blieb. Hatte für diesen »Almauftrieb« nur Verachtung übrig, für diese Herden von Städtern, die zu festgesetzter Stunde der Hitze der Küstenregionen in Richtung Berge entflohen.

Vielleicht hatte er letzten Endes sogar recht. Je älter ich werde, um so häufiger gebe ich meinem Vater recht, das ist bei allen Menschen gleich, vermute ich. Meine Marotten richten sich mehr und mehr an den seinen aus. Aus Atavismus oder Schuldgefühl. Aber einer Sache wegen werde ich ihm mein Leben lang böse sein – und weswegen ich andauernd vor ihm geflohen bin: das war sein Wunsch, aus mir einen großen revolutionären Führer zu machen. Das war bei ihm nicht nur ein dummer Ehrgeiz, wie ihn viele Eltern für ihre Sprößlinge hegen können. Das war eine Obsession. Die mich heute nur

noch lächeln läßt, damals aber, in meiner Kindheit, selten dazu Anlaß gab. Und die mich noch als Erwachsenen wie ein Fluch verfolgte.

Mein Vater, müssen Sie wissen, war der Prototyp dessen, was man für gewöhnlich einen aufgeklärten Despoten nennt. Aufgeklärt, weil er für uns eine Erziehung zu freien Menschen wollte. Aufgeklärt, weil er seiner Tochter denselben Unterricht angedeihen ließ wie seinen Söhnen. Aufgeklärt auch in seiner Leidenschaft für die zeitgenössischen Wissenschaften und Künste. Aber Despot. Despot bereits in der Art, wie er seine Vorstellungen zum Ausdruck brachte, mit lauter Stimme, glasklar, kategorisch. Despot vor allem in seinen Anforderungen an uns, in seinen Ansprüchen an unsere Zukunft; überzeugt, daß sein Ehrgeiz edel sei, fragte er sich nicht, ob seine Kinder den Wunsch oder die Fähigkeit hatten, ihm zu entsprechen.

Anfangs war der Druck auf die drei Kinder in etwa gleich. Doch allmählich gelang es meiner Schwester und meinem Bruder, sich davon zu befreien; und so mußte ich schließlich allein die erdrückende Bürde der grandiosen väterlichen Marotte tragen.

Als meine Mutter im September zweiundzwanzig an den Folgen der dritten Entbindung starb, war meine Schwester gerade sieben Jahre alt. Dennoch war sie sofort zur neuen Dame des Hauses geworden; sie hatte es übernommen, mir trockenen Auges zu erläutern, daß Mama auf eine lange Reise gegangen sei und daß ich, um ihr in jenem fernen Land, in dem sie sich aufhielt, keinen Kummer zu bereiten, ruhig schlafen

solle; danach war sie, so vermute ich, auf ihr Bett gefallen und hatte sich alle Tränen aus der Seele geweint.

Von uns dreien hat nur sie von Kindheit an ihren Platz zu erobern gewußt. Man hätte meinen können, daß für sie unser Vater ein Dach, für mich aber eine Decke war. Dieselben Worte, derselbe Tonfall der väterlichen Stimme gaben ihr Sicherheit und Vertrauen und erstickten mich oder brachten mich völlig aus der Fassung.

Mir steht noch eine Szene vor Augen, die sich unzählige Male auf immer die gleiche Weise wiederholt haben dürfte.

Morgens, wenn mein Vater aufstand, zeigte er sich – auch mir – nicht, bevor er nicht rasiert, frisiert, angezogen, parfümiert, kurz: ausgehertig war. Zunächst empfing er seinen Barbier; dann, nachdem alles vorbereitet war, öffnete er halb seine Tür und rief meine Schwester: sie mußte »Spiegel spielen«, das heißt, er stellte sich vor ihr auf, stumm und gerade, wie vor seinen Spiegel. Und sie begutachtete ihn. Zupfte da einen Krawattenknoten zurecht, entfernte dort einen Staubfaden, untersuchte da das Braun eines Flecks. Während der gesamten Aktion trug sie ein zweifelndes Gesicht zur Schau, und wenn sie schließlich durch Kopfnicken ihr Einverständnis gab, dann nie übereilt. Er selbst schien den Urteilspruch mit Spannung zu erwarten.

War das Ritual vollzogen, verließ er sein Zimmer; zaudernd zunächst, dann gewann er allmählich seinen sicheren Schritt. Bis in den Salon. Wo ihn sein Kaffee erwartete.

Vorhin sprach ich von »ausgehertig«; das war bloße Redensart. Das richtige Wort wäre gewesen: »sitzfertig«. Mein Vater ging selten aus. Gewöhnlich, nach dem

Aufwachen, lehnte er sich im ersten Stock lediglich aus einem offenen Fenster hinaus, atmete die Morgenluft ein, ließ seinen Blick über das Meer schweifen, die Stadt, die Pinien, nicht mehr als ein flüchtiger kurzer Blick, wie um nachzuprüfen, daß sie noch da waren. Dann stieg er die Stufen hinab und setzte sich in den Salon. Die ersten Besucher würden nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wenn sie ihn nicht bereits erwarteten.

Ich nehme an, daß zu Lebzeiten meiner Mutter sie es war, die jeden Morgen den »Spiegel spielte«. Indem meine Schwester für diesen Ritus deren Platz eingenommen hatte, war ihr eine Macht über meinen Vater zugefallen, wie ich es für mich selbst nie erträumt hätte. So daß er nie mehr versuchte, ihr irgend etwas aufzuzwingen.

Auch mein jüngerer Bruder löste sich aus der Umklammerung, freilich auf andere, hinterlistigere Weise. Er setzte alles daran, unseren Vater zu entmutigen, ihn davon abzubringen, daß er ihn weiter nach oben drängt. Er war überzeugt, daß sein Vater ihn seit seiner Geburt verabscheute, weil er den Tod unserer Mutter verursacht hatte. Vater wäre bewußt nie zu einer solchen schäbigen Haltung fähig gewesen. Aber wenn ein Kind sich von klein auf nicht geliebt empfindet, täuscht es sich nie ganz.

Sehr früh trat ein Unterschied zwischen meinem Bruder und uns zutage – mit uns meine ich die gesamte übrige Familie. Wir alle waren schlank, hochgewachsen, mit einer angeborenen Neigung zu stattlichem Auftreten und Eleganz. Alle; mein Vater, der sehr schlank war, nur im Alter den unvermeidlichen Schmerbauch der reifen und wohlhabenden Männer bekam; meine Mutter,

einst; Nubar; meine zwei Großmütter; meine Schwester und ich selbst; wir alle waren in etwa von gleicher Statur. Es war einfach so etwas wie Familienähnlichkeit. Außer bei meinem Bruder. In jungen Jahren schon war er dickleibig; und blieb es. Er hat sich immer wie ein Schwein den Bauch vollgeschlagen.

Ich habe, scheint's, noch nicht seinen Vornamen genannt: Salem. Das war übrigens der erste Grund seiner Verbitterung! An sich ein Vorname wie jeder andere. Sogar der einzige von unseren drei Vornamen, der nicht ungebräuchlich ist. Meinen trägt niemand sonst auf der Welt. Nach siebenundfünfzig Jahren habe ich mich immer noch nicht an ihn gewöhnt. Wenn ich mich vorstelle, habe ich die Tendenz, schnell darüber hinwegzugehen.

Gestern, als wir uns trafen, habe ich nur »Ketabdar« gesagt, nicht wahr? Sie werden nie den Vornamen raten, den mein Vater mir ... aufgebürdet hat: Ossyan. Ja, Ossyan! »Aufsässigkeit«, »Rebellion«, »Ungehorsam«. Hat man je gesehen, daß ein Vater seinen Sohn »Ungehorsam« nannte? Als ich in Frankreich war, habe ich ihn immer sehr schnell ausgesprochen, und die Leute erzählten mir manchmal von einem gewissen schottischen Barden. Feige nickte ich dann, um nicht die Launen meines Vaters erklären zu müssen.

Sei's drum. Ich wollte nur sagen, daß ich schwer unter meinem Vornamen zu tragen hatte; und daß der meiner Schwester – Iffett, wie meine Großmutter – in Beirut ebenso selten war; die meisten verstanden »Yvette«.

Tatsächlich stand das Land ja in den Jahren zwischen den Kriegen bereits unter französischem Mandat ... Beziehungsweise, es war, nach vier Jahrhunderten osmanischer Herrschaft, gerade unter französisches Mandat

gekommen. Und plötzlich wollte keiner mehr Türkisch hören!

Letzten Endes war es für uns, die wir ja trotz allem zur osmanischen Familie gehörten, vielleicht nicht der günstigste Augenblick, uns im Libanon niederzulassen. Aber was wollen Sie, es lag nicht an uns zu wählen, die Geschichte hat für uns die Wahl getroffen. Nun will ich auch nicht ungerecht oder undankbar erscheinen. Zwar zogen die Beiruter vor, französisch zu sprechen und das Türkisch zu verlernen, aber sie haben uns kein einziges Mal spüren lassen, daß wir unerwünscht waren. Ganz im Gegenteil, sie schienen amüsiert und stolz, daß der »Besetzer« von einst gewissermaßen zurückgekommen war, um unter ihnen als Gast zu leben. Ich bin immer und von allen, Nächsten wie Fremden, wie eine Art kleiner Prinz behandelt worden. Nie hatte ich das Empfinden, ich müsse meine Herkunft verheimlichen, es sei denn aus Scham, aus dem Bestreben heraus, mich nicht aufzudrängen ...

Aber ich sprach von anderem ... Ach ja, vom Vornamen meines Bruders, Salem. Wie gesagt, viel weniger ungebräuchlich als meiner und der meiner Schwester. Sogar weit verbreitet, und schön klingend. Nur, wie Sie wissen, bedeutet er »unversehrt« oder so ähnlich, was für einen Jungen, dessen Mutter bei seiner Geburt gestorben war, einen schmerzhaften Umstand heraufbeschwor.

Nach Ansicht meines Bruders hatte man ihm diesen Namen gegeben, um ihn sein Leben lang daran zu erinnern, daß er seine Mutter überlebt hatte, vielleicht sogar, um ihn dafür zu bestrafen, daß er sie »getötet« hatte ...

Ein Gedanke, der, was meinen Vater betraf, völlig abwegig war. Für ihn sollte der Name vielmehr den glück-

lichen Ausgang einer tragischen Entbindung preisen, die Tatsache, daß zumindest das Kind daraus unversehrt hervorgegangen war. Nun ist es freilich eine scheußliche Angewohnheit, Kinder mit Vornamen zu versehen, in denen sich die Ansichten der Eltern niederschlagen, deren augenblickliche Schwärmereien oder Sorgen; ein Vorname muß – Sie stimmen darin sicher mit mir überein – ein vollkommen weißes Blatt sein, auf daß die Person ihr Leben lang es so beschriftet, wie sie es kann. Meinen Bruder Salem zu nennen war meinem Empfinden nach keine sehr glückliche Idee gewesen. Aber sicher war damit keine Bestrafung oder Herabsetzung beabsichtigt. Im übrigen hegte mein Vater anfangs für Salem denselben überspitzten Ehrgeiz wie für mich ...

Mein Bruder sollte alles tun, um sich dem zu entziehen. Er vernachlässigte den Unterricht, benahm sich gegenüber unseren Lehrern – in der Mehrzahl wunderbaren Menschen – wie ein Rabauke. Er rächte sich auch dadurch, daß er, wie bereits gesagt, das Essen in sich hineinschlang. Und das war noch nicht das Ärgste.

So hatte er mit zwölf zwei prächtige, reich mit Miniaturen verzierte Manuskripte aus dem 17. Jahrhundert gestohlen und sie an Trödler verkauft, wobei er es so arrangierte, daß der Diebstahlverdacht auf den Sohn des Gärtners fiel ... Mein Vater fühlte sich, als er die Wahrheit erfuhr, gedemütigt; und das erste Mal in seinem Leben hatte er eines seiner Kinder hemmungslos geschlagen, mit der Gürtelschnalle, so daß es blutete.

Er hatte sogar geschworen, seinen Sohn aus dem Haus zu weisen und dessen Zimmer dem Sohn des Gärtners zu geben, als Wiedergutmachung; doch der Knabe wie seine Eltern lehnten wohlweislich ab. Statt ihn aus seinem Haus zu jagen, hatte mein Vater seinen

jüngsten Sohn schließlich aus seinen Zukunftsträumen verbannt. Vielleicht dachte er, ihn damit zu strafen; tatsächlich hatte er ihn nur erlöst.

Leider aber nicht mich. Fortan lasteten alle Träume meines Vaters allein auf meinen Schultern.

Und was für Träume! Wollte ich sie so realitätsnah wie möglich karikieren, würde ich sagen: Er träumte von einer Welt, in der es nur höfliche und großmütige, tadellos gekleidete Männer gab, die sich tief vor den Damen verneigten, mit einem Federstrich alle Unterschiede der Rasse, Sprache und des Glaubens auslöschten und sich wie Kinder leidenschaftlich für Fotografie, Flugzeuge, drahtlose Telegrafie und den Cinematografen interessierten.

Nehmen Sie meine Ausführungen wie ein nervöses Lachen. Oder wie Gelächter aus Scham. Denn diese Welt, von der er träumte, dieses 20. Jahrhundert, das fortsetzen sollte, was das 19. Jahrhundert an Edlem hervorgebracht hatte: auch ich träumte davon. Und hätte ich mir den Mut bewahrt, überhaupt noch zu träumen, würde ich weiter von dieser Welt träumen. Darin ähneln wir uns ... wie Vater und Sohn, wenn Sie mir diese Banalität erlauben. Nicht mehr konnte ich ihm folgen, als er begann, davon zu sprechen, die Welt bedürfe, um sie aufzuwecken und ihr den Weg zu weisen, einiger Ausnahmemenschen, Revolutionäre, die mit den Füßen im Orient stünden und den Blick zum Okzident richteten.

Sein Blick richtete sich ... auf mich. Mir wurde abverlangt zu verstehen, daß der Mensch der Vorsehung, daß der, von dem Wunder erwartet wurden, ich war.

Manchmal verbohrten sich beide in diese Idee, Nubar und er. Zwei naive Alte, zwei unheilbare Naivlinge. Du wirst ein großer Revolutionär, mein Sohn! Unter ihrem

Blick hatte ich nur noch ein Verlangen: zu fliehen. Namen und Adresse zu ändern. Wie ihnen erklären, daß ihre Liebe, ihr maßloses Vertrauen, diese verfrühte Verehrung mich erschreckten und lähmten? Wie ihnen erklären, daß ich vielleicht andere Zukunftspläne hatte? Und die nicht weniger edelmütig waren, das kann ich Ihnen versichern. Auch ich wollte die Welt verändern, auf meine Weise. Während mein Vater sich in der Idee verrannte, mich das Leben der Eroberer und großen Revolutionäre lesen zu lassen, von Alexander und Cäsar bis Napoleon, Sun Yat-sen und Lenin, nicht zu vergessen unseren Ahnen, den Herrlichen, hießen meine Helden Pasteur, Freud, Pawlow und vor allem Charcot ...

Womit ich übrigens wieder an die geistigen Interessen meines Großvaters väterlicherseits anknüpfte, der ja Arzt, sogar Neurologe gewesen war, wie Charcot, den er sogar, wie man mir erzählte, während eines Aufenthalts in der Schweiz getroffen hatte.

Die Anwesenheit einer geisteskranken Großmutter im Haus, meine ganze Kindheit über, hat sicher meine Neugier für Psychiatrie und Neurologie gesteigert.

Meine Entscheidung war, möchte ich sagen, ab dem zwölften Lebensjahr getroffen. Es war eine Art Pakt mit mir selbst, den ich jeden Abend neu in der Dunkelheit meines Zimmers schloß: Ich werde Arzt! Und wann immer mein Vater mir von seinen ehrgeizigen Plänen in bezug auf mich sprach, blieb ich stumm, ohne meine wahren Gefühle nach draußen dringen zu lassen, innerlich aber sagte ich mir wutentbrannt: Ich werde Arzt! Ich werde weder Eroberer noch Revolutionär, sondern Arzt! Unentschieden war ich lediglich dahingehend, was ich mit den erworbenen wissenschaftlichen Kenntnissen anfangen wollte. Manchmal sah ich mich als

Praktiker und sogar als hingebungsvoller Philantrop im Dschungel wie Albert Schweitzer; andere Male dann wieder als Forscher, als Experimentator in einem Labor, gebeugt über ein Mikroskop.

Anfangs sprach ich mit niemand darüber. Ich kann nicht genau angeben, wie lange das Geheimnis in mir brütete. Mir scheint, daß ich erst nach zwei oder drei Jahren meiner Schwester etwas andeutete. Ihr konnte ich vertrauen. Daß sie mich nicht verraten und daß sie mir helfen würde. »Sei dir einer Sache sicher«, hatte sie mir gesagt, »im entscheidenden Augenblick tust du nur das, wozu du dich entschieden hast. Frag dich nicht, wie du Vater überzeugst, frag dich nur, was du willst, und sei dir sicher, daß es wirklich auch das ist, was du willst. Um unseren Vater kümmere ich mich, wenn es sein muß.«

Sie kümmerte sich tatsächlich darum. Zunächst, ihn zu überzeugen, daß er mich die letzten zwei Schuljahre in einer richtigen Schule anmeldete, wo ich einen anerkannten Abschluß machen konnte. Es war ihr nicht auf Anhieb gelungen, aber Nubar hatte sie unterstützt, und am Ende gab mein Vater nach. Es brachte ihm im übrigen einen gelinden Trost: dank des Unterrichts, den ich durch meine Hauslehrer erhalten hatte, war ich meinen Mitschülern so überlegen, daß es ein Kinderspiel war; Sprachen, Literatur, Rhetorik, Naturwissenschaften, Geschichte ... ich beherrschte die Fächer mit einer Leichtigkeit, die die Richtigkeit der exzentrischen Ansichten meines Vaters zu bestätigen schien. Dank seiner hatte ich einen Unterricht von außergewöhnlicher Qualität genossen; nur schade, daß ich einen so armseligen Gebrauch davon machte!

Beim Abitur erhielt ich, ohne mich mehr als andere anzustrengen, landesweit die beste Durchschnittsnote. Mein Name prangte auf der ersten Seite der Zeitungen. Mein Vater triumphierte. Sein Sohn lag »bereits« unangefochten an der Spitze! Während diese Ergebnisse mich anstachelten, weiter zu studieren, war ich zugleich mehr als zuvor entschlossen, das Studium fern vom väterlichen Haus, fern von seinen erdrückenden Anforderungen fortzusetzen. Als Studienort verdichtete sich immer mehr Montpellier, dessen medizinische Fakultät eine der renommiertesten war.

Einmal mehr »kümmerte sich« meine Schwester um meinen Vater. Sie tat es mit Fingerspitzengefühl. Ihr Argument: Medizin ist der ideale Weg für den, der die Menschen ändern will; er erwirbt sehr rasch den Nimbus eines Gelehrten, Weisen, Wohltäters und sogar Retters, die Menschen sind bereit, ihm in allen Dingen Vertrauen zu schenken; im entscheidenden Augenblick kann er sich ganz natürlich in eine Führernatur verwandeln.

Medizin studieren wäre also der schlaueste Weg, die Zukunft zu erreichen, die er für mich erträumte? Diese Idee hatte meinem Vater nicht mißfallen. Und so schiffte ich mich Ende Juli auf dem Passagierdampfer *Champollion* ein, versehen mit seinem Segen. Ziel Marseille.

Kaum waren die Hafengebäude von Beirut am Horizont verschwunden, war ich hinuntergestiegen und hatte mich in einen Liegestuhl sinken lassen, erschöpft, erleichtert, frei. Mochte mein Vater doch glauben, ich bereitete mich listig auf mein Schicksal als revolutionärer Führer vor. Ich hatte nur ein Verlangen: Studieren,

Studieren. Mich auch ein wenig entspannen, natürlich, dann und wann. Aber keiner sollte mir mehr von Revolution reden, von Kampf, Wiedergeburt des Orients, glanzvollem Morgen!

Ich hatte mir sogar geschworen, keine Zeitungen zu lesen.

Donnerstag abend

Ich wollte nicht den Bericht Ossyans unterbrechen und meine eigenen Erinnerungen heraufbeschwören. Und doch tauchten, während er erzählte, Bilder in mir auf.

Sein Haus, aus ockerfarbenem Sandstein, oben auf dem Hügel der Pinien, ich habe es gekannt. Ohne daß ich es je betreten hätte; aber ich kam jeden Tag an seinem eisernen Gittertor vorbei, im Bus, auf der Fahrt zur Schule. Ich sehe es noch vor mir, es ähnelte keinem anderen; nicht wirklich modern, kein Landhaus und auch nicht osmanisch – ein Potpourri von Stilen. Dennoch war das Ganze mehr oder minder harmonisch, soweit ich es noch beurteilen kann ... Ich sehe auch ein eisernes Gittertor, das gewöhnlich geschlossen war, manchmal aber einen schwarzweißen DeSoto durchließ. Und auch einen Garten mit englischem Rasen, in dem kein Kind spielte.

Meine Erinnerungen reichen bis Mitte der fünfziger Jahre zurück; die Epoche, von der Ossyan erzählt hatte, lag schon in weiter Ferne. Doch zuweilen stieß ich in alten Revuen oder Kunstkatalogen auf den Namen des Hauses Ketabdar, hörte ich in meinem Umkreis davon. Er ist im Gedächtnis haften geblieben als eine Hochburg des künstlerischen Lebens im Libanon der Zwischenkriegszeit. Vernissagen wurden hier abgehalten, Konzerte, dichterische Abende; vermutlich auch Fotoausstellungen, denke ich mir.

Mein Gesprächspartner hat wenig davon erzählt. In seiner Erinnerung nahm dieses rege Treiben offensichtlich nur einen beschränkten Platz ein. Dieses Lärmen

betäubte und dieses Licht blendete ihn. Er schloß sich in sich selbst ein und träumte vom Reisen.

Unsere erste Sitzung hatte ganze fünf Stunden gedauert. Zuweilen war es ein Gespräch, ein regelrechter Austausch, auch wenn ich selten meine Fragen schriftlich festgehalten habe; meist aber diktierte er, ich schrieb dann gewissermaßen nur einen in seinem Kopf bereits verfaßten Text ab. Danach nahmen wir an der Bar seines Hotels eine leichte Mahlzeit ein; dann ging er wieder in sein Zimmer und hielt Siesta. Ich nahm an, er sei müde und würde mich für den nächsten Tag bestellen; doch er schlug mir noch für denselben Abend ein Treffen vor, ab sechs Uhr.

Ich hatte hier im Westen die Gewohnheit des Nachmittagsschlafs verloren und setzte mich daher in ein Café, um meine Notizen etwas zu ordnen. Zur ausgemachten Stunde klopfte ich wieder an seine Tür.

Er war angekleidet und wanderte bereits in Erwartung meines Eintreffens im Zimmer umher. Seine ersten Sätze waren fertig.

In Frankreich konnte ich endlich meinen eigenen Träumen folgen. An meinem eigenen Tisch essen. Das ist nur ein Bild. Ich erinnere mich, wie ich das erste Mal auf der Terrasse eines Bistros saß, unter einem Vordach. In Marseille, kurz nach der Ankunft des Schiffes, bevor ich den Zug nach Montpellier nahm. Ein kleiner Tisch, aus festem Holz, an einigen Stellen war geschnitzt worden. Ich hatte mir gesagt: Das Glück! Das Glück, woanders zu sein! Das Glück, nicht mehr am Familientisch zu sitzen! Keine Gäste, die durch ihre Zungenfertigkeit oder ihr Wissen glänzen wollen. Keine väterliche Sil-

houette, kein Blick, der sich in meinen Blick versenkt, in meinen Teller, meine Gedanken. Ich hatte keine unglückliche Kindheit, o nein. Umhegt, frei von Not. Aber fortwährend unter der Last eines Blicks. Eines liebevollen, hoffnungsfrohen Blicks. Eines fordernden, erdrückenden, ermüdenden Blicks.

Ich hatte an diesem Tag in Marseille, diesem ersten Tag auf französischem Boden, das Empfinden von Leichtigkeit. Drei junge Mädchen gingen an der Terrasse vorbei. Sie trugen wehende Kleider und Strohhüte. So als wären sie einem Fest entwichen oder einem Gemälde entsprungen. Sie lachten. Keine schaute mich an, aber ich hatte den Eindruck, daß sie sich für mich verkleidet hatten und für mich posierten.

Ich sagte mir voller Zuversicht, daß ich bald eine Frau kennenlernen würde. Schöner als diese drei da, die schönste von allen. Wir würden uns innig lieben, Stunden ineinander verschlungen. Wir würden Hand in Hand am Strand spazieren gehen. Und dann, nach Abschluß meines Studiums, wenn Zeit wäre, wieder den Dampfer zu nehmen, umarmten wir uns, und ich atmete ein letztes Mal den Duft ihres Körpers.

Wenn man mir gesagt hätte, daß ich acht Jahre später Frankreich verlassen würde, auf demselben Schiff, ohne Universitätsabschluß, aber umwölkt vom Glorienschein des heiligen Rebellen ... Der Traum meines Vaters, nicht der meine!

In Montpellier sollte ich bei den Kommilitonen bald den Ruf eines »Büfflers« haben. Ich arbeitete nicht mehr als die anderen, aber effizienter. Meine Lehrer hatten mir Genauigkeit beigebracht. Nie sich damit zufriedengeben, nur die Hälfte begriffen zu haben. Die erforder-

liche Zeit darauf verwenden, aber verstehen, in sich aufnehmen. Ich besaß zudem ein glänzendes Gedächtnis. Auch dies zum Teil dank meiner Lehrer. Was ich lernte, vergaß ich nicht.

Ich erzähle das nicht aus Prahlucht. Was hätte es mir auch gebracht, daß ich in meinem Studium gegläntzt habe, da ich doch nie Arzt geworden bin? Wenn ich davon berichte, dann nur, um zu erklären, daß ich von Beginn an eine gewisse Hochachtung genoß. Ich war ein wenig der Wunderknabe aus der Fremde, jünger als meine Mitstudenten, und stets die besten Noten. Dazu freundlich, lächelnd, schüchtern, ohne daß es übertrieben wirkte. Ein guter Kamerad, alles in allem. Überglücklich in dieser neuen Welt, in der, um ehrlich zu sein, mich nichts von den Beinen riß, ich aber doch ein ums andere Mal überrascht wurde.

Worüber wir redeten? Häufig über unsere Vorlesungen, über Professoren, Studenten, unsere Ferienpläne. Natürlich über Mädchen, da wir gewöhnlich unter Jungen waren. Ich wurde dann sehr rasch still, fast eingeschüchtert. Was hätte ich erzählen können? Die anderen breiteten ihre wirklichen oder geflunkerten Abenteuer aus; ich hatte nur meine Träume und die banalen Gelüste meines Alters. Ich hörte ihnen zu, lachte mit ihnen, errötete zuweilen, wenn sie etwas eindringlich den Körper der Frauen nachzeichneten.

Ich griff auch nicht aktiv ein, wenn meine Kommilitonen von »der aktuellen Lage« sprachen. Namen blitzten auf, die auch mir zum überwiegenden Teil nicht unbekannt waren. Daladier, Chautemps, Blum, Maginot, Siegfried, Franco, Azaña, Stalin, Chamberlain, Schuschnigg, Hitler, Horthy, Beneš, Zogu, Mussolini ... Ich kannte ein wenig diese ganze Welt, war aber überzeugt,

weniger zu wissen als die anderen. Sie waren sich in dem, was sie vorbrachten, so sicher. Ich, der Fremde, der Neuankömmling, bescheidete mich damit zuzuhören. Aufmerksam, zuweilen auch nur flüchtig, versunken in meinen Träumereien, je nachdem, wie intensiv die Ereignisse und wie dicht die Äußerungen waren. Die Spannung stieg, flachte wieder ab, je nach den internationalen Konferenzen, flammenden Erklärungen, vor allem aber den Truppenbewegungen.

Nein, natürlich stand ich dem ganzen nicht gleichgültig gegenüber, wie auch? Ich wußte außerdem mehr, als ich meinen Kameraden zu verstehen gab. Aber sie hatten ihre bestimmte Art zu diskutieren, und sie waren bei sich ... Und zudem war ich es gewohnt, still zuzuhören. Früher, am Familientisch, war ich immer von älteren, besser informierten und selbstsicheren Männern umgeben. Wenn ich zu dem, was sie sagten, eine Meinung hatte, formulierte ich sie in meinem Kopf. Im übrigen mochte ich es überhaupt nicht, wenn mein Vater mich plötzlich fragte: »Und du, Ossyan, was denkst du darüber?« Denn dann, es war wie ein Bann, wie eine Verzauberung, dachte ich gar nichts mehr, in meinem Geist war es schwarz, die Wörter ließen sich nicht mehr aneinanderreihen, ich brachte eine Platitude heraus. Und die Gäste diskutierten weiter unter sich.

Dennoch, in Montpellier hatte auch ich einen Bereich, wo meine Kommilitonen mir zuhörten, wo ich eine gewisse Achtung erworben hatte. Sprachen wir von unserem Studium, worum im wesentlichen doch unsere Gedanken kreisten, dann hatte meine Ansicht das meiste Gewicht. Die anderen, selbst ältere, respektierten sie. Wenn man über Biologie oder Chemie redet, ist es egal, ob man Ausländer ist oder Einheimischer ...

Habe ich darunter gelitten, daß ich Ausländer war? Ehrlich gesagt, nein. Sollte ich bei Ihnen diesen Eindruck erweckt haben, dann habe ich mich schlecht ausgedrückt. Ein Ausländer zu sein gehörte zu meiner wirklichen Existenz, und ich hatte davon auszugehen, genauso wie daß ich männlichen und nicht weiblichen Geschlechts oder daß ich zwanzig und nicht zehn oder sechzig war. An sich kein Greuel. Es beinhaltete, daß ich bestimmte Dinge tun und sagen konnte und andere nicht. Ich hatte meine Herkunft, meine Geschichte, meine Sprachen, meine Geheimnisse, zahllose Dinge, über die ich stolz war, vielleicht sogar meinen eigenen Reiz ... Nein, Ausländer zu sein störte mich nicht, ich war eher glücklich, nicht bei mir zu Hause zu sein.

Die Landschaft fehlte mir manchmal, sicher. Aber nicht das Haus der Familie. Ich hatte es überhaupt nicht eilig, dorthin zurückzukehren. So war es für den ersten Sommer eigentlich abgemacht, daß ich für einen oder zwei Monate heimkehren würde. Doch als die Ferien näherrückten, schrieb ich meinem Vater, ich beabsichtigte, doch eher nach Marokko und Algerien zu reisen. Ich wollte diese Gegenden, die ich mir nahe empfand, aber nur aus Büchern und Bildern kannte, unbedingt einmal entdecken ... Am Ende fuhr ich auch nicht dahin. Gesundheitsprobleme zwangen mich, den ganzen Sommer über das Bett zu hüten.

Tatsächlich sonderbare Symptome: Ich bekam Hustenanfälle, nachts konnte ich manchmal nur schwer atmen. Die Ärzte standen vor einem Rätsel. Sie sprachen bald von Asthma, bald von Tuberkulose. Sie konnten nicht glauben, daß ich vor meinem Aufenthalt in Frankreich nichts gespürt hatte. Einen Moment lang haben sie sich sogar gefragt, ob das ganze nicht simuliert war.

Was es nicht war. Nein, bestimmt nicht, Sie werden noch begreifen, warum ... Doch lassen Sie mich zunächst in meinem Kopf die Chronologie der Ereignisse jener Epoche fortsetzen. Ich beeile mich. München, September achtunddreißig, der Krieg rückt fern. Prag, März neununddreißig, der Krieg rückt wieder näher. Keiner zweifelt mehr an seinem Ausbruch, und die meisten jungen Leute um mich herum überbieten sich förmlich, die Stärke ihrer Armee und die Schwäche des Gegners – eine Seifenblase, die bald platzen wird – herauszustreichen. Etwas anderes zu sagen kam nicht gut an.

Ob ich selbst etwas anderes hätte sagen wollen? Um ehrlich zu sein, nein. Nicht zu jener Zeit. Ich muß zugeben, ich hörte ihnen sogar freudig zu, und ich war glücklich, ihre Gewißheiten zu teilen. Wie sie war ich voller Zuversicht. Wie sie habe ich im Juni vierzig beim Einfall der Deutschen geweint. War wie vor den Kopf geschlagen. Plötzlich war ich kein Fremder mehr, überhaupt nicht mehr. Es war eine Beerdigung, und ich gehörte zur Familie des Verstorbenen. Ich heulte, ich suchte die anderen zu trösten, wie diese versuchten, mir Mut zu spenden.

Wir hörten Pétain zu, als er sprach. Im Kern sagte er: Die Dinge sind schlecht gelaufen, wir machen eine schwierige Prüfung durch, aber ich werde mich bemühen, euch das Schlimmste zu ersparen. So haben wir ihn jedenfalls verstanden.

Was de Gaulle anbetrifft, so haben weder ich noch einer meiner Freunde seinen Aufruf an jenem berühmten Junitag gehört. Aber wir sollten seinen Inhalt sehr rasch kennenlernen, am nächsten Tag bereits, wenn ich mich nicht irre. Wir hatten nicht den Eindruck, daß eine

Wahl zu treffen wäre. Aus der Katastrophe mußte gerettet werden, was noch zu retten war; dafür war es auf der einen Seite sinnvoll, sich mit dem Sieger zunächst zu arrangieren und so Zeit zu gewinnen – was Pétain tat. Auf der anderen Seite mußte die kommende Vergeltung vorbereitet werden, mit Hilfe der Alliierten, ohne Arrangements und Kompromisse – was de Gaulle in London tat. Diese Sicht der Dinge hat uns Trauernde ein wenig beruhigt. Wie lange sie hielt? Für einige vier Jahre. Für andere einige Tage.

Für mich eine Saison, jenen Sommer bis zum Oktober. Ich erinnere mich noch an den Vorfall, der mein Leben umstürzen sollte. Es war in einer Brasserie in Montpellier, dem Ballon d'Alsace. Eine bierselige Diskussion. Ich hätte wieder einmal als stummer Zuschauer dabeisein können. Aber an diesem Tag konnte ich einfach nicht an mich halten. Ein Wort zu viel, ein Blick zu viel, ein Glas zu viel ... Sage einer, er kenne die Listen des Schicksals!

Wir saßen zu sechst oder siebt am Tisch. Gerade war in Vichy das Gesetz über den Status der Juden verkündet worden, das unter anderem die Bereiche festlegte – so das Erziehungswesen –, aus denen sie in Zukunft ausgeschlossen waren. Ein Student war dabei, uns zu erklären, wie raffiniert doch dieses Gesetz sei. Ich erinnere mich noch an ihn, an sein Gesicht, er war älter als wir, trug einen Spitzbart und ging immer mit einem Spazierstock. Er gehörte nicht zu den Kommilitonen, mit denen ich freundschaftlich verkehrte, aber gesellte sich manchmal nach den Vorlesungen zu uns. Ihm zufolge hatten die Deutschen von Pétain verlangt, daß er sie in die »freie Zone« lasse, damit sie sich um die dort leben-

den Juden »kümmern« konnten; der Marschall, der das Manöver witterte, war ihnen zuvorgekommen und hatte selbst das Gesetz erlassen.

Zufrieden mit seinen Überlegungen, hatte der junge Mann seinen Bierkrug geleert, mit einer Geste des Dau- mens einen weiteren bestellt, sich zu mir gewandt und mich angestarrt. Warum mich? Ich saß ihm nicht gegen- über, aber etwas in meinen Augen mußte ihm mißfallen haben. »Was denkst du, Ketabdar? Man hört dich nie! Sag mal was, gib zu, daß es raffiniert ist!«

Auch die anderen schauten mich nun gespannt an. Selbst die Kommilitonen, die mir nahestanden; sie woll- ten endlich wissen, was sich hinter meinem Schweigen verbarg. Und da habe ich, um nicht mein Gesicht zu verlieren, »einmal« gesprochen. Mit ganz bescheidener Stimme sagte ich in etwa: »Wenn ich dich richtig ver- standen habe, ist es so, wie wenn ein Mann mit einem Knüppel in die Brasserie treten würde, um dich zu er- schlagen. Ich sehe, wie er sich nähert, ich nehme die Flasche hier und schlage dir damit auf den Schädel. Der Mann sieht, daß er hier nichts mehr zu tun hat, zuckt die Schulter und geht. Die Sache ist gelaufen.«

Da ich sprach, ohne eine Miene zu verziehen, im un- terwürfigen und zögernden Ton des Schülers, der sei- nem Lehrer antwortet, begriff mein Gegenüber zu- nächst nicht, daß ich ihn auf den Arm nahm. Er pflichtete sogar zunächst bei: »Ja, gut, so etwa ist es ...«, bis die anderen um uns schallend zu lachen begannen. Da erst wurde er rot im Gesicht, und seine Hände auf dem Tisch verkrampften sich. Es kam zu keiner Schlä- gerei. Er ließ zwei Grobheiten los und verschob seinen Stuhl mit lautem Krach, so daß er mir den Rücken zu- kehrte. Ich selbst zog mich wenig später zurück.

Nichts als eine Kabbeleien von Buben, nicht wahr? Doch ich war innerlich aufgewühlt. Mir war, als hätte ich als ein Sprachrohr, ein Wortführer gesprochen und die ganze Stadt hätte mich gehört.

Ein anderer wäre vielleicht froh gewesen, endlich einmal – wie es so heißt – »sein Herz ausgeschüttet« zu haben ... Nicht ich! Ich war wütend, wütend auf mich selbst. So ist es häufig mit mir. Ich bleibe eine Ewigkeit lang still, so daß ich schon den Geschmack am Reden verliere; und plötzlich bricht der Damm, und ich lasse alles hinaus, alles, was ich aufgestaut habe, ein nicht zu unterdrückendes Geschwafel, das ich bereits bedauere, bevor ich zum Schweigen zurückgefunden habe.

An jenem Tag in den Gassen von Montpellier hörte ich nicht auf mit Selbstanklagen. Ich hätte mich in der Gewalt haben müssen! Ich mußte endlich lernen, meine Gefühle zu beherrschen! Vor allem in Kriegzeiten, wenn die Menschen hilflos sind. Ich marschierte in der Stadt umher, sah nichts und niemand, käute nur unablässig meine Selbstvorwürfe wieder ...

Ich wohnte in einer gemieteten Mansarde, auf einem weiträumigen, aber nur notdürftig eingerichteten Speicher. Bei einer gewissen Mme. Berroy. Auch als ich schließlich die endlosen Stufen hochstieg und dann den großen Schlüssel ins Schloß steckte, war ich noch immer dabei, mir Vorwürfe zu machen. Nie mehr würde ich in diese Brasserie gehen! Nie mehr würde ich mich in derartige Diskussionen hineinziehen lassen! Hatte ich mir nicht geschworen, meine ganze Zeit dem Studium, nichts als dem Studium zu widmen? Es war falsch gewe-

sen zu vergessen, daß ich in einem fremden Land war. Mehr noch: in einem geschlagenen, zur Hälfte besetzten Land. Geschwächt, orientierungslos.

Ich hatte gerade wütend meine Notizen aus dem Zytologiekurs hervorgeholt und beschlossen, mich darin zu vertiefen, als es an der Tür klopfte. Es war jemand, den ich an diesem Tag bereits im Ballon d'Alsace bemerkt hatte, er saß an einem Nebentisch mit dem Sohn des Wirts. »Ich bin Ihnen von der Brasserie aus gefolgt«, sagte er. »Ich habe Ihre Diskussion gehört. Verzeihen Sie mir, aber ich saß ganz in der Nähe, und Sie sprachen laut. Über etwas, was mich interessiert ... Wie es jeden von uns interessiert, vermute ich.«

Ich sagte nichts. Ich blieb auf der Hut. Ich betrachtete ihn. Sein Gesicht war ausgemergelt, das Haar tiefdunkel und zerzaust, in der Mitte so etwas wie ein nach oben stehender Schopf; eine Maiszigarette, nicht angezündet, mit der er spielte, sie bald zwischen den Fingern knüllte, bald daran herumkaute. Ich war damals einundzwanzig; er an die dreißig.

»Was Sie da vorhin gesagt haben ..., hätte ich eingreifen wollen, ich hätte es auf dieselbe Weise ausgedrückt, Wort für Wort.« Sein Gesicht hatte sich mit einem strahlenden, aber rasch vergehenden Lächeln erhellt. »Nur ziehe ich es vor zu schweigen. Zumindest in der Öffentlichkeit. Wer zu laut redet, versagt sich zu handeln. In schwierigen Zeiten wie diesen muß man seine Worte mäßigen, muß man wissen, zu wem man sie sagt, muß man in jedem Augenblick wissen, was man und wohin man will. Noch ist alles möglich, nichts verloren. Vorausgesetzt, man bleibt solidarisch. Und vorsichtig.«

Er hatte seine Hand ausgestreckt, und ich hatte mich vorgestellt:

»Ich heiße Ketabdar.«

»Nenn mich Bertrand!«

Wie um einen stillen Pakt zu besiegeln, hielt er lange meine Hand in der seinen. Dann öffnete er die Tür und ging mit den Worten:

»Ich besuch dich wieder.«

Viel hatte er mir nicht gesagt; doch ab dieser Stippvisite datiert mein Beitritt zur Résistance. Und wissen Sie, was mir von allem, was er sagte, am kostbarsten ist, was mir sogar noch mit der Intonation im Gedächtnis haften geblieben ist? »Nenn mich Bertrand!« Ich hatte ihm meinen wirklichen Namen genannt, er mir nur ein Pseudonym. Scheinbar versteckte er sich. In Wahrheit war es gerade das Gegenteil. Er enthüllte sich. Sein »Nenn mich ...« besagte: das ist nur ein Deckname; tu so vor den anderen, als sei das mein richtiger Name; doch dir, der du jetzt einer der unseren bist, brauche ich die L ge nicht wie eine Wahrheit darzustellen.

Ich hatte noch nichts getan, fühlte mich aber schon wie umgewandelt. Mir kam es vor, als ginge ich jetzt anders in den Straßen, als würde ich anders schauen und angeschaut werden, mich anders ausdrücken. Nach den Vorlesungen hatte ich nichts anderes im Sinn, als so rasch wie möglich in meine Mansarde zu gehen und auf Bertrand zu warten. Bei jedem Knarren der Holztreppe im Hausflur machte ich eine Bewegung hin zur Tür.

Lange mußte ich nicht warten. Bereits am übernächsten Tag kam er. Hatte sich auf den einzigen Stuhl gesetzt, ich mich aufs Bett. »Die Nachrichten sind nicht so schlecht«, verkündete er, »die englischen Flieger verrichten Wunder.« Er nannte mir einige Zahlen abgeschossener Flugzeuge, die uns beide in gute Stimmung versetzten. Er berichtete mir ebenfalls, daß die Engl n-

der Cherbourg bombardiert hatten, was ihn nur zur Hälfte erfreute. »Militärisch war das wahrscheinlich notwendig. Aber es darf nicht dazu kommen, daß unser Volk sich im Gegner täuscht ...« Dann stellte er mir einige Fragen zu meiner Herkunft und zu meinen Vorstellungen. Diskret. Ich wußte sehr wohl, daß dies eine Art Eintrittsprüfung war, aber er vollzog es wie ein Gespräch zwischen Freunden, die sich besser kennenlernen wollen.

Eine meiner Antworten ließ ihn auffahren, vielleicht hatte ich sie ungeschickt formuliert. Ich hatte ihm gesagt, daß der ewige Streit zwischen Deutschen und Franzosen mich gleichgültig ließe oder jedenfalls mich nicht sonderlich aufregte. Traditionell wurde in meiner Familie immer gleichzeitig Französisch und Deutsch gelernt, seitdem ein Urgroßvater eine Abenteurerin aus Bayern geheiratet hatte; wir schätzen beide Kulturen gleichermaßen. Ich glaube sogar geäußert zu haben, wobei ich mich wohl etwas von meinen Worten treiben ließ und mehr sagte, als ich dachte, daß die Begriffe Besetzung und Besetzer bei mir keinen unmittelbaren Affekt der Empörung auslösten wie etwa bei einem Franzosen. Ich komme aus einer Region der Welt, wo im Verlauf der Geschichte eine Besetzung die andere abgelöst hatte; meine eigenen Vorfahren hielten jahrhundertlang nahezu die Hälfte des Mittelmeerbeckens besetzt. Was ich dagegen verabscheue, das ist Rassenhaß und Diskriminierung. Mein Vater ist Türke, meine Mutter war Armenierin, und daß sie sich inmitten des Massakers die Hände halten konnten, lag daran, daß die Ablehnung des Hasses sie beide verband. Das habe ich geerbt. Das ist mein Vaterland. Ich verabscheute den Nazismus, nicht seit dem Tag, als er Frankreich

überfiel, sondern seit da an, als er Deutschland überfiel. Wäre er in Frankreich oder in Rußland oder auch in meinem eigenen Land aufgeblüht, ich hätte ihn genauso gehaßt.

Bertrand hatte sich daraufhin erhoben und ein zweites Mal meine Hand gedrückt. Mit einem leisen, lakonischen »Ich verstehe«, ohne mich anzuschauen, als hielte er einen Bericht vor einer unsichtbaren Autorität.

Über seine Aktivitäten, seine Organisation, wenn es denn eine gab, und darüber, was er von mir erwartete, hatte er immer noch nichts gesagt. Dieses Mal hatte er auch nichts darüber verlauten lassen, ob er wiederkommen würde.

Wie Sie also feststellen können, meine Anfänge in der Résistance waren eher bescheidener Natur.

Einen Monat danach tauchte er erneut bei mir auf. Als ich ihm sachte vorwarf, daß er mich so lange ohne Nachrichten gelassen hatte, lächelte er zufrieden und zog dann aus der Tasche ein Paket mit bläulichen Aufklebern. Er gab mir einen zum Lesen. Darauf stand lediglich: »Am 1. November hat ein freies französisches Flugzeug ein deutsches Wasserflugzeug abgeschossen. Auf welcher Seite stehen Sie?« An der unteren Ecke rechts das Wort »Freiheit!«, mit Ausrufezeichen und in Gänsefüßchen, damit klar war, daß es sich nicht einfach um einen Aufschrei handelte, sondern um eine Unterschrift.

»Was hältst du davon?«

Da ich nach Worten suchte, hatte er sogleich hinzugesetzt:

»Das ist nur der Anfang.«

Dann erklärte er mir, wie ich vorzugehen hätte. Die

Zettel diskret in die Briefkästen oder unter die Türen schieben, ein wenig überall. Aber nicht an der Universität, noch nicht, und nicht in meinem Viertel, um keinen Verdacht auf mich zu lenken. Ich sollte diese erste Aufgabe als ein Training betrachten. Wichtig war, mich nicht erwischen zu lassen. »Da sind hundert Handzettel, steck sie in die Tasche, verteil sie bis zum letzten, und laß vor allem keinen bei dir rumliegen. Oder einen vielleicht doch, mach Schmutzflecken drauf, so als hättest du ihn auf der Straße aufgelesen. Aber komm nie mit einem ganzen Paket nach Hause. Wirf die weg, die du nicht verteilen konntest.«

Ich folgte seinen Instruktionen aufs genaueste, und die Sache ging ganz gut. Mehrmals brachte mir Bertrand Handzettel oder Flugblätter mit gehaltvolleren Texten. Die mußten verteilt oder angeklebt werden. Letzteres war kein Spaß, weil man Leim brauchte, und danach immer, wie geschickt man auch war, irgendwo etwas klebte, an den Händen, den Kleidern. Und wenn man erwischt wurde, trug man das *Corpus delicti* gewissermaßen an sich. Ich mochte das nicht allzusehr, aber ging doch ohne Murren an die Arbeit. Ich habe im Bereich der Propaganda nahezu alles gemacht, bis hin zu Kritzeleien mit Kreide an die Mauern der Stadt. Auch davon bleiben Spuren, an den Händen und in den Hosentaschen.

Hatte ich mir bei der Ankunft in Frankreich nicht geschworen, nicht einmal mehr Zeitungen zu lesen? Das war übereilt gewesen; durch meine Geburt und Erziehung konnte ich dem gegenwärtigen Geschehen gegenüber gar nicht gleichgültig bleiben. Aber es mußten doch auch noch bestimmte Umstände hinzukommen. So war ich nach dem Wortwechsel in der Brasserie, wie

bereits gesagt, entschlossen gewesen, mich nicht mehr in derartige Diskussionen hineinziehen zu lassen, war im Begriff gewesen, mir hoch und heilig zu schwören ... Da kam Bertrand. Der Zufall, nicht wahr; oder, wenn man will, die Vorsehung. Er hätte auch nicht dasein können, und ich hätte mich die folgenden Monate in mein Studium vertieft. Er mußte dasein, in dieser Kneipe, am Nachbartisch, mußte unsere Unterhaltung mitbekommen, mir folgen und auch die richtigen Worte finden, um »mich anzuwerben«. Sachte. Hätte er mich direkt gefragt, ob ich mitmachen wolle, hätte ich wahrscheinlich um Bedenkzeit gebeten und am Ende nein gesagt. Aber er hat es so geschickt angestellt, daß ich mir zu keinem Zeitpunkt klar die Frage stellen mußte: Werde ich mich in einem Widerstandsnetz engagieren?

Mit ihm ging alles in unmerklichen Schritten voran. Eines Tages, ich hatte da bereits einige kleinere Operationen als Aktivposten, war er bei mir vorbeigekommen, wir hatten über das und jenes geplaudert, und dann, beim Verabschieden, hatte er gesagt: »Wenn ich mit anderen Kameraden über dich spreche, wäre es gut, wenn ich nicht deinen richtigen Namen erwähnte. Wie wollen wir dich nennen?« Es sah aus, als suchte er in Gedanken einen Namen. Tatsächlich wartete er auf eine Eingebung von mir. Ich hatte gesagt: »Baku.« Von nun an besaß ich einen Decknamen.

Baku, ja, wie die Stadt. Aber ohne Bezug zu ihr. Es war ein Kosenamen, den mir mein Großvater Nubar gab. Er allein, sonst keiner. Anfangs nannte er mich »Ab-aka«; was auf armenisch »Zukunft« bedeutet. Woraus zu ersehen ist, welche Hoffnungen auch er in mich setzte. Und dann hatte sich der Name, von einer Liebkosung zur anderen, in »Baku« verwandelt.

Jetzt besaß jeder in dem von Bertrand geleiteten Widerstandsnetz seinen Decknamen und seine genauen Funktionen. Schluß mit der stotternden Epoche der Handzettel und Wandmalereien, wir gingen über zu einer höheren Stufe, bald sollten wir unsere eigene Zeitung haben, eine richtige Zeitung, monatlich geschrieben, gedruckt und vertrieben, manchmal, wenn die Ereignisse es erforderten, sogar häufiger.

Ihr Titel: *Freiheit!* Wie der Name des Netzes. In diesen düsteren und trübseligen Zeiten brauchten wir das funkelndste Schild.

Die erste Nummer hatte ich in Lyon in einer stattlichen Wohnung in Empfang nehmen müssen. Ein Kamerad begleitete mich: Bruno, der Wirtssohn, ein kräftiger Kerl, dem frühzeitig das Haar ausgefallen war, mit einer zerbrochenen Nase wie ein Boxer; an seiner Seite zu gehen vermittelte mir ein absurdes Gefühl von Sicherheit.

Ab der zweiten Nummer hatten wir ein anderes Vertriebsmittel gefunden. Ein Lastwagen, der das Bier lieferte, transportierte die Zeitungspacken zum Ballon d'Alsace. Es war raffiniert. Wir kamen am Bistro an ... Ich sage »wir«, da Bertrand neben mir in Montpellier weitere drei Studenten angeworben hatte. Eine kleine, aber effiziente Gruppe, die sich allerdings bald auflösen sollte. Wir kamen also am Bistro an, Bruno gab uns Zeichen, wir stiegen in den Keller, schnappten jeder dreißig oder fünfzig Exemplare und gingen wieder, so als ob nichts gewesen wäre.

Dieses raffinierte System funktionierte mehr als ein Jahr reibungslos. Auf der Universität und in der Stadt hörte ich die Leute von *Freiheit!* reden, Kommentare zu den Artikeln abgeben, sich gegenseitig fragen, ob sie

nicht die letzte Nummer in ihrem Briefkasten erhalten hatten. Die öffentliche Meinung bewegte sich. Das spürte man. Pétain wurde von den meisten noch geachtet, aber ganz sicher nicht sein Regime und auch nicht seine Minister. Die ihn noch immer verteidigten, mußten zugeben, daß er keinen Handlungsspielraum mehr besaß. Und daß sein hohes Alter und seine Dienstjahre manche Verirrung entschuldigten ...

Ich war überzeugt, daß außerhalb der Gruppe niemand meine Aktivitäten ahnte. Nur, als ich eines Tages wie gewöhnlich am Ballon d'Alsace ankam, um die letzte Nummer in Empfang zu nehmen, bemerkte ich den Bierwagen, umstellt von drei Autos der Gendarmerie. Beamte in Kepi kamen und gingen, Packen transportierend. Die Brasserie ging auf einen kleinen mit Platanen bepflanzten Platz, unter die der Wirt, wenn es schön und ruhig war, Tische stellte. Der Platz war durch sechs verschiedene Gassen zu erreichen. Als elementare Vorsichtsmaßnahme hatte ich mir angewöhnt, nie dieselbe zu nehmen.

An jenem Tag hatte ich einen Weg gewählt, der etwas weiter entfernt von der Brasserie auf den Platz mündete, und so hatte ich rechtzeitig mitbekommen, was sich abspielte, und unbemerkt den Rückzug antreten können. Ich war zunächst gemächlich gegangen, dann hatten sich meine Schritte beschleunigt. Fast wäre ich gerannt.

Neben der Angst, neben der Verbitterung über die Niederlage spürte ich so etwas wie Schuldgefühl. Man hat so etwas immer in derartigen Situationen, aber bei mir war es an diesem Tag mehr als ein vages Gefühl. Unablässig fragte ich mich, ob nicht ich es war, den die Polizisten ausgemacht und beschattet hatten, ob nicht

durch meine Schuld das Versteck in der Brasserie aufgefliegen war.

Warum ich? Weil sich einige Wochen zuvor etwas ereignet hatte, was mich zum damaligen Zeitpunkt zunächst beunruhigt, ich mich dann aber entschlossen hatte, ihm keine weitere Beachtung zu schenken.

Als ich eines Nachmittags aus dem Haus trat, war ich auf einen Gendarmen in Uniform gestoßen, der augenscheinlich auf der Lauer lag. Als er mich sah, wurde er etwas verwirrt und versuchte, sich hinter dem Treppensatz zu verstecken. Ich war stutzig geworden und hatte mir gesagt, daß ich auf der Hut sein müsse, dann aber doch die Schulter gezuckt und weder Bruno noch Bertrand davon erzählt. Jetzt waren die Gewissensbisse da. Es wurde regelrecht zur Qual.

An jenem Tag also entfernte ich mich von der Brasserie und nahm dabei unwillkürlich die Richtung in das Viertel, in dem sich meine Wohnung befand, nahe der Place de la Comédie, das in Montpellier »das Ei« hieß.

Aber war das wirklich das beste, was ich tun konnte? Tatsächlich hatte ich drei Reaktionsmöglichkeiten zur Auswahl.

Ich konnte auf der Stelle verschwinden, zum Bahnhof eilen und den erstbesten Zug nehmen; fliehen, auch ohne genaues Ziel, statt mich schnappen zu lassen.

Ich konnte auch einen kühlen Kopf behalten und in mein Zimmer zurückgehen, mich aller kompromittierenden Papiere entledigen und mein normales Leben weiterführen, in der Hoffnung, daß niemand meinen Namen ausplauderte und man nicht hinter mir her wäre.

Es gab schließlich eine dritte Möglichkeit, eine Zwischenlösung gleichsam: bei meinem Zimmer vorbeigehen, dort alles in Ordnung bringen, einige Sachen, die

ich vielleicht brauchte, an mich nehmen und dann Mme. Berroy, der Hausbesitzerin, erzählen, ich sei von Freunden aufs Land eingeladen worden. So könnte ich weggehen und nach einigen Tagen wiederkehren, ohne durch ein überstürztes Verschwinden den Verdacht auf mich zu lenken.

Ich entschloß mich schließlich zur letzten Variante: zwischen Panik und übertriebenem Vertrauen. Auf dem Weg war ich etwas kreuz und quer gegangen, um einen möglichen Verfolger die Aufgabe nicht zu leicht zu machen, und hatte dabei das Ei umgangen ...

Wenige Meter vor meinem Haus sehe ich einen Gendarm in Uniform im Gebäude verschwinden. Ich kann ihn gerade noch wiedererkennen, aufgrund eines braunen Schmisses im Gesicht, der vom Kinn bis zum Auge verläuft. Derselbe Gendarm wie letztes Mal! Ich mache sofort kehrt und gehe schnurstracks zum Bahnhof.

Wo sollte ich hin? Mir fiel nur eine Adresse ein. Die der Wohnung in Lyon, wo ich einige Monate zuvor mit Bruno die Zeitung abgeholt hatte. Ein junges Paar lebte dort, Danièle und Edouard. Mit ein wenig Glück waren sie noch immer da und konnten mir den Kontakt zu Bertrand und den anderen Mitgliedern des Netzes wieder herstellen.

Als ich an jenem Abend an ihre Tür klopfte, dürfte es bereits neun Uhr gewesen sein. Der Mann bittet mich etwas verlegen einzutreten. Ich erinnere ihn an unser letztes Treffen und erkläre ihm, was vorgefallen ist. Er hebt den Kopf, höflich, aber doch eher steif; will besorgt wissen, ob man mir etwa gefolgt sei. Auf meine

Antwort – »Ich hatte nicht den Eindruck« – zieht er eine Miene, die besagt: »Ein Eindruck genügt nicht!« Seine Frau, Danièle, kommt und sagt freundlich: »Wir dürfen nicht so schnell in Panik geraten. Es wird schon alles gut werden. Sie haben noch nicht gegessen, nehme ich an ...« Sie saßen zu dritt am Tisch. Meine Gastgeber und ein junges Mädchen.

Das Mädchen stellt sich vor. Ein zusammengesetzter Vorname, den sie etwas schief ausspricht, offensichtlich ihr Deckname. Ich stelle mich meinerseits vor: »Baku.«

»Ein hübscher Name, Baku«, sagt unsere Gastgeberin.

»Mein Großvater hat ihn für mich gewählt. Es ist das Diminutiv eines Worts, das ›Zukunft‹ bedeutet. Er ist überzeugt, daß durch häufige Wiederholung dieses Namens die Vorsehung dazu gebracht werden kann, mir die schönste Zukunft zu sichern.«

»Ist das also Ihr richtiger Name?« fragt das junge Mädchen erstaunt.

»Nein, der Vorname ist falsch, aber meine Geschichte ist wahr.«

Sie starrten mich einige Sekunden lang an, dann brachen wir alle in Lachen aus. Am Ende sagte der weibliche Gast: »Ich habe schon monatelang nicht mehr gelacht.«

Sie lachte dabei weiter, während die beiden anderen abrupt aufhörten.

Bis zum Ende der Mahlzeit kreiste das Gespräch um das augenblicklich zentrale Ereignis: die Schlacht um Sewastopol und die Nachricht durch Berlin, der russische Widerstand in der Stadt habe aufgehört. Meine Gastgeber waren sich darin einig, daß trotz des deutschen Vormarsches die Eröffnung der Ostfront, zusam-

men mit dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten, dessen Auswirkungen bereits spürbar wurden, zu allen Hoffnungen berechtigten. Aus einigen Äußerungen glaubte ich heraushören zu können, daß sie kommunistisch orientiert waren. Das hatte mich ein wenig gewundert; unser gemeinsamer Freund, Bertrand, war Gaullist, Katholik und sprach von den Kommunisten immer mit einem Anflug von Mißtrauen.

Sofort nach dem Abendessen hatte sich Edouard in sein Zimmer verzogen. Danièle zeigte mir das Zimmer, in dem ich übernachten könne; auf dem Bett lagen bereits ein Schlafanzug ihres Mannes und ein sauberes Handtuch. Danach schlug sie dem anderen Gast und mir vor, noch gemeinsam im Salon einen Cognac zu trinken.

Diese junge Person weckte meine Neugier. Sie war eher klein und zart, mit ganz dunklem, kurzem Haar und klaren grünen Augen, leicht mandelförmig, die sich schlossen, wenn sie lachte; ein junges, glattes Gesicht, doch um die Augen, eben wenn sie sich schlossen, zwei Bündel von Fältchen, wie die Strahlen einer verdoppelten Sonne. Ich mußte an mir halten, sie nicht fortwährend anzuschauen, aber es war wirklich nicht leicht. Ich glitt immer wieder von ihren Augen zu ihren Haaren, von ihren Haaren zu ihren Augen. Von ihr ging eine solche Mischung von Sicherheit und Sanftheit aus.

Sie sprach korrektes Französisch, jedoch mit einem noch ausgeprägteren Akzent als ich, dessen Herkunft ich nicht erriet. Ich hatte Lust, sie zu fragen, wer sie sei, woher sie komme und warum sie sich in dieser Wohnung in Lyon befinde ... Doch in einer Situation wie der unseren stellt man keine derartigen Fragen. Wir redeten über den Kriegsverlauf, über den Zustand der öf-

fentlichen Meinung, über Widerstandsgeist, über einige aufsehererregende Aktionen, doch was uns persönlich betraf, begnügten wir uns mit dem Austausch der Decknamen. Und versuchten, anhand der Äußerungen des Gegenübers, seiner Aussprache stille Vermutungen darüber anzustellen, woher er stammte. Aus welchem Land, welcher Region, welchem Milieu.

Wir waren auf die Schlacht in Nordafrika zu sprechen gekommen und auf die ganz frischen Nachrichten, wonach Mussolini sich anschickte, siegreich in Ägypten einzumarschieren. Unsere Gastgeberin, die seit einigen Augenblicken bereits gähnte, zog sich schließlich ebenfalls zurück. »Sie brauchen nicht gleich schlafen zu gehen. Trinken Sie in Ruhe Ihr Glas aus.«

Sie geht, und wir bleiben stumm zurück. Unmöglich, den Gesprächsfaden wieder aufzunehmen. Da sage ich, als würde ich in einem Buch lesen:

»Danièle hat, als sie sich zurückzog, versehentlich den Gesprächsstoff mitgenommen.«

Daraufhin höre ich dasselbe Lachen meiner Nachbarin vorhin am Tisch. Zugleich fröhlich und traurig, ausgelassen und verhalten. Ah, die süßeste Musik der Welt! Und diese Augen, die in die Tiefe rissen!

»Woran denken Sie?« fragte sie mich plötzlich.

Es hätte schon einiger Dreistigkeit bedurft, um ehrlich zu antworten: »An Sie!« Klüger schien, einen Umweg zu nehmen:

»Ich habe gerade diesen Krieg verflucht. Säßen wir doch in diesem Salon, im Begriff, diesen Cognac zu schlürfen, über dies und jenes plaudernd, ohne diesen Alptraum, draußen, ohne diese Angst, ohne gehetzt zu werden ...«

»Wissen Sie«, sagte sie, »würden wir nicht gehetzt, Sie und ich, würden wir nicht hier, in dieser Wohnung, sitzen und zusammen diesen Cognac trinken ...«

Schweigen. Ich senke die Augen, denn nun ist sie es, die mich anschaut. Ich versenke meinen Blick in den braunen Tropfen am Grund meines Glases.

Plötzlich diese Worte, schlicht:

»Mein richtiger Name ist Clara. Clara Emden.«

Wie kann ich Ihnen beschreiben, was mir dieser Satz in dieser Situation bedeutete? Indem wir die Regeln der Vorsicht übertraten, traten wir gleichsam in eine zweite Illegalität ein, einer Illegalität des Intimen. Beide kauerten wir in unserem Sessel, doch im Gedanken und ein wenig im Blick kuschelten wir uns aneinander.

Ich gab meinerseits meinen Namen preis. Meinen vollen Namen. Und dazu eine Fülle von Einzelheiten über meine Familie, meine Herkunft, mein Studium, meine Bestrebungen, Dinge, die ich noch nie in dieser Weise einem anderen gesagt hatte, nicht einmal mir selbst ... Wirklich, bestimmte Dinge, die tief in mir verborgen lagen, habe ich erst in dieser Nacht entdeckt, als ich sie aussprach.

Dann erzählte sie. Von sich. Von ihrer Kindheit. Von Graz, der Stadt, in der sie geboren war. Von ihrer Familie. Anfangs lachten wir zusammen und ergingen uns in Gedanken; all diese Vorfahren mit ihren sonderbaren Manien, ihren unpassenden Berufen, all diese Namen, die von fern träumen lassen, Lublin, Odessa, Vitez, Pilsen oder Memel. Doch dann begann sie von anderem zu sprechen. Von anderen Stätten. Nicht von Stätten des Widerstands oder der Emigration, sondern von Bestimmungsorten der Finsternis. Die Reisen brachen ab. Die Straßen verliefen nicht mehr vom Dorf zur Stadt, die

Züge fuhren nicht mehr von einem Bahnhof zum anderen. Die Geographie geriet durcheinander, ich konnte nicht mehr die Orte lokalisieren, sah keine Gesichter mehr, stellte mir nur noch Menschen in Uniform und andere in Gefängnisstracht vor, in einer Landschaft aus Blechhütten und Stacheldraht.

Clara hatte jede Spur ihrer Verwandten verloren.

Man darf nicht glauben, wir hätten zu jener Zeit nicht über die Lager Bescheid gewußt. Unsere Zeitung, *Freiheit!*, prangerte immer wieder die Razzien und Massaker an. Wir wußten eine Menge. Ich hätte fast Lust zu sagen: Wir wußten alles. Alles, außer dem Wesentlichen. Alles, außer jenem Ungreifbaren, auf das hin sich alles zubewegte, jenes, das wir nicht ahnten, weil es selbst von seiten der Nazis als zu monströs erschien: der Wille zur totalen Vernichtung. Selbst Clara, die so vieles gesehen hatte, sprach nicht davon. Sie berichtete von Verfolgung, wilder als zu jedem anderen geschichtlichen Moment, aber sprach nicht von »Endlösung«. Um sich eine derartige Möglichkeit überhaupt vorstellen zu können, mußte man selbst etwas Monströses an sich haben.

Sie hatte ihre gesamte Familie verloren. Verloren in seiner vielfachen Bedeutung: tot die einen, in den verschiedenen Orten des Schreckens verstreut die anderen ... Vielleicht würden einige davonkommen, so hoffte sie noch immer.

Als ihre Familie festgenommen wurde, befand sie sich gerade bei einer katholischen Freundin, die sie versteckt und dann erfolgreich über die Schweizer Grenze hatte bringen lassen.

In der Schweiz, sehr gut. Und obwohl sie dort völlig

sicher war, hatte sie sich entschlossen, nach Lyon zu kommen. Sie ertrug nicht den Gedanken, daß Menschen kämpften, starben, ihre engsten Verwandten, während sie sich mit einem sicheren Unterschlupf begnügte. Sie hatte mit jemandem aus unserem Netz Kontakt aufgenommen, der dann ihre Einreise organisierte.

In jener Nacht, in der wir uns begegneten, wartete sie auf Ausweispapiere. Um wohin zu gehen? Um welche Operation durchzuführen? Hier hörten die vertraulichen Mitteilungen auf. Alles über die Vergangenheit, nichts über die Zukunft. Es war allerdings unverkennbar, daß sie aus der sicheren Schweiz ins geschlagene Frankreich gekommen war, um zu kämpfen.

»Morgen kommt jemand und bringt mir Papiere. Ich nehme an, daß er Ihnen auch einige Fragen stellen wird, bevor er Ihre Papiere fertigmacht. Wie es scheint, trägt er den Spitznamen Jacques-von-den-falschen-Papieren.«

Als er morgens um sieben an der Tür klopfte, waren wir, Clara und ich, immer noch am Reden. Keiner hatte sich bisher aus seinem Sessel bewegt.

Der Mann wollte jeden von uns einzeln sprechen. Kurz danach ging sie. Wir trennten uns mit zwei kameradschaftlichen Küssen auf die Wangen und einem vagen, den Fäden des Zufalls überlassenen »Bis bald«.

Von mir wollte Jacques-von-den-falschen-Papieren ein Foto sowie einige Einzelheiten, um mir eine neue Identität zu basteln. Wichtiger als Alter und Aussehen waren zum Beispiel Aussprache und Studium. Er hatte mich auch gefragt, ob ich beschnitten sei.

Er hatte sich einige Notizen in einem Heft gemacht. War dann verschwunden. Und kam drei Tage später mit meinen Papieren zurück. Und mit genauen Angaben hinsichtlich meines geborgten Lebens. Er ließ mich in Beirut auf die Welt kommen, 1919, Vater Offizier in der französischen Armee, Mutter Muslimin. Womit meinen Eigenheiten Rechnung getragen war. Name: Picard; Vorname: Pierre Emile. Genial war die Wahl des Berufs: Elektriker, genauer: »Reparateur von Medizingeräten«. Denn er hatte einen Arbeitgeber für mich gefunden. Bei Toulouse, einen Fabrikanten von elektrischen Apparaten für Kliniken und Arztpraxen, der für die Résistance gewonnen war und bereit zu erklären, daß ich bei ihm arbeitete und wohnte und regelmäßig seine Kunden im gesamten Süden Frankreichs besuchen müßte, um die Instrumente zu kontrollieren, zu reparieren und zu warten. Eine einfallsreiche Deckung, die glaubwürdig gemacht werden mußte: Ich fuhr zu meinem Chef, der mich als Profi in die Funktionsweise der Apparate einweihte und mir riet, die Gebrauchsanweisungen auswendig zu lernen.

Die Idee zu dieser Deckung hatte Bernard gehabt. Beeindruckt offenbar von der Effektivität meiner Aktionen in Montpellier und auch zufrieden über die Art, wie ich in Gefahr reagiert hatte, hatte er beschlossen, daß ich der richtige Mann für die Rolle eines Verbindungsagenten war, sagen wir schlichter: eines Kuriers.

Was ich konkret machte? Zwischen den nationalen Führern unseres Netzes, den regionalen Verantwortlichen und den isolierten Widerstandsgruppen war der Kontakt aufrechtzuerhalten, mußten Direktiven, Befehle, Anträge, Informationen, Dokumente, falsche Papiere, manchmal, aber selten, Handfeuerwaffen oder

Magazine weitergegeben werden; man brauchte also eine Anzahl unermüdlicher, gewiefter junger Vertrauensmänner. Für mich, der ich diese Qualitäten zu besitzen schien, hatte Bertrand an diese ideale Deckung gedacht. So konnte ich das ganze Jahr über das Land bereisen, mit einer Aktentasche voller Prospekte und Gebrauchsanweisungen. Um so weit wie möglich auf den Ernstfall vorbereitet zu sein, machte ich bei jeder Reise eine Arztpraxis aus, wo ich wegen einer Kontrolle der Apparate hätte sein können. Nicht selten kam es sogar vor, daß ich richtige Reparaturen ausführte.

Mein System war recht ausgeklügelt, das muß ich schon sagen. Und wenn es wichtige Post gab, wurde sie denn auch mir anvertraut, Baku.

Nein, nicht Picard, Baku. Der andere war mein offizieller Name. In der Öffentlichkeit gab man acht, mich so zu nennen. Aber wenn innerhalb der Organisation von mir die Rede war, in einem Dokument etwa, durfte auf keinen Fall Picard genannt werden, niemand durfte wissen, daß Picard Baku war, der legendäre Baku ...

Das hab ich so zum Spaß gesagt. Doch es stimmt, es gab in unserem ganz kleinen Kreis eine ganz kleine Legende: Baku kann jeden Umschlag jedem Adressaten bringen, er kommt durch jede Kontrollschranke, mit einer Blume im Mund. Eine Art Gavroche, jenem Pariser Tausendsassa aus Hugos *Elenden* ...

Freilich, meine vorgeblichen Heldentaten müssen auf ihr rechtes Maß zurückgebracht werden: an einer wirklichen Schlacht habe ich kein einziges Mal teilgenommen. Ich trug auch nie eine Waffe bei mir, das hätte meine Reisen noch riskanter gemacht. Deshalb konnte ich ehrlicherweise auch nicht, als Sie mich fragten, ob

ich »zu den Waffen gegriffen« hätte, »ja« sagen; nicht einmal dazu, ob ich mich »einer Widerstandsgruppe angeschlossen« hätte – diese Begriffe sind hier unangemessen. Ich habe vor allem viel den Zug genommen! Zuweilen habe ich den Eindruck, den Krieg im Zug verbracht zu haben, mit meiner Umhängetasche ... Ich war ein Briefträger, letzten Endes, ein Kurier, der Kurier des Schattens.

Mein Beitrag war nützlich, glaube ich, aber blieb doch bescheiden. Er entsprach mir. Wenn es auch dem Gedächtnis meines Vaters mißfällt, ich vermochte noch nie den »Führer« oder den Helden zu spielen. Ich bin immer nur ein eifriger, gewissenhafter Junge gewesen. Ein Handlanger der Résistance. Die braucht's auch, müssen Sie wissen ...

Sollten Sie nun enttäuscht sein, würde ich das verstehen. So viele könnten Ihnen begeisternde Berichte liefern. Ich war nur in eine wirklich spektakuläre Aktion verwickelt, eine der heroischsten jener Zeit; aber auch da habe ich nur davon profitiert, keine aktive Rolle gespielt. Bitte halten Sie sie also auch nicht mir zugute.

Es war im Oktober dreiundvierzig. Ich verrichtete bereits über fünfzehn Monate meine Arbeit als »Kurier«, ohne daß Schwierigkeiten aufgetreten wären. Bertrand, den ich in Marseille traf, übergab mir ein Kuvert, das eiligst einem früheren Stabsoffizier, der zur Résistance übergetreten war, in Lyon übergeben werden mußte. Der Umschlag kam, dessen bin ich mir fast sicher, aus Algier, wo sich damals General de Gaulle aufhielt.

Als ich bei der angegebenen Adresse ankam, bemerkte ich nichts Beunruhigendes. Stieg also die Treppe hoch. Sie war mit einem bordeauxroten Teppich ausge-

legt, auf dem ich Spuren von Schlamm wahrnahm. Nichts Unnormales, es hatte den Tag über geregnet. Doch routinemäßig, wie häufig, ergriff ich eine Vorsichtsmaßnahme. Der Offizier wohnte im dritten Stock. Ich blieb im zweiten stehen, nahm den Umschlag aus meiner Tasche und steckte ihn unter eine Fußmatte; ich konnte ihn in wenigen Sekunden holen, wenn ich kontrolliert hatte, daß »der Weg frei« war.

Diesmal war er es nicht. Der Mann, der mir die Tür öffnete, trug die Milizuniform. Und hielt in der Hand eine Pistole.

»Kann ich den Doktor sprechen?«

»Welchen Doktor?«

»Doktor Lefèvre. Ich soll den Kardiographen reparieren. Er erwartet mich.«

»Hier gibt es keinen Doktor Lefèvre.«

»So, man hat mir aber doch gesagt: Nummer zehn, dritter Stock.«

»Hier ist Nummer acht.«

»Oh, Verzeihung, ich muß mich wohl im Haus geirrt haben ...«

Ich glaubte fest, mich aus der Affäre ziehen zu können. Selbst als der Mann mich aufforderte, meine Tasche zu öffnen. Ich wußte, daß sie nichts Kompromittierendes enthielt. Er warf einen verschlafenen Blick auf die Propekte, als eine Stimme von drinnen donnerte: »Bring ihn her!«

Ich hätte versuchen können wegzurennen. Doch es schien vernünftiger, bis zum Ende den Unschuldigen zu spielen. Ich trat ein. Der Offizier, den ich aufsuchen sollte, saß auf einem Stuhl, die Hände verbunden, eine Pistolenmündung im Nacken.

»Kennen Sie ihn?«

»Nein, ich habe ihn noch nie gesehen.«

Es stimmte. Wahrscheinlich erwartete er selbst mich nicht und ahnte nur vage, wer ich sein könnte. Aber ich hatte an seine Tür geklopft, und die Milizionäre hatten keine Lust, an ein schlichtes Versehen zu glauben.

Wir, der Offizier und ich, wurden in ein Gefängnis gebracht, wo bereits etwa dreißig Häftlinge einsaßen. Einige Köpfe waren mir bekannt, aber ich tat so, als wären sie mir alle unbekannt und ich vollkommen unschuldig. Wir waren in den Händen der Gestapo.

Ich erwartete das übliche Verhör, und ich stellte mir unaufhörlich die Frage, die ich seit dem Moment, da ich dem Untergrund beigetreten war, mir bereits tausendfach gestellt hatte: Wäre ich in der Lage, unter Folter nicht zu sprechen? Nicht die Dutzenden von Adressen preiszugeben, die ich kannte, mit denen unser ganzes Netz hätte ausgehoben und Hunderte von Kameraden hätten festgenommen werden können? Plötzlich wurde mir mein Gedächtnis, das mir immer als ein kostbarer Verbündeter in meinem Leben vorgekommen war, zum Feind. Könnte ich es doch auslöschen, leeren, mit ihm Tabula rasa machen!

Ich hatte nur eine Verteidigungsstrategie: alles abstreiten. Ich war Reparatteur von medizinischen Geräten, basta. Durch die Stromunterbrechungen kam es häufig zu Pannen, ich hatte viel zu tun. Natürlich konnten sie meine Geschichte bis zu meinem Chef in Toulouse zurückverfolgen und versuchen, diesen zum Sprechen zu bringen. Aber ich war nicht so bedeutend, daß es notwendig war, bei mir so weit zurückzugehen.

Ich schlief eine Nacht im Gefängnis, am folgenden Nachmittag kam für fünfzehn von uns der Befehl, in einen geschlossenen Lastwagen zu steigen. Ich nehme

an, man wollte uns dorthin bringen, wo wir verhört werden sollten. Wir sind nie dort angekommen.

Wir fuhren etwa eine Viertelstunde, als eine Schießerei ausbrach. Der Lastwagen war von Widerständlern angegriffen worden, mitten in Lyon. Später erfuhr ich weitere Einzelheiten. Im Augenblick nahm ich lediglich die andauernden Schüsse wahr, die Wagentür, die sich öffnete, die Stimme, die uns zurief: »Ihr seid frei, kommt heraus! Lauft weg! Zerstreut euch!« Ich war herausgesprungen, war gerannt, bei jedem Schritt erwartend, daß eine Salve mich niedermähte. Die Salve blieb aus. Ich versteckte mich einige Sekunden in einer Kirche und verzog mich dann in eine belebte Straße. Ich hatte mich aus der Affäre gezogen. Für den Augenblick. Denn man hatte mir alle Ausweise weggenommen, und ich wußte nicht, an welche Adresse ich mich wenden könnte, ohne meine Verbindungsleute in Gefahr zu bringen.

Ich hatte glücklicherweise in meinen Strümpfen noch einiges Geld, und so stieß ich die Tür eines Restaurants auf, entschlossen, das beste Essen zu bestellen. Ich sagte mir, daß die Zukunft mit vollem Magen weniger düster aussehen würde.

Ich war der einzige Gast, es war einfach keine Essenszeit. Fürs Mittagessen zu spät und fürs Abendessen noch zu früh. Ich hatte mir dennoch eine Speisekarte gegriffen, die auf einer Anrichte nahe dem Eingang lag, und mich darin vertieft. Ich hatte bereits drei Speisen mit verheißungsvollem Namen ausgewählt, als der Wirt zu mir trat.

»Ich hätte gerne zu Abend gegessen, bin ich zu früh?«

»Wir haben geöffnet.«

»Fein. Ich möchte gern ...«

Und ich zählte genüsslich die Leckereien auf, die mich lockten. Der Wirt hörte mir ungerührt zu, ohne mich zu unterbrechen, aber auch ohne sich Notizen zu machen. Er trug ein zufriedenes Lächeln zur Schau, als ob die bloße Tatsache, daß ich diese Speisen erwähnte, ihm schmeichelten. Und als ich meine Bestellung beendet hatte, blieb er so stehen, mit demselben Lächeln. Um das ganze etwas zu beschleunigen, sagte ich, mich dabei leicht räuspernd:

»Das wär's.«

Da zuckte der Wirt zusammen, reckte sich, als würde er in Habachtstellung gehen und einen Rapport machen wollen.

»Seit vier Tagen bin ich nicht mehr beliefert worden. Ich habe nur noch Linsensuppe und altbackenes Brot.«

Er schaute so traurig drein, daß ich mich verpflichtet fühlte, ihn zu trösten:

»Das wäre fein, eine Suppe, genau das, was ich wollte.«

Ich konnte doch nicht einfach aufstehen und verschwinden!

Die Suppe kommt, noch dampfend. Ich ziehe ihren Geruch ein. Schlürfe einen ersten Löffel. Linsen, in der Tat, aber nicht irgendwelche, Linsen mit Kümmel! Reichlich mit Kümmel gewürzt, wie bei uns zu Hause. Erstaunlich, sage ich mir. Gehört das zu Lyoneser Rezepten? Nein, der Geschmack ist untrüglich, ich weiß genau, woher er stammt. Ich habe Lust, den Wirt zu fragen. Ich bin schon fast dabei, ihn zu rufen, da besinne ich mich eines Besseren. Was könnte ich ihm sagen? Daß

ich in seiner Suppe die Gerüche und den Geschmack meines Landes wiedergefunden habe? Um welches Land handelt es sich? Wann habe ich es verlassen? Seit wann bin ich in Lyon? O nein, das vor allem nicht. Wenn ich in meiner Lage, als ein Flüchtiger ohne Papiere, etwas vermeiden muß, dann doch wohl, mich mit einem Unbekannten in ein Gespräch zu verwickeln! Und dann auch noch über meine Identität! Ich schlucke also meine Fragen hinunter, begnüge mich, die Suppe, in die ich Brotstücke eintunke, zu genießen.

Der Wirt geht, und ein wenig später holt seine Frau den Teller. Ich hatte ihn so schnell ausgelöffelt und geputzt, daß der Tellerboden glänzte. Sie trägt ihn fort und bringt ihn unaufgefordert wieder, voll.

»Danke. Das ist köstlich.«

»Es ist ein Rezept aus meinem Dorf«, sagt sie.

Herrgott! Sie spricht mit meinem Akzent! Dem Akzent des Alten Landes! Ich habe so Lust, sie zu fragen, um welches Dorf es sich handelt ... Nein, dazu habe ich kein Recht, ich muß mich noch zurückhalten. Also wiederhole ich, mit neutralster Stimme:

»Danke. Das ist köstlich.«

Ich fange sofort wieder zu essen an, den Blick in den Teller getaucht, in der Erwartung, daß sie zurück in die Küche geht. Doch sie rührt sich nicht. Sie bleibt da stehen, sieht mich unverwandt an. Ich bin überzeugt, sie hatte alles durchschaut. Woher ich kam und warum ich nicht zu sprechen wagte. Einmal hebe ich den Blick. Sie schaute mich an, mit tiefer Zärtlichkeit. Noch nie hatte jemand einen solch langen mütterlichen Blick auf mir ruhen lassen. Am liebsten hätte ich mich an ihrer Schulter ausgeweint.

Dann, als hätte sie meine stummen Fragen gehört,

begann sie zu sprechen. Ihr Mann war einst Soldat in der Armee der Levante, mit General Gouraud. Sein Lager befand sich unweit des Dorfes, in dem sie lebte. Er kam manchmal zum Hof ihrer Eltern und kaufte Eier. Sie sprachen manchmal miteinander, machten sich Zeichen. Gleich nach dem Krieg hatten sie geheiratet, hatten zehn Jahre in Beirut gelebt und sich dann achtundzwanzig in Frankreich niedergelassen und dieses Restaurant eröffnet ...

Während sie sprach, wiederholte ich mir immer wieder: diese Frau und ihr Mann hätten die Eltern von »Picard« sein können, die Eltern meines Pseudonyms, meine Leiheltern! Etwas hatte meine Gurgel gepackt, ich fühlte mich wie ein verhextes Kind. Noch immer sagte ich nichts, gab nichts preis, doch meine Augen flohen nicht mehr, sie gaben sich denen dieser Mutter für einen Tag hin. Hätte sie mich gefragt, ich hätte ihr alles erzählt. Sie hat nichts gefragt, nur ein traditionelles »Gott beschütze dich!« gemurmelt. Dann verschwand sie.

Sie ließ sich nicht mehr sehen. Bis zum Ende der Mahlzeit bediente mich ihr Mann. Auch er mit einem komplizenhaften Lächeln, doch schweigsam. Diese Frau aber, diese kurze Erscheinung, hatte mich verwandelt. Ich war kein Flüchtender mehr, kein Gehetzter, ich schwebte weit über meinen Ängsten des Augenblicks, weit über meiner Person; von Minute zu Minute weitete sich mein Horizont.

Ich hatte mir sogar einzureden vermocht, daß die Lage so düster nun auch nicht war. Ich wurde gejagt, sicher, aber eben, weil ich in Freiheit war! Noch diesen Morgen war ich auf das Schlimmste gefaßt gewesen, auf Fol-

ter, Demütigung, Tod, und am Abend saß ich als freier Mensch an einem Tisch im Restaurant, ich bestellte, trank, aß, genoß. Und dann – wichtiger, viel wichtiger als all das –: ich war im Begriff, wenn ich so sagen darf, den Krieg zu gewinnen! Vor wenigen Tagen erst hatte man erfahren, daß Korsika befreit worden war; in Italien war Mussolini gestürzt worden, das Land hatte sich sogar dem Lager der Alliierten angeschlossen und Nazi-Deutschland den Krieg erklärt; im Osten hatten die Russen wieder eine Offensive gestartet, den Kaukasus zurückerobert und setzten ihren Vormarsch Richtung Krim fort; die Amerikaner wiederum entfalteten auf allen Fronten ihre gewaltige Kriegsmaschinerie; und an den Stränden Englands wurde die Landung auf dem europäischen Festland vorbereitet. In Frankreich stand die öffentliche Meinung nun massiv auf unserer Seite; für den alten Marschall hatte die Bevölkerung allenfalls noch Nachsicht übrig; man entschuldigte ihn, manchmal, aber folgte ihm nicht mehr; und die Résistance wurde von Tag zu Tag machtvoller, kühner; Beweis: die aufsehenerregende Aktion, durch die ich befreit worden war ...

Am Schluß des Essens, als ich den Kaffee bestellte, war ich ein anderer Mensch, ein meinen Vorfahren würdiger Eroberer, ich sang innerlich vor mich hin. Die Angst war weg, die Furcht im Zaum gehalten. Es blieb die Freude, frei zu sein ...

Am liebsten wäre ich ewig in diesem kleinen Restaurant geblieben. Ich fühlte mich dort vollkommen sicher. Außerdem war mir absolut unklar, wohin ich gehen, an welche Tür ich klopfen konnte, ohne das ge-

samte Netz in Gefahr zu bringen. Ich konnte noch nicht einmal den Zug nehmen; ohne Ausweis hätte ich keine einzige Kontrolle überstanden.

Glauben Sie an Fortuna? Oder an die Vorsehung? Bei uns gibt es mehrere Sprichwörter, die besagen, daß man erst stirbt, wenn in der Lampe des Lebens alles Öl verbrannt ist, oder etwas in dem Sinne. Meine Lebenslampe hatte offensichtlich noch Reserven. Als ich das Restaurant gerade verlasse, wen sehe ich da? Jacques! Jacques-von-den-falschen-Papieren! Unsere Blicke kreuzen sich, wenden sich rasch voneinander ab. Bei ihm ein kurzes Aufflackern von Überraschung, bei mir ein Aufblitzen von Glücksgefühl. Ich folge ihm. Er ging nicht sehr weit. Im Haus neben dem Restaurant hatte er sein »Atelier« im zweiten Stock. Acht Personen arbeiteten hier ständig. Ich brauchte ihm nicht erst zu erzählen, in welcher Lage ich mich befand, er wußte schon alles. Man hatte mich erkannt, als ich aus dem Lastwagen sprang, aber im Eifer des Gefechts hatte das Kommando keine Zeit, sich um mich zu kümmern. Jacques hatte richtig vermutet, daß ich noch nicht weit weg war.

Natürlich brauchte ich neue Papiere, eine neue Identität, um mich wieder auf die Straße zu wagen. Doch mein Retter hatte plötzlich eine bessere Idee: er würde mich einstellen. Er bekam mehr Arbeit, als er bewältigen konnte. Er hatte zunächst allein angefangen. Jetzt halfen ihm sieben Genossen jeden Alters. Einer mehr wäre hochwillkommen. »Vorausgesetzt, du hast keine Arztklaue.« Er stellte mich auf die Probe. Ich war eifrig bei der Sache. Ich besaß, so scheint es, bemerkenswerte Fälschertalente. »Leider mit allzu rigiden moralischen Maßstäben, um sie in Friedenszeiten fruchtbringend anwenden zu können. Niemand ist perfekt.« So die Worte

von Jacques. Er hat mir so viel beigebracht, aber ich hätte gern noch mehr von ihm gelernt, bis hin zu seinem bissigen Humor.

An das Atelier der Falschpapiere werde ich mich immer mit Rührung erinnern. Es war wie ein stiller Ameisenhaufen, unersetzbar. Es ging nicht nur um Fälschung von Dokumenten, eine ganze Parallelwelt mußte erfunden, verwaltet und angesichts eines allmächtigen Gegners glaubwürdig gemacht werden. Ohne den pedantischen Eifer von Jacques und seinen Helfershelfern wäre keine Widerstandsaktion möglich, der Gedanke an eine Untergrundorganisation undenkbar gewesen. Und doch sind sie namenlos geblieben. Wie erklären Sie sich, daß Menschen sich völlig einer derart undankbaren Aufgabe widmen können, bei der sie in jedem Augenblick ihr Leben riskieren, ohne Hoffnung auf den geringsten materiellen oder moralischen Gegenwert? Einige glaubten nicht einmal an Gott, um sich so wenigstens eine Belohnung im künftigen Leben erhoffen zu können.

Ob ich stolz bin, ihr Los geteilt zu haben? Ja, darauf bin ich stolz, das gebe ich gern zu, ohne jeden Skrupel. Wenn ich kurz nach Kriegsende hin und wieder jemand traf, der sich für diesen diskreten Aspekt des Widerstands interessierte, habe ich Stunden verbracht, um ihm im Detail zu erzählen, was wir alles machten.

Dagegen wurde ich ärgerlich, wenn ich zum hundertstenmal aufgefordert wurde, meinen »glorreichen« Ausbruch zu schildern. Was hatte ich denn eigentlich getan? Ich war sechzig Meter gerannt, hatte gut gegessen, war durch Vorsehung jemandem begegnet. Dafür sollte ich ein Held sein? Und die Tausende von Malen, wo ich mit der Schreibfeder in der Hand oder beim Transport einer Nachricht mein Leben riskiert habe ...?

Schauen Sie, ich bleibe Philosoph. Tausende von Akten, reduziert auf wenig; ein Akt, tausendfach aufgebläht; alles in allem finde ich mich darin wieder!

Jenes Paar aus dem Restaurant mit der Linsensuppe mit Kümmel habe ich leider nie mehr wiedergesehen. Die erste Zeit verließ ich das Atelier nicht, man brachte mir zu essen, und ich schlief an Ort und Stelle. Nach einigen Monaten wagte ich mich wieder hinaus, ich strich durch die Straßen, aber machte immer einen Umweg, um nicht bei ihnen vorbeizukommen. In dieser Zeit und unter den Umständen, in die ich geraten war, wenn ich da jemanden mochte, war es besser, ich mied ihn, um ihm keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Erst nach der Befreiung bin ich da wieder einmal vorbeigegangen. Das Restaurant hatte geschlossen. Offenbar seit Monaten schon. Ein Nachbar sagte mir, der »Hauptmann« sei heimgekehrt, irgendwo bei Grenoble ...

Ich selbst blieb im Atelier für Falschpapiere. Ohne mich zu rühren, bis zur Befreiung. Die wir mit einigen Flaschen Champagner begossen; Jacques, zuversichtlich, wie er war, hatte sie bereits seit Monaten kaltgestellt. Bei allem Glück waren wir doch auch leicht traurig. Mit dem Ende der Untergrundexistenz endete auch unser schönes Abenteuer. Es kommt im Leben nicht oft vor, daß man für eine gute Sache den Schurken spielen darf.

Später ging ich nach Montpellier. Allerdings nicht sofort. Drei Monate lang behielt mich Bertrand für diverse Aufgaben noch bei sich in Lyon. Als ich mich endlich nach Montpellier begeben konnte, war es ein wenig wie eine erste Rückkehr zu sich. Ich war neugierig auf den

Ort, an dem ich vor dem Krieg gelebt hatte, als ich noch nicht Baku war.

Inzwischen hatte ich natürlich einiges in Erfahrung bringen können. Etwa daß Bruno und sein Vater, die im Zusammenhang mit der Bierwagenaffäre festgenommen worden waren, lediglich zwei Monate in Haft blieben. Aber daß sie ein Jahr darauf wegen schwerwiegenderer Motive gefaßt und deportiert worden waren. Der Vater war zurückgekommen, Bruno nicht. Der kleine Platz nahe der Brasserie trägt heute seinen Namen.

Da bin ich als erstes wieder vorbeigegangen. Als der Wirt mich sah, drückte er mich fest an seine Brust, als wäre ich ein anderer wiedergefundener Sohn. Bis dahin hatten wir uns allenfalls zwei- oder dreimal die Hand geschüttelt, ich konnte mich noch nicht einmal erinnern, je mit ihm gesprochen zu haben, außer um ein Bier zu bestellen oder die Rechnung zu begleichen. Seine Frau war während des Krieges gestorben. Vielleicht hatte sie gehahnt, daß ihr Sohn nicht wiederkehren würde.

Nach der Brasserie ging ich bei der Dame vorbei, die mich beherbergt hatte, Mme. Berroy. Auch sie nahm mich in die Arme. Erzählte mir, daß Geschichten über mich in der Stadt kursierten; was sich bewahrheitete, als ich mich später am Tag zur medizinischen Fakultät begab. Ich weiß nicht, ob es an meinem plötzlichen Verschwinden, an meiner Herkunft oder an sonstigen zufälligen Gerüchten und Vorfällen lag: alle Welt schien überzeugt, daß ein gewisser Ketabdar ein Held des Widerstands geworden war. Man unterschob mir eine ganze Liste ruhmreicher Heldentaten, von denen einige schlicht erfunden waren, die anderen, die meisten, auf tatsächlichen Fakten beruhten, in denen aber meine Rolle über alle Maßen aufgebläht wurde.

Um auf Mme. Berroy zurückzukommen: Nachdem die Gefühlsausbrüche ihr Ende gefunden hatten, äußerte sie sich doch sehr erstaunt darüber, daß trotz all der Gerüchte, die hinsichtlich meiner Glanzthaten in der Stadt kursierten, niemand vorbeigekommen war, um sie zu meiner Person zu verhören.

»Heißt das, daß nach meinem Verschwinden nie jemand gekommen ist, um mein Zimmer zu durchsuchen?«

»Keiner.«

»Weder die Miliz noch die Gendarmerie, noch die Deutschen?«

»Keiner, ich sag es Ihnen doch! Ihre Sachen sind alle im Keller verstaubt, keiner hat daran gerührt. Ich hab sie nur wegnehmen müssen, um das Zimmer weiter zu vermieten, Sie verstehen ...«

In meinen Augen hieß das, daß die Behörden sich hinsichtlich meiner Bedeutung oder, sollte ich eher sagen, meiner Bedeutungslosigkeit keine falschen Vorstellungen gemacht hatten. Für meine Vermieterin dagegen, so war zumindest dem Ton ihrer Andeutungen zu entnehmen, war es der letzte Beweis für die legendäre Geschicklichkeit, mit der man mich bedachte. Baku der Unfaßbare.

Nun gab es aber doch, werden Sie sagen, den Gendarmen, der an jenem berühmt-berüchtigten Tag, an dem ich die Flucht ergriff, in mein Haus eingedrungen war. Richtig, darauf komme ich jetzt. Habe ich bereits berichtet, daß Mme. Berroy eine Tochter hatte, Germaine, eine wohlgestaltete Rothaarige mit etwas anrühigem Ruf? Nein, vermutlich habe ich sie nicht erwähnt. Das ist meine levantinische Scham. Meine Kameraden sprachen oft von ihr, neckten mich mit der Frage, ob ich

... Tatsächlich war ich gegenüber Frauen immer sehr schüchtern, und ich konnte mir nicht vorstellen, irgend etwas in der Richtung zu unternehmen. Lief Germaine mir zuweilen über den Weg, grüßte ich sie mit einem freundlichen Lächeln, das sie mir zurückgab. Und dann stieg ich weiter die Treppe hoch, mit leicht geröteten Wangen.

Und dann sagt mir doch an diesem Tag Mme. Berroy: »Wissen Sie übrigens, daß sich meine Tochter während Ihrer Abwesenheit verheiratet hat? Ich werde Ihnen meinen Schwiegersohn vorstellen, er wird sich glücklich schätzen, einem Mann wie Ihnen die Hand schütteln zu dürfen.«

Ich trete ins Wohnzimmer. Was nun kommt, können Sie sich denken ... Der Ehemann von Germaine trägt eine Gendarm-Uniform. Auf der Wange verläuft ein Schmiß, vom Kinn bis zum Auge. Er erhebt sich und schüttelt mir mit einem breiten Lächeln die Hand.

»Wir sind uns glaube ich ein- oder zweimal im Hausflur begegnet. Zu der Zeit, als ich Germaine den Hof machte. Sie haben mir vielleicht Angst eingeflößt ...«

Ich war also wegen nichts und wieder nichts geflüchtet! Hätte ich an dem fraglichen Tag nicht einen Gendarmen im Hauseingang verschwinden sehen, wäre mein Leben ganz anders verlaufen.

Besser, schlechter? Wenn man noch am Leben ist, um sich diese Fragen zu stellen, kann es so schlecht nicht gewesen sein.

Auf mich wartete aber noch eine andere Überraschung. Als ich mit der Vermieterin die Treppen hochstieg, um einen nostalgischen Blick in mein früheres Zimmer zu werfen, stieg mir plötzlich beim Erreichen einer be-

stimmten Stufe ein stechender Geruch von Moder in die Nase. Mir blieb kurz der Atem weg. Und blitzartig ging mir auf, daß ich seit Verlassen der Mansarde keine Atmungs- oder Lungenprobleme mehr gehabt hatte. Wie ich sie auch vorher nicht kannte. Dieser Geruch nach Schimmel und, würde ich sagen, alter Asche war mir gleich zu Anfang, als ich einzog, aufgefallen; mit der Zeit dann hatte ich nicht mehr darauf geachtet. Und jetzt waren die Erstickungsanfälle wieder da.

In einem, wie mir schien, letzten Atemzug quälte ich mir ein »Ich gehe wieder hinunter« heraus.

Die Vermieterin schloß die Tür und betrachtete mich dabei mit Sorge.

»Wie ich sehe, haben sie immer noch Ihre Asthmaanfälle.«

»Von Zeit zu Zeit.«

»Sie sind nicht der einzige, müssen Sie wissen. Der junge Mann, der nach Ihnen das Zimmer gemietet hat, hatte auch Asthma. Zweimal mußte ich nachts den Arzt rufen.«

Sie fügte hinzu:

»Im Augenblick ist das Zimmer frei. Wenn Sie wollen, können Sie diese Nacht hier schlafen, diesmal nicht als Mieter, sondern als Gast!«

»Sie sind sehr freundlich. Nur muß ich leider noch diese Nacht den Zug nach Marseille nehmen.«

Natürlich log ich, ich mußte erst am folgenden Tag fahren. Doch ich hatte dieser verfluchten Mansarde schon mehr gezahlt, als ich mußte ...

Ich verbrachte die Nacht im Zimmer eines früheren Kommilitonen; eine durchwachte Nacht übrigens, da ich ihn zu überzeugen versuchte, daß ich nicht alle die

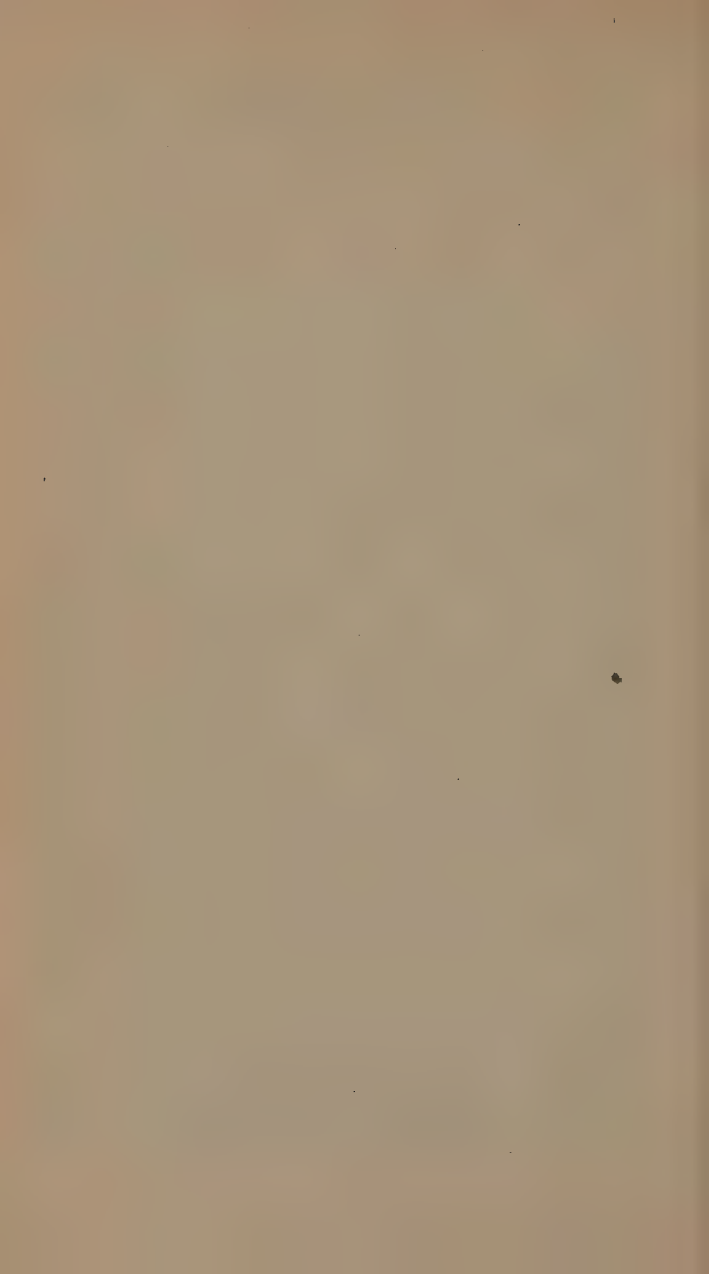
Heldentaten vollbracht hatte, die man mir nachsagte. Verlorene Müh ...

Ich muß gestehen, daß ein Umstand in diesem Zusammenhang mir geschadet hat – oder geholfen, je nachdem, auf welchen Standpunkt man sich stellt. Ein Mißverständnis, das den außergewöhnlichen Gerüchten recht zu geben schien.

Kurz nach der Befreiung fanden Hunderte von Versammlungen auf allen Ebenen zwischen den verschiedenen Widerstandsbewegungen und zusammen mit den sich etablierenden Behörden statt, auf denen es um die Regelung eines ganzen Schwarms von Problemen ging: die Säuberung und ihre Entgleisungen, das Los der Deportierten, die Entwaffnung der Widerstandskämpfer, die Lebensmittelversorgung usw. Zu einer dieser Versammlungen bat mich Bertrand hinzugehen, da sonst keiner der Verantwortlichen unseres Netzes verfügbar war, und zu notieren, was gesprochen wurde. Anders als er dachte, hatten die anderen Gruppierungen sich entschlossen, höherrangige Führer dort hinzuschicken; außerdem waren Fotografen der Lyoner Presse anwesend. Die Nacht zuvor war ein stadtbekannter Kollaborateur festgenommen worden, und damit gewann das anfänglich als Routine gedachte Treffen plötzlich in den Augen der Öffentlichkeit an Gewicht. Und so fand ich mich denn mit meinem Konterfei auf der ersten Seite des *Progrès*, präsentiert als einer der versteckten Führer der Résistance.

In Montpellier wollte keiner an ein Mißverständnis glauben. Versuchen Sie einmal zu leugnen, daß Sie ein Held sind; Ihr Ruf bleibt gleichwohl intakt, zudem wird Ihnen noch Bescheidenheit attestiert. Die ja, wie man so sagt, die höchste Tugend der Helden ist.

Freitag morgen



Ich bin überzeugt, daß Ossyan aufrichtig war, als er versuchte, seine Heldentaten herunterzuspielen. Die Vorstellung, man könne ihn für einen »Führer« halten, war ihm unerträglich, seit Kindheit an. Also übertrieb er es im entgegengesetzten Sinn, und zwar so weit, daß sein allzu vehementes Ableugnen seine Gesprächspartner irritierte und argwöhnisch werden ließ.

So war jedenfalls meine eigene Reaktion. Lange nach unseren Sitzungen, als ich eines Tages meine Notizen wiederlas, bekam ich plötzlich Lust, mir die Sache etwas näher anzuschauen. Ich fuhr nach Südfrankreich und suchte jene auf, Männer wie Frauen, die diese verworrene Zeit mit ihren Maquis, ihren Razzien, ihrem Getuschel, ihren Widerstandsnetzen erlebt hatten. Nach einem Monat erstaunlicher Treffen, naiver Befragungen und Vergleiche hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß es in bestimmten Kreisen durchaus eine an den Namen »Baku« geknüpfte Legende gab und daß die Rolle des letzteren in der Résistance keineswegs nur die eines schlichten »Kuriere« war.

Aber lag darin wirklich das Wesentliche? Die Bedeutung einer Rolle ist letztlich eine Frage der Einschätzung. Der Mann hatte mir seinen Teil an Wahrheit geliefert. Das heißt die Tatsachen und auch die mit ihnen einhergehenden Gefühle. Wenn ein Mensch über sich erzählt, ist die Objektivität dann nicht der markierte Weg der Lüge?

Ich nahm mir vor, nicht mehr zu versuchen, die Gerüchte zu verifizieren oder weiter zu graben. Vielmehr mich mit seinen Worten und meiner Rolle als Geburts-

helfer zu begnügen. Geburtshelfer von Wahrheiten, Geburtshelfer der Legende, ein schöner Unterschied!

»Wir waren also bei dem Moment, da Sie Frankreich verließen und in Ihr Heimatland zurückkehrten. Ich vermute, daß man Sie in Beirut erwartete ...

Ich hatte niemandem gesagt, mit welchem Dampfer ich kommen würde, aber mein Vater hatte es, Gott weiß wie, in Erfahrung gebracht und in der ganzen Stadt verbreitet. Zudem kursierten Dutzende von Gerüchten über meine Taten in der Résistance. Man flüsterte sich sogar meinen Decknamen zu: Baku.

Baku. Jacques, Bertrand, die Falschpapiere, der Krieg, die Résistance – ich war noch keine siebenundzwanzig, und ein Leben war bereits verstrichen. Vor mir: weitere Leben. Vielleicht.

Die Ankunft am Hafen. Die am Kai versammelte Menschenmenge. Meine feuchten Augen beim Überqueren der Brücke. Das Mädchen mit den wehenden Haaren, das sich mir nähert und eine Girlande um den Hals hängt. Ich neige mich zu ihm. Seine nackten Arme streifen meine Wangen. Ich recke mich wieder. Unbekannte Stimmen, die sich in meinem Rücken vermischen. Ein Fotograf macht mir Zeichen, mich nicht mehr zu rühren, das Lächeln beizubehalten und ins Objektiv zu schauen. Alle erstarren, halten den Atem an, für lange Sekunden. Stille. Dann kommt, Geste für Geste, allmählich wieder Leben in die Szene, das Rufen und Schreien nimmt wieder zu. Beifallklatschen, Hochrufe. Da, mein Vater, der herankommt. Auf dem Kopf ein roter Samthut. Ein Festtagshut. Die Menge teilt sich, um ihn vorzulassen. Unsere Blicke treffen sich. Dieser erwartungs-

volle Blick, der einst so auf meinen Schultern lastete – an jenem Tag schien er mir leichter zu sein. Mein Vater nimmt seinen Hut ab und umarmt mich. Drückt mich fest. Erneutes Klatschen. Er hält mich in Armlänge von sich fern, betrachtet mich eingehend. Plötzlich lese ich in seinen Augen etwas anderes als die erwartete Freude, etwas anderes als Stolz. Als er mich erneut an sich drückt, stammle ich eine Frage. Er antwortet mir: »Später, zu Hause, da erkläre ich dir alles.«

Ich war verstört, wie man es sein kann, wenn man sich auf einmal inmitten eines starken und etwas unverdienten Freudentaumels wiederfindet. Jener Eindruck, daß das Unglück wie ein eifersüchtiger Rivale an der nächsten Kreuzung lauert. Doch jenseits der dumpfen Ahnungen war die Tatsache, daß in dieser Menschenmenge viel zu viele Leute fehlten.

Von meiner ganzen Familie war nur mein Vater anwesend. Wo waren die anderen? Vor allem mein Großvater, der beste Fotograf des Landes, der keine Gelegenheit ausließ, um uns in Reih und Glied aufstellen zu lassen, uns beschimpfte, uns mit seinem Blitzlicht blendete. Für nichts in der Welt hätte er sich dieses Bild entgehen lassen!

Ja, dies zumal verdarb mir die Freude: bei diesem Foto fehlte der Fotograf! Noch als ich den wartenden Wagen bestieg, suchte ich ihn mit den Augen.

»Wo ist denn Großvater, ich seh ihn nicht!«

»Nubar ist weg.«

Ein düsterer Ausdruck, wenn er einen Mann von siebzig betraf. Ich wagte nicht weiter zu fragen, aus Angst, die befürchteten Worte zu hören.

Einige Sekunden noch die Wahrheit, die Tränen aufschieben ...

Da fuhr mein Vater auch schon fort: »Er ist nach Amerika, mit deiner Großmutter und deinem Onkel Aram.«

Ich war erleichtert, fast fröhlich, als wäre mir mein Großvater zurückgegeben worden; träumt man nach dem Tod eines geliebten Menschen nicht, plötzlich zu entdecken, daß alles, was man sehen und hören konnte, nur ein Alptraum war? Für den Zeitraum einer Sekunde hatte ich diesen Eindruck eines Wunders.

Ich war dennoch mehr als verdutzt. Ich glaubte, Nubar hätte seit langem schon seine Auswanderungspläne aufgegeben.

Doch plötzlich eine weitere Beunruhigung.

»Und wo ist Iffett, ich habe sie auch nicht gesehen.«

»Deine Schwester ist in Ägypten. Anfang des Krieges hat sie geheiratet, wir konnten dich nicht benachrichtigen.«

»Wer ist ihr Mann?«

»Du kennst ihn nicht. Mahmud. Sohn einer alten Familie aus Haifa, der Carmali. Er arbeitete hier in einer englischen Bank, aber er wurde gerade nach Kairo versetzt. Sein Vater war bereits an der osmanischen Bank in Istanbul. Ein braver Junge, unser Schwiegersohn, integer und freundlich, aber ein bißchen ... na ja, eben so.«

Als er die letzten Worte aussprach, machte mein Vater eine Geste, die ich schon hie und da an ihm beobachtet hatte: Handteller und Gesicht zum Himmel kehren, dann wieder zum Boden, erneut zum Himmel, zwei-, dreimal nacheinander, ganz rasch, wie um ein Niederwerfen zu mimen. Das war seine Art, etwas wie »Frömmler« oder »Betschwester« zu bezeichnen ... Man mußte ihn nicht immer wörtlich nehmen, jeder,

den er mit der Gebetsschnur in der Hand vor sich hinhurmeln hörte, hatte ein Recht auf dieses Geäffe eines Ungläubigen.

»Wenigstens ist meine Schwester doch wohl nicht unglücklich?«

»Nein, sie hat ihn gewählt, und ich glaube, sie verstehen sich ganz gut. Um Iffett brauchst du dir keine Gedanken zu machen, sie weiß sich Respekt zu verschaffen. Sie bereitet mir keine Sorgen ...

Was sage ich: Sorgen? Was ich die letzten Jahre mitmachen mußte, das waren mehr als Sorgen. Ich möchte dir nicht den Spaß an der Rückkehr verderben, aber du mußt es einfach wissen: Wir sind von einem großen Unglück geschlagen. Heute an diesem Tag erlebe ich meinen ersten glücklichen Augenblick seit vier Jahren. Du wirst sehen, unser Haus wird fortan von Menschen wimmeln.«

Da das für mich überhaupt nichts Neues war, habe ich innerlich aufgelacht, amüsiert und zugleich irritiert. Dieses Gewimmel, dieses fortwährende Kommen und Gehen war mir nicht in allerbesten Erinnerung.

Für meinen Vater war es ganz anders, denn plötzlich standen ihm Tränen in den Augen; erregt drückte er die Hände aneinander.

»Seit vier Jahren kommt niemand mehr über unsere Türschwelle. Wie während meiner Kindheit in Adana. Aussätze!«

Ich legte meine Hand auf seine, auch meine Augen tränenfeucht. Ich war betrübt, ohne schon zu wissen, welches Elend uns geschlagen hatte.

»**D**ein Bruder ... Salem ... Verflucht sei der Tag, an dem er geboren wurde!«

»So etwas darfst du nicht sagen!«

»Warum darf ich das nicht sagen? Weil er mein eigen Fleisch und Blut ist? Und wenn ich in mir ein Krebsgeschwür hätte, müßte ich es lieben, weil es mein eigen Fleisch und Blut ist?«

Ich gab auf, ihn zu unterbrechen. Mein Protest war zudem reine Formsache, ich selbst hatte meinem Bruder noch nie große Zuneigung entgegengebracht.

Vor dem Krieg, bei meiner Abreise, war Salem nur ein phlegmatischer und dickleibiger Jugendlicher gewesen, lernfaul, ein schlapper, gehässiger Taugenichts. Nach Meinung aller würde aus ihm nie etwas werden. Wie seine Zukunft wohl aussehen würde? Er gibt zunächst einmal seinen Vermögensanteil mit vollen Händen aus und liegt dann sicher seinem Bruder oder seiner Schwester auf der Tasche ...

Wir alle haben ihn unterschätzt. Unterschätzt, was seine Fähigkeit anbetrifft, anderen Schaden zuzufügen. Bekanntlich bringt der Krieg bei manchen Verstand und Energien zum Erblühen. Manchmal zum Guten. Meistens aber zum Schlechten.

In jenen Konfliktjahren herrschten im Land wie überall in der Welt Knappheit und Rationierungen. Und so wie der Schmuggel auch alle anderen Formen dubiosen Handels. Einige stürzten sich da hinein, um zu überleben, andere, um sich zu bereichern. Mein Bruder hatte sich dem ebenfalls ergeben, aber weder, um zu überleben, noch, um sich zu bereichern.

Er stahl sich häufig fort. Er konnte zu jeder Tages- und Nachtstunde durch eine verborgene Tür verschwinden, sein Zimmer lag gleichsam am Rande des

Hauses. Mein Vater bemerkte nichts. Hätte meine Schwester noch bei ihnen gelebt, wäre ihr sicher aufgefallen, daß irgend etwas im Gange war. Vielleicht wäre auch Salem nicht so weit gegangen. Nachdem sie einmal fort war, hinderte ihn nichts und niemand mehr, seiner Neigung zu folgen.

Und eines Tages geschah, was geschehen mußte: Soldaten der französischen Armee umstellten unser Haus und forderten die Bewohner mit Hilfe eines Lautsprechers auf, keinen Widerstand zu leisten und mit erhobenen Armen herauszukommen.

Es war ein regelrechter Angriff, so als sollte eine feindliche Stellung ausgehoben werden. Mein Vater vermochte sich dies alles überhaupt nicht zu erklären. Aus dem Fenster seines Zimmers rief er, sicher liege ein Mißverständnis vor. Dann mußte er fassungslos zusehen, wie die Soldaten aus unserem Heuboden Jutesäcke holten, Kisten, Kanister, Kartons. Weitere aus der unbebauten Garage, aus einem Abstellraum unterhalb der Treppe, und sogar aus dem Zimmer meines Bruders, aus dem Schrank und unter seinem Bett. Dieses Individuum hatte aus unserem Haus ein Lager für die Schmuggler gemacht, und meinem Vater war nichts aufgefallen. Salem war sogar so weit gegangen und hatte bestimmte Waren im Fotoatelier meines Großvaters gestapelt, das am selben Tag auf dieselbe Weise umzingelt werden sollte.

Erschwerend kam hinzu, daß am Vorabend im Süden der Hauptstadt, nahe einer kleinen Bucht, die von Schmugglern frequentiert wurde, ein bewaffneter Zusammenstoß stattgefunden hatte. Ein Zöllner war getötet, zwei Schwarzhändler verwundet und festgenommen worden, und bei deren Verhör im Verlauf der Nacht

war der Name meines Bruders gefallen. Er war – welche Ehre für das noble Haus Ketabdar! – einer der Köpfe der Gang; während des Schußwechsels war er am Ufer unter denjenigen, die auf die Ware warteten. Unter genau denjenigen, die auf die Zöllner das Feuer eröffnet hatten, bevor sie flohen. Hatte er selbst geschossen? Er hat es geleugnet, und nachzuweisen war es ihm nicht. Im Haus gab es zwar Gewehre, aber sie lagen alle noch in ihren Kisten, und keins davon war benutzt worden. Die Waffe, mit dem der Tod des Zöllners herbeigeführt worden war, wurde nie gefunden.

Alle fanden sich im Gefängnis wieder. Mein Bruder, mein Vater, mein Großvater, mein Onkel mütterlicherseits, Aram, Chemieprofessor an der Amerikanischen Universität, ein zerstreuter Gelehrter, der noch weniger als mein Vater begriff, was geschah. Im Gefängnis auch der Gärtner und sein Sohn.

»Deinem Bruder hat es nie an etwas gefehlt. Warum hat er uns das angetan?« wiederholte mein Vater immer wieder.

Wie ihm erklären, was meinem Bruder gefehlt hatte? Hatte nicht auch ich selbst in meiner Jugend den Eindruck, in diesem Haus ein Gefangener zu sein, ohne Hoffnung, ihm zu entinnen? Hatte nicht auch ich Lust, alles zu zerstören und zu vernichten, die Möbel, die Besucher, die Mauern? Was mich zurückhielt? Ich wußte mich geliebt. Als Objekt einer unmäßigen Hingabe, gewiß, was mich dann auch dazu bewog, so weit wie möglich wegzugehen, aber auch, einmal ein ganzer Mann geworden, der sich seiner Bestrebungen sicher war und fähig, sie zur Geltung zu bringen, zurückzukommen. Hätte ich nicht die Gewißheit gehabt, geliebt zu werden, wäre die Bitternis in mir immer weiter gestiegen,

und eines Tages, unter Beihilfe des Krieges, hätte ich vermutlich den letzten entscheidenden Schritt getan. Mord oder Selbstmord – auch die Umtriebe Salems ähnelten dem einen wie dem anderen.

Fast gelungener Mord und Selbstmord. In diesen Kriegsjahren wurde mit dem Schmuggel nicht gescherzt, zumal wenn Waffen- und Munitionshandel hinzukamen. Glücklicherweise kannte der französische Offizier, der die Untersuchung leitete, Oberst d'Héloire, meinen Vater sehr gut. Er war vor dem Krieg mehrfach zu Vernissagen oder Debatten in unser Haus gekommen. Er hatte die Schule für orientalische Sprachen in Paris besucht, ein Mann von Bildung und Sammler alter Fotografien. Er wußte sehr wohl, welch freundliche und ungefährliche Wesen mein Vater und Nubar waren, wußte auch um die unglückliche Rolle, die mein Bruder seit seiner Kindheit für die beiden spielte. Er hatte sich also um deren rascheste Freilassung bemüht – aber da waren sie bereits fünfunddreißig Tage in Haft gewesen! Die anderen, darunter mein Onkel Aram, sollten einige Monate später entlassen werden. Mit Ausnahme, natürlich, meines Bruders; aber dem Oberst gelang es, ihm wenigstens den Kopf zu retten, seines Alters wegen – zum Zeitpunkt der Vergehen noch keine zwanzig Jahre. An drei Schmugglern wurde die Todesstrafe vollzogen; Salem kam mit fünfzehn Jahren Zuchthaus davon, die sich durch die aufeinanderfolgenden Amnestien um zwei Drittel der Strafe reduzierten.

Für alle meine Familienangehörigen war diese Affäre eine der schlimmsten Demütigungen gewesen. Alle, die vor den Ereignissen unser Haus besucht hatten, lebten Monate in der Angst, ebenfalls festgenommen zu werden. Wenn das Haus Ketabdar ein Schlupfwinkel für

Schwarzhändler und ein Depot für Schmuggelware war, waren dann nicht alle, die es besuchten, verdächtig? Als mein Vater aus der Haft entlassen wurde, hatten sehr, sehr wenige Leute es gewagt, ihm zur Rückkehr zu beglückwünschen. Gegenüber diesen wenigen, »an den Fingern einer Hand abzuzählen«, empfand er grenzenlose Dankbarkeit. Was die anderen anging, all die treuen Besucher, die einst wie festgeschraubt an seinem Tisch gesessen hatten, so hatte er sich geschworen, sie nie mehr wiedersehen zu wollen.

In dieser Atmosphäre nun hatten meine Großeltern mütterlicherseits beschlossen, nach Amerika auszuwandern. Ihr Sohn, durch seine Inhaftierung unter einer derart erniedrigenden Beschuldigung traumatisiert, fand den Mut nicht mehr, vor seine Studenten zu treten. Der Universitätspräsident hatte ihm ein so lobendes Empfehlungsschreiben ausgestellt, daß er nach wenigen Tagen die Einreiseerlaubnis für sich und seine ganze Familie erhielt. Dabei dürften seine außergewöhnlichen Qualitäten als Chemiker in diesen Kriegszeiten ein großes Gewicht gespielt haben; kaum in den Vereinigten Staaten, war er in einer Sprengstoffabrik in Delaware eingestellt worden.

Mein Vater war nun allein. Ohne meine Schwester, ohne Nubar, ohne mich, ohne seinen gewohnten Hof um sich. Allein mit seiner alten verrückten Mutter, um die er sich von Zeit zu Zeit noch selbst kümmerte, obwohl ständig eine Krankenschwester bei ihr war, die ihr als Gesellschaftsdame diente.

Ich glaube nicht, daß er mit dieser würdelosen Situation hätte leben können, wäre nicht einige Monate nach seiner Haftentlassung Oberst d'Héloire zu ihm zu Besuch gekommen und hätte ihm die überaus tröstliche

Nachricht gebracht: sein ältester Sohn, Ossyan, war ein kleiner Held der Résistance geworden.

Wie der Offizier es erfahren hatte? Ein Zusammenwirken glücklicher Umstände. D'Héloire gehörte zu den Streitkräften von France libre, die einundvierzig mit Hilfe der Engländer die Levante den Anhängern Pétains entrissen hatten. Kurz nachdem er die Schmuggleraffäre zum Abschluß gebracht hatte, war er in geheimer Mission in der Provence gewesen und hatte dort Bertrand getroffen; dabei war die Sprache auf das Alte Land gekommen, seine Vergangenheit, die osmanische Familie, und schließlich war im Gespräch auch mein Name gefallen ...

Doch kommen wir auf meinen Vater zurück. Für ihn nahm in diesem Zusammenhang mein Engagement in der Résistance eine Bedeutung an, die ich an jenem Tag bei meiner Ankunft am Hafen überhaupt nicht ahnen konnte. Ich war immer davon ausgegangen, daß er aufgrund seiner Überzeugungen über meine Haltung glücklich wäre, auch jenes absurden Traums wegen, den er seit jeher hegte, aus mir »einen revolutionären Führer« zu machen. Dieser Traum war nicht gestorben, er trug ihn noch in sich, aber vergraben unter anderen, drängenderen Sorgen: nun sah er in mir vor allem den Schöpfer unserer Rehabilitierung. Hatte mein Bruder nicht unseren Namen, unser Haus beschmutzt? Mein Engagement wusch uns von diesem Schmutz rein. Hatte die Schande die Leute nicht von unserer Tür ferngehalten? Meine Rückkehr und der Glorienschein, der mich umgab, würden sie wieder zu uns zurückbringen. Er war bereit, sie nunmehr wieder aufzunehmen, ohne Ranküne, nur mit dem Wunsch, am Schicksal Vergeltung zu üben.

Am Tag nach meiner Ankunft wurde ein großes Fest gefeiert. Unser Haus wimmelte von Besuchern, die teils eingeladen, teils von selbst gekommen waren. Sie verteilten sich im großen Salon, im Vorraum, im Treppenhaus. Einige ergingen sich im Garten bei lustigen und vertraulichen Gesprächen.

Mein Vater ging stolz umher. Und ich selbst konnte unter diesen Umständen nicht mehr so eifernd leugnen, der Held gewesen zu sein, den man mir andichtete. An diesem Tag ging es weniger darum, Takt und Bescheidenheit an den Tag zu legen oder meine Verdienste richtig zu gewichten, als darum, meinem Vater und unserem Haus die Ehre wiederzugeben, die mit Füßen getreten worden war. Natürlich erzählte ich nichts Falsches, beschönigte auch nichts: Prahlerei gehörte noch nie zu meinen zahlreichen Schwächen. Nein, ich log nicht; aber ich dementierte auch nicht. Ich ließ reden, ich ließ glauben. Ich war glücklich, als ich das wiedergefundene Lachen meines Vaters hörte.

Zehn Tage später verlor er seine Mutter. Die wahrlich leidgeprüfte Iffett war siebenundachtzig Jahre und hatte bereits seit Monaten ihr Bett nicht mehr verlassen.

»Wäre sie letztes Jahr gestorben, hätte ich sie allein zu Grabe getragen« – das war der erste Gedanke meines Vaters. Zunächst eine Art Erleichterung, ja, die aber keineswegs der Kindesliebe zuwiderlief. Dann hatte er geweint.

Mit dieser Mutter, die er zeit seines Lebens als geistesverwirrt kannte, verband ihn ein geheimes Einverständnis, um das nur er wußte. Manchmal war ich Zeuge verstörender Szenen geworden, ohne daß ich gewagt hätte, ihn darüber auszufragen. So hatte er ihren

Rat eingeholt, als die Entscheidung anstand, ob er mir erlauben sollte, mein Studium in Frankreich zu beginnen. Das war nicht das erste Mal; wenn ich mich noch so deutlich daran erinnere, dann deshalb, weil er Wert darauf legte, daß es in meinem Beisein geschah.

Er hatte ihr einige Worte ins Ohr geflüstert. Meine Großmutter sah aus, als hörte sie inständig zu. Dann hatte sie den Mund geöffnet. Wie um zu sprechen. Doch ihr Mund war so geblieben, offen, einen langen Augenblick, ein runder und dunkler Schatten, ohne daß ein Wort herausdrang. Mein Vater wartete. Ohne ungeduldig zu werden. Dann hatten sich ihr einige wirre Laute entrunnen, die für mich einem Knurren oder Keuchen ähnelten. Mein Vater hatte dem zugehört. Dabei ernst mit dem Kopf genickt. Dann war er zu mir gekommen und hatte mir gesagt, daß meine Großmutter nichts dagegen habe. War das eine Farce? Es sah fast so aus, war es aber nicht, ich kann es bestätigen; mein Vater hätte willentlich niemals die alte Iffett lächerlich gemacht. Nein, er ging sie auf diese Weise tatsächlich um Rat an, dies war für ihn die einzige Brücke zu seiner Mutter, und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß sie eine gemeinsame Sprache besaßen und sich verstanden.

Er war nicht der einzige, der um sie weinte. Mir fehlte sie plötzlich auch. Sie, diese vornehme Dame, seit siebzig Jahren verrückt, war in diesem Haus eine segensreiche Erscheinung. Rein, gespenstergleich, vor sich hinsingend, kindlich. Dank ihr besaßen wir gegenüber dem Leben, der Zeit, der Weisheit, dem Verstand eine spontane Philosophie des Zweifels und der Ironie.

Sie hatte im Verborgenen gelebt; ihrer Beerdigung sollten wir uns, so der Wille meines Vaters, nicht zu schämen brauchen. Sein Herzenswunsch war, daß ihr

Begräbnis die höchsten Würdenträger aller Gemeinschaften versammelte. Meine vorgeblichen Heldentaten, meine triumphale Rückkehr machten dies aufs neue möglich. Deshalb sprach ich vorhin von »Erleichterung«. In den Würdigungen zu ihrem Tode wurde im übrigen nicht vergessen zu unterstreichen, daß sie als Tochter eines Herrschers geboren worden und als Großmutter eines Helden gestorben war.

Mein Vater war, so schien es mir, gespalten zwischen der Trauer, seine Mutter verloren zu haben, und der Befriedigung, ihr letztlich eine ihrem Rang würdige Bestattung geboten zu haben. Ich beobachtete ihn. Zuweilen sammelte er sich innerlich, ließ die Schultern hängen, konnte sich gerade noch zurückhalten aufzuschluchzen; dann wieder ließ er den Blick über die Menge, die Persönlichkeiten schweifen, dabei die Haltung des Verehrungswürdigen und Tiefbetrübten einnehmend. In normalen Zeiten hätte er sich so nicht benommen. Daran ließ sich ermessen, wie verwundet er war ...

Am Tag nach der Beerdigung saß ich im großen Salon an seiner Rechten, um die Beileidbezeugungen im Empfang zu nehmen, als man mir ins Ohr flüsterte, eine »Fremde« wünsche mich zu sprechen, angesichts der Umstände aber nicht wage, einzutreten.

Die Fremde war Clara.

Ich hätte sie am liebsten in die Arme genommen und fest gedrückt. Doch dazu gab mir nichts das Recht. Weder unsere vergangenen Beziehungen, jene einzige Nacht, in der wir, in unseren Sesseln kauern, miteinander geredet hatten, bevor dann jeder seines Wegs gegangen war; noch die jetzigen Umstände, die Trauer, das Haus voller in Schwarz gekleideter Besucher. Wir durften noch nicht einmal unsere Freude, uns wiedergetroffen zu haben, allzu demonstrativ zum Ausdruck bringen. Sie entschuldigte sich zunächst, daß sie mitten in einem so traurigen Tag hier »hereingeschneit« kam. Ich schlug ihr vor, einige Schritte im Garten zu tun.

Sie war lediglich auf der Durchreise. Ihr Dampfer hatte am Vorabend im Hafen von Beirut Anker gesetzt, noch am selben Abend sollte es nach Haifa weitergehen. Sie war nicht sicher, ob sie in Palästina bleiben wolle, sie begleitete nur einen alten Onkel.

Als fürchteten wir, über uns selbst zu sprechen, kreiste das Gespräch nun um diesen Onkel. »Meine Eltern haben mir erzählt, daß er bereits mit zwanzig Manien eines alten Witwers besaß. Als spät geborener einziger Junge nach sechs Mädchen hatte er ein Vermögen geerbt, das ihn für immer von jeglicher Arbeit entband.«

»Wie mein Vater«, murmelte ich, dabei zum Haus schielend.

»Außer daß mein Onkel Stefan sich nie mit einer Familie belasten wollte. In seinem Haus in Graz wurde sein Leben von einem perfekten Butler geregelt, der genau wußte, wann er ihm seinen Kaffee zu bringen und wie er seinen Abendwhisky zu dosieren hatte. Mein Vater, der sich sein Leben lang abrackern mußte, hat immer nur mit verbiesterter Miene vom Onkel gesprochen, und selbst meine Mutter versuchte gar nicht erst,

ihren Bruder, ein derart schlechtes Beispiel für die Kinder, zu entschuldigen. Alle Juden von Graz hatten im übrigen ein miserables Bild von Stefan Temerles, der es ihnen denn auch heimzahlte: er besaß keinen Freund unter den Juden und rühmte sich dessen auch noch.

Als ich erfuhr, daß er deportiert worden war, habe ich mich gefragt, wie er in einem Lager überleben sollte. Logischerweise hätte er als einer der ersten daran zugrunde gehen müssen. Nun, sie sind alle tot, alle meine Verwandten ... alle, außer ihm, außer Onkel Stefan.

Ich weiß nicht, wie er überlebt hat. Er spricht nie darüber. Und mir steht nicht der Sinn danach, in ihm diesen Alptraum wieder aufzuwecken. Ich rede mit ihm immer nur über die glücklichen Jahre, und nie in der Vergangenheitsform. In seiner Gegenwart habe ich immer das Gefühl, in einem imaginären Familienalbum zu blättern. Und er »schaut zu«, ohne je ein Wort zu sagen oder eine Gefühlsregung zu zeigen. Weder Freude noch Überraschung, noch ein nostalgischer Seufzer, nichts. Manchmal sage ich mir, daß er vielleicht nur aus Apathie überlebt hat. Ja, aus Apathie. Die anderen hatten Wünsche, Begierden, Ambitionen, Hoffnungen, die, gegen sie selbst gekehrt, sie zerrissen haben. Nichts davon bei ihm. Er erwartete nichts, nichts als das, was man ihm brachte. Durch einen Glücksfall brachte niemand ihm den Tod. Er ist heute das einzige, was mir als Familie geblieben ist. Ich weiß nicht, ob er für mich ein junger Vorfahre oder ein alter Nachkomme ist. Etwas von beiden.

Nachdem ich ihn wiedergefunden hatte, durch Vermittlung einer Vereinigung, die sich um die Deportierten kümmert, habe ich ihn gefragt, was er nun zu tun gedenke. Nach Graz zurückzukehren stand außer Frage. Er wollte nach Palästina auswandern. Ich bringe ihn hin.

Ich habe ihn vorhin auf der Terrasse des Hotels allein gelassen, vor einem doppelten Whisky. Er hat sich mit dem Barmann angefreundet. Heute morgen habe ich sie bei einer langen Unterhaltung überrascht, während er mit mir nie etwas Größeres zu reden findet. Sie scheinen über die Hüte der Frauen vor dem Krieg gesprochen zu haben, und vom Whisky, der besser destilliert war.«

Clara hatte keine Mühe gehabt, sich zu meinem Haus fahren zu lassen. »Ich habe den Eindruck, dich kennt jeder in der Stadt.«

Ich erzählte ihr ein wenig von meiner Rückkehr, vom Empfang, von der kleinen Legende. Sie zeigte sich sehr viel begeisterter als ich selbst. »Ein wunderschönes Abenteuer!« Ich zuckte mit den Schultern. Dann ergingen wir uns in gemeinsamen Erinnerungen als »ehemalige Kämpfer«.

Wir waren über eine Stunde umhergewandelt. Ich hätte Tage und Nächte so weitergehen können, ohne den Anflug von Langeweile. Jedes Wort, das wir austauschten, über uns, über die anderen, über die Seiten der Geschichte, die sich gerade gewendet hatten, über jene, die sich öffnen könnten, über den Lauf der Welt – jedes Wort brachte uns näher. Wie in Lyon vor vier Jahren das Gefühl, aus der Ferne sich aneinanderzukuuscheln! Und doch berührten sich unsere schlenkernden Arme kaum.

In jenem Augenblick habe ich mir nicht gesagt: »Ich liebe sie.« Weder mir noch – selbstredend – ihr. Was ich jetzt sagen werde, mag aus dem Mund eines älteren Herrn lachhaft erscheinen: ich besaß alle Symptome der leidenschaftlichen Liebe, doch in meinen Kopf drang das Wort nicht ein. Mir scheint, man braucht in solchen

Momenten eine Art Vertrauten, der, selbst wenn er sich lustig über einen macht, selbst wenn er womöglich einem übelwill, die Worte »verliebt sein« aussprechen muß, damit man sich selbst die Frage zu stellen vermag; weil dann die Antwort keinen Zweifel mehr läßt.

Doch sie schaute auf ihre Uhr, und mir war, als risse sie mir das Herz aus dem Leibe. Ich spürte Schmerzen. Ich sagte flehentlich: »Noch nicht!« Und sie begann erneut, hin und her zu gehen, zu reden.

Einige Minuten später schaute sie erneut auf die Uhr, blieb stehen.

»Ich darf meinen Onkel nicht zu lange allein lassen. Und auf dich warten die Leute ...«

Wir standen vor dem Haupteingang des Hauses, noch immer trafen Besucher ein. Unter deren Blicken konnten wir nicht einmal einen Kuß austauschen, wir waren nicht in Frankreich ... Ich habe ihr nur die Hand gedrückt. Dann schaute ich ihr hinterher, wie sie wegging.

Ich betrat wieder den Salon, setzte mich neben meinen Vater. Die Leute, die während meiner Abwesenheit eingetroffen waren und um den Tisch Platz genommen hatten, traten nun nacheinander zu mir, umarmten mich, sagten einige tröstende Worte. Ich versuchte, zu jedem freundlich zu sein, meine Gedanken aber waren ganz wo anders. Ich dachte noch immer an sie, natürlich; aber ich begnügte mich nicht damit, noch einmal die köstlichen Augenblicke an mir vorüberziehen zu lassen oder ihr Fortgehen zu bejammern. Wut stieg in mir auf. Ich sagte mir: Das erste Mal ist jeder seines Weges gegangen, auf den Zufall bauend, daß er uns noch einmal zusammenführen werde. Es war Krieg, wir waren im Untergrund, wir konnten nicht anders. Heute

haben wir uns wie durch ein Wunder wiedergetroffen, und jetzt trennen wir uns schon wieder, uns erneut dem Zufall anvertrauend.

Und wenn der Zufall uns fallenläßt? Ich sie nie mehr sehen sollte? Habe ich mich nicht kopflos und leichtsinnig verhalten, als ich sie so ziehen ließ? Ein Händedruck, und mein Leben, mein Glück waren gegangen, vielleicht für immer. Und ich schaute dem seelenruhig zu!

Ich konnte ihr nicht einmal schreiben, sie wußte nicht, wo und wie lange sie in Palästina bleiben würde. Vielleicht gab es ja einen Weg, ihr Post zukommen zu lassen, aber wir hatten nicht einmal diese Möglichkeit ins Auge gefaßt. Solange wir zusammen waren, hatten wir über das und jenes gesprochen – vor allem von ihrem Onkel –, als schlenderten wir so einher bis ans Ende aller Tage. Dann hatten wir uns innerhalb weniger Sekunden getrennt, um den Abschied nicht noch schmerzhafter zu machen.

Je mehr ich darüber nachdachte, um so wütender wurde ich. Gleichwohl noch bemüht, mir nichts anmerken zu lassen ...

Und dann, mitten in einem Satz, erhob ich mich. Stammelte einige Worte der Entschuldigung zu meinem Gegenüber und zu meinem Vater. Lief, ja rannte fast hinaus und sprang in ein Auto. »Zum Hotel Palmyre in der Nähe des Hafens!«

Auf der Fahrt, während ich mechanisch mit dem Chauffeur Gesprächsfetzen austauschte, versuchte ich mir im Geist zurechtzulegen, was ich Clara als Rechtfertigung für diesen unerwarteten Besuch sagen sollte. Noch im Hotel, wo ich am Treppenaufgang stehenblieb und wartete, daß der Page an ihrer Tür klopfte und sie

bat, in die Halle zu kommen, feilte ich an meinem Satz, ich wollte so wenig albern wie möglich erscheinen.

Als sie herunterkam, etwas aufgeregt, habe ich nichts Besseres gefunden als »Ich habe vergessen, dich um das Versprechen zu bitten, mir zu schreiben!« Absolut kindisch, ich weiß. Aber was soll's, je einfältiger man sich in solchen Augenblicken zeigt, um so ergriffener ist man.

Clara hatte mir mit Stirnrunzeln und erhobenen Hauptes zugehört, als ob es etwas ganz Ernstes sei, was sie da von mir erfuhr. Dann schaute sie nach links, nach rechts. Niemand achtete auf uns. Da gab sie mir einen Kuß auf die Lippen, flüchtig wie das Picken eines Vogels.

Als ich mich von meiner Verblüffung erholt hatte, lief sie bereits wieder die Treppe hoch. Ich ging.

Gott, wie war der Himmel so blau an diesem Tag!

Sie schrieb mir zwei Monate später. Ein Brief von sieben oder acht Seiten, aber ich war doch etwas enttäuscht. Nein, nicht wirklich enttäuscht, sagen wir: meine Erwartungen wurden nicht ganz erfüllt. Ich weiß auch, warum. Sie tat so, als hätte es nie diesen Kuß gegeben. Schlimmer noch: Während wir im Verlauf des Spaziergangs im Garten begonnen hatten, uns zu duzen, schrieb sie in diesem Brief »Sie sind« statt »du bist«. Ein Rückschritt ...

Ja, sie schrieb mir auf deutsch. Seit unserer Begegnung in Lyon sprachen wir Französisch; sie drückte sich korrekt aus, nur hin und wieder flossen ihr einige Fehler

ein. Doch beim Schreiben fühlte sie sich wohler mit Goethe als mit Chateaubriand ...

Sie sagte also »Sie« zu mir, als bedauerte sie diesen Kuß ... Und in ihrem Brief war nichts ausgesprochen Persönliches, jedenfalls nichts über uns beide. Wieder berichtete sie mir von ihrem Onkel, von der Schwierigkeit, eine Unterkunft zu bekommen, die ihm paßte; hoffte er, das Pendant zu seinem Haus in Graz zu finden? Man bot ihm eine Wohnung im Erdgeschoß eines in aller Eile errichteten Gebäudes an, zwei Zimmer, offene Küche, Baderaum, der mit zwei anderen Familien zu teilen war. Und zudem in einem Viertel von Haifa, wo die Spannung zwischen Arabern und Juden stieg, kein Tag verging ohne Zusammenstöße oder Attentate. Clara war auf so viel Gewalttätigkeit nicht vorbereitet, in ihrem Brief schrieb sie zwei- oder dreimal von einem »tragischen Mißverständnis«, das ausgeräumt werden müßte.

Ihr war der Gedanke unerträglich, daß kurz nach der Niederlage des Nazismus zwei von Hitler verabscheute Völker sich gegeneinander erheben, es fertigbringen, sich gegenseitig zu töten, jede Seite überzeugt, völlig im Recht und alleiniges Opfer von Ungerechtigkeit zu sein. Die Juden, weil sie hatten erleiden müssen, was je ein Volk an Furchtbarem hatte erfahren müssen, den Versuch einer völligen Auslöschung, und weil sie fest entschlossen waren, alles ins Werk zu setzen, damit sich derartiges nie mehr wiederholte; die Araber, weil die Wiedergutmachung dieses Übels gewissermaßen auf ihre Kosten geschah, obwohl sie doch für das in Europa begangene Verbrechen nichts konnten.

In ihrem Brief wog Clara die Dinge ruhig ab, ohne jede Voreingenommenheit, während die Wogen des Res-

sentiments bei Juden wie Arabern bereits ganz hochschlugen. Und sie blieb übrigens bei der bloßen Analyse nicht stehen. Sie handelte. Sie leistete Widerstand, wie während des Krieges. Doch dieses Mal leistete sie Widerstand gegen den Krieg.

Als ich vorhin von einer gewissen Enttäuschung im Zusammenhang mit ihrem Brief sprach, wollte ich damit sagen, daß ich einen Liebesbrief erwartet hatte oder doch wenigstens einen Brief, der unsere aufkeimende Beziehung zur Kenntnis nahm; statt dessen hielt ich den Brief einer »Waffengefährtin« in Händen.

Clara schien zutiefst erschüttert von dem Konflikt, der sich um sie herum abspielte, und entschlossen, mit allen ihren Kräften zu kämpfen, um ihn »zu überwinden«. So kündigte sie mir an, daß sie sich einer Gruppe von Aktivisten angeschlossen hätte, dem PAJUW-Komitee, den Initialen der »Palastine Arab and Jewish United Workers«. Des längeren erläuterte sie mir dessen Ziele; seine Anhänger waren ganz sicher voll guter Absichten. Und ungeachtet ihrer kleinen Zahl – nie mehr als ein beherztes Grüppchen – hofften sie, dem Lauf der Geschichte eine andere Wendung geben zu können.

Ob ich selbst das mit skeptischen Augen betrachtete? Nicht so eindeutig, wie meine jetzigen Äußerungen vermuten lassen. Nach dreißig Jahren fortdauernder Konflikte nötigt uns der bloße Gedanke, es habe so etwas wie das wackere Komitee Pajuw geben können, ein Lächeln ab. Einigen ein süffisantes Lächeln; mir ein eher betrübtes. Wenn ich mich in meine damalige Geistesverfassung zurückversetze – generell keine sehr leichte Übung –, dann glaube ich doch, das Projekt Claras und ihrer Genossen beifällig aufgenommen zu haben. Weil

es sich mit meinen eigenen Idealen deckte. Nicht nur, weil es von ihr kam.

Wie sein Name schon besagt, stand dieses Komitee eindeutig links. Was wollen Sie, wer sich in jener Zeit dem Rassenhaß oder Religionshaß entgegenstellen wollte, wußte nichts anderes zu sagen als: »Arbeiter, vereinigt euch!« Das hat uns nicht sehr weit geführt, aber es schien die einzige Art und Weise zu sein zu sagen: »Bringt euch nicht gegenseitig um!«

Doch kommen wir auf Clara und ihren Brief zurück. Ich hatte sehr rasch geantwortet, noch am selben oder am nächsten Tag. Auf französisch. Von Anfang an duzte ich sie, in der Hoffnung, daß sie es merken und in Zukunft genauso halten würde. Aber sonst keine weiteren Zeichen von Intimität. Ich folgte vielmehr ihrem Beispiel und berichtete, was ich seit einigen Wochen tat. Nämlich im wesentlichen Vorträge halten, in denen ich »meinen Krieg« schilderte.

Ich habe noch nichts darüber gesagt, aber diese Vorträge bildeten damals meine Haupt-, wenn nicht einzige Betätigung, und durch sie wurde ich im ganzen Land bekannt.

Begonnen hatte es gewissermaßen durch Zufall und einen widrigen Umstand. Unweit unseres Hauses gab es einen Sport- und Kulturverein, dessen Leiter, die meinen Vater gut kannten, beschlossen hatten, zu Ehren des »tapferen Widerstandskämpfers«, der ich war, ein Fest zu veranstalten. Sie hatten einen Saal gemietet und sich in Unkosten gestürzt. Eine Woche vor dem abgemachten Termin starb meine Großmutter. Damit fiel natürlich das Fest aus. Keine Tanzmusik und kein Konfetti. Doch statt alles zu annullieren, hatte man mir vorge-

schlagen, einfach zu kommen und in etwas lockerem Rahmen über »meinen Krieg« zu sprechen, einige Anekdoten zu erzählen, die eine oder andere Frage zu beantworten. Nichts verbot mir, dies auch während der Trauerzeit zu tun.

Auf der ursprünglich zum Tanzen vorgesehenen Fläche wurden einige Reihen mit Stühlen aufgestellt. Für mich gab es einen kleinen Tisch mit einem Glas Wasser.

Ich hatte nichts vorbereitet. Ich begann mit einigen Erinnerungen, allem, was mir in den Sinn kam, mit schlichten Worten und in vertraulichem Ton. Die Zuhörer, an Ausführungen gewöhnt, die Reden ähnelten, blieben stumm. An ihrem Schweigen, ihrem Atmen, ihren Seufzern, zuweilen an Lauten der Zustimmung oder der Verwunderung, die erklangen, spürte ich, daß zwischen der Menge und mir sich etwas ereignete, ein Funke übersprang. Ich erhielt an diesem Abend drei weitere Einladungen zu sprechen, aus denen in den kommenden Wochen zwanzig, dreißig, sechzig wurden, in allen Vierteln der Hauptstadt, in anderen Städten an der Küste, in einigen Dörfern im Gebirge. Überall hörten die Leute mir zwei, drei Stunden zu, ohne daß die Aufmerksamkeit erlahmte. Ich selbst fand darin eine bis dahin unbekannte Lust. Sie waren bezaubert, ich darüber entzückt, imstande gewesen zu sein, sie bezaubern zu können. Ich geizte nicht mit meiner Zeit.

Was meinen Vater mit seinen Träumen für mich anbelangt, muß ich wohl kaum näher ausführen, mit welchen Augen er mich während dieser Veranstaltungen betrachtete. Neu war, daß ich nun allmählich selbst ein wenig an diese Bestimmung eines »Führers«, an diese meine Führernatur glaubte. Diese neue Erfahrung, im Gefolge des Abenteuers in der Résistance, brachte mich zum er-

stenmal und immer noch etwas widerstrebend zu der Überlegung, ob nicht vielleicht doch Wahres in den Projektionen meines Vaters und Nubars, mich betreffend, steckte. Vielleicht barg meine Zukunft ja tatsächlich eine Art Vorbestimmung. Ich sage das mit allem Vorbehalt, denn so ungebrochen, ich wiederhole es, gewann dieser Gedanke bei mir nicht Boden.

Ich habe Ihnen gestern – oder war es vorgestern? – gesagt, daß mir nach dem Krieg nicht mehr der Kopf nach Studieren stand. Möglicherweise aufgrund dieser Euphorie. Ja, die Dinge haben vermutlich so begonnen. Ich hatte das Gefühl, daß kein Weg mehr vor mir versperrt sein konnte. Ich brauchte nur zu gehen, als ob kein Hindernis existierte. So bereitet sich der Absturz vor.

Doch da greife ich vor. Am Abstürzen war ich noch nicht, ich hatte noch alle meine Flügel, meine Lebensfreude war noch nicht erschöpft.

Eines Tages während eines Vortrags, der in einem Vorortkino stattfand, glaubte ich im Hintergrund des Saals jemanden zu bemerken, der den Blick Claras hatte. Sie hatte mir nicht angekündigt zu kommen.

Mich hielt nichts mehr an meinem Platz. Für den Verliebten, der ich war, ein Glücksgefühl! Für den Vortragenden ein Desaster. Die Art, wie ich sprach, erforderte Selbstversenkung, höchste Konzentration und Selbstaufopferung, wie bei einem Schauspieler auf der Bühne. Kaum hatte ich sie an diesem Tag erkannt, wirbelte mir alles im Kopf herum. Zu viele Fragen, Bilder, zu ungeduldig ... Ich hatte also gerafft, war dem Schluß zugeeilt. Schließlich hatte ich die Zuhörer um Entschuldigung gebeten, wenn ich keine Fragen beantworten könne. »Familiäre Gründe«, hatte der Moderator erklärt

und mir das Versprechen abgerungen, daß ich wiederkäme.

Eine halbe Stunde später saßen wir bei mir im Salon. Ich hatte Clara zunächst meinem Vater vorgestellt, der einige Worte mit ihr gewechselt und sich dann dezent zurückgezogen hatte.

Sie kam mit einem Projekt. Sie gedachte in der Zeitung ihres Komitees, dessen erste Nummer bald erscheinen sollte, Berichte von Widerstandskämpfern, Arabern wie Juden, zu veröffentlichen, die in verschiedenen besetzten Ländern gegen die Nazis gekämpft hatten. Das Ziel des Ganzen war klar: die einen wie die anderen überzeugen, daß sie sich auf derselben Seite wiederfinden, zusammen um ihre gemeinsame Zukunft kämpfen sollten ... Aus dieser Sicht konnte meine Zeugenschaft von Interesse sein.

Im Salon hatte sich Clara auf den unbequemsten Stuhl gesetzt. Ich bot ihr einen anderen an, doch sie fand, daß ihrer besser zum Schreiben sei. Dann nahm sie einen Notizblock aus ihrer Tasche und legte ihn auf ihre Knie. Sie trug einen langen Faltenrock mit schwarzweißem Schottenmuster und eine weiße Bluse. Sie hatte etwas von einer Schülerin. Ich sollte ihr von meinen Kriegserfahrungen erzählen, von Anfang bis Ende, von meiner Ankunft in Frankreich bis zur Rückkehr in mein Land ... Für mich, der ich seit Wochen vor einem immer zahlreicheren Publikum nichts anderes tat als immer wieder diese Geschichte zu erzählen, hätte das eigentlich das Einfachste von der Welt sein müssen. Doch ich blieb stumm, suchte verzweifelt nach dem richtigen Einstieg.

Da die Stille immer länger wurde, wollte sie mir die Sache erleichtern. »Stell dir vor, du stehst vor einem vol-

len Saal und einer Zuhörerschaft, die nichts von deinem Leben weiß, und fang an.«

»In Ordnung, ich beginne. Nur ist das nicht so leicht, zu zweit, in einem Salon, und wo du selber so viel über diese Epoche weißt. Aber ich will es versuchen. Laß mich einen Augenblick konzentrieren.«

Wieder eine längere Stille.

»Clara, du mußt mir etwas versprechen. Was immer ich erzähle, du darfst mich nicht unterbrechen, unter keinem Vorwand, bevor ich dir nicht sage: Ich bin fertig; vor allem darfst du mich nicht anschauen, du blickst nur in deinen Notizblock.«

»Versprochen!«

Sie lächelte über meine Kindereien. Verblüfft. Vielleicht auch: gerührt. Erneute Stille. Dann sagte ich die Worte, die ich nicht vergessen habe:

»Seit unserem letzten Treffen habe ich lange nachgedacht, und ich weiß jetzt ohne den Schatten eines Zweifels, daß ich dich liebe. Du bist die Frau meines Lebens, es wird keine andere mehr geben. Ich liebe dich mit meinem ganzen Sein, wenn du da bist, und ich liebe dich, wenn du nicht da bist. Wenn du nicht dasselbe empfindest, dringe ich nicht weiter auf dich ein, das ist ein so mächtiges und so spontanes Gefühl, das muß dich völlig in Besitz nehmen, das ist keine Neigung, die du dir mit der Zeit aneignen kannst. Also, wenn du es nicht empfindest, werden wir in einer Minute von etwas anderem sprechen, und ich werde dich nie mehr damit belästigen. Wenn du aber dasselbe wie ich empfinden solltest, dann bin ich der glücklichste Mann auf Erden, und dann frage ich dich: Clara, willst du meine Frau werden? Ich werde dich bis zu meinem letzten Atemzug lieben ...«

Ich hatte alles in einem Zug hergebetet, aus Angst, sie könnte mich unterbrechen, aus Angst, ich stolperte über die Worte. Hatte sie kein einziges Mal angeschaut. Auch nicht, nachdem ich geschwiegen hatte. Ich hatte Angst, in ihren Augen so etwas wie Gleichgültigkeit oder Mitleid zu entdecken. Oder sogar Überraschung; denn selbst wenn ich genau wußte, daß ich sie mit dieser Erklärung überraschte, so hätte doch jede Bekundung von Überraschung mich zu dem Schluß verleitet, daß wir nicht gleich gestimmt waren – und alles, was sie nach all dem hätte sagen können, lediglich Höflichkeitsfloskel und Tröstung gewesen wäre.

Ich schaute sie also nicht an, und hätte ich so wie die Augen auch die Ohren wegrehen können, hätte ich auch das getan. Denn wie in ihrem Blick, so fürchtete ich auch in ihren Worten, in ihrer Stimme Gleichgültigkeit, Mitleid zu hören ... Ich lauschte nur ihrem Atmen, das sich anhörte, als ob sie seufzte.

»Ja.«

Sie hatte »ja« gesagt.

Dies war die schönste, die schlichteste Antwort und zugleich jene, die ich am wenigsten erwartet hatte.

Sie hätte sich in gewundene Formulierungen stürzen können, um zu erklären, daß, unter den gegebenen Umständen, es ihr nicht möglich sei ... Ich hätte sie abrupt unterbrochen und gesagt: »Sprechen wir nicht mehr drüber!« Sie hätte mir das Versprechen abgenommen, daß wir gleichwohl gute Freunde bleiben würden, und ich hätte gesagt: »Natürlich«, aber ich hätte sie nie mehr sehen und nie mehr ihren Namen hören wollen.

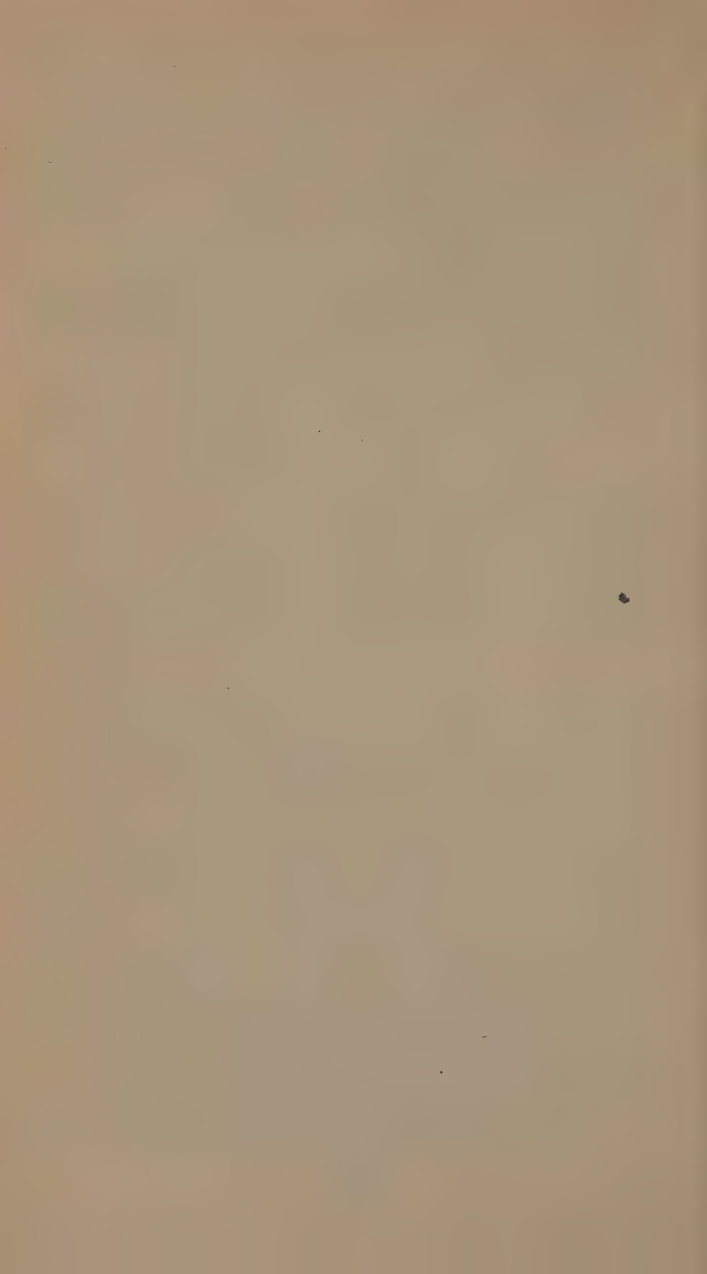
Sie hätte aber auch mir erklären können, daß sie dasselbe empfinde, seit unserer ersten Begegnung ... Ich hätte gewußt, was ich sagen, tun muß.

Dieses schlichte »ja«, dieses kurze und schnelle »ja« ließ mich verstummen.

Fast hatte ich Lust, nachzufragen: »Ja, was?« Denn sie hätte ja auch einfach sagen können wollen: »Ja, ich habe verstanden«; »Ja, ich nehme es zur Kenntnis«; »Ja, ich denke darüber nach«.

Ich hatte sie angeschaut, ängstlich, ungläubig.

Dies war das wahre »ja«, das reinste »ja«. Ausgesprochen mit Tränen in den Augen und dem Lächeln einer geliebten Frau.



Freitag abend



Ich verließ Ossyan in jener Minute. Unter irgend-
einem Vorwand – ein Treffen, das ich nicht verschie-
ben konnte ... Ich spürte, daß ich verschwinden mußte.
Ihn allein lassen mit diesem Bild, das wieder vor seinen
Augen aufgetaucht war. Ihn den Augenblick verlängern,
wieder die Worte hören, wieder und wieder das Gesicht
der geliebten Frau sehen lassen. Das Nachfolgende käme
rasch genug.

Er öffnete mir dankbar die Tür und begleitete mich
sogar einige Schritte auf dem schmalen gelben und stau-
bigen Teppich des Gangs bis zum Aufzug.

Bei meiner Wiederkehr am Nachmittag war seine
Freude noch nicht verklungen. Und wenn er mich
fragte: »Wo war ich heute morgen stehengeblieben?«,
dann nicht, weil er den Faden verloren hatte, sondern
nur, glaube ich, um von mir die Antwort zu hören:

»Sie sagte ›ja‹.«

Ich hatte dann die Kappe meines Füllfederhalters ab-
geschraubt und ein frisches Notizheft geöffnet, wie im-
mer am Anfang der vorhergehenden drei Sitzungen. Ich
schrieb »Freitag abend« auf die erste Seite, blätterte
dann um. Unterdessen schien der Mann noch immer
nach Worten zu suchen.

»Darf ich Sie bitten, nicht sofort wieder zu schreiben
anzufangen?«

Ich schraubte den Füllhalter wieder zu. Ich wartete.
Wartete. Dann drang seine Stimme zu mir, wie von
ferne.

»Clara und ich, wir haben uns geküßt.«

Ich möchte wetten, daß er rot geworden ist, als er mir dies anvertraute. Ich hatte die Augen gesenkt. Es kostete ihn einige Überwindung, sich derart auszuliefern. Nach der Anstrengung begann er wieder das Zimmer zu durchqueren, schnellen Schritts, schweigsam. Dann, als hätte er einige köstliche Strecken in sich selbst beendet und würde nun plötzlich meiner Gegenwart gewahr, sagte er, mit einer Geste der Hand die Worte unterstreichend:

»Nun denn.«

Ich glaubte zu verstehen, er habe nun mit diesem intimen Kapitel abgeschlossen. Ich glättete folglich die Blätter meines Notizheftes mit einer mir gewohnten Geste und bereitete mich darauf vor, das von ihm Diktierte niederzuschreiben. Doch irgend etwas ließ mich zögern. Ein Glitzern in seinen Augen brachte mich darauf, daß er vielleicht doch noch nicht ganz von seiner geistigen Pilgerfahrt zurückgekommen war. Ich schraubte meinen Füller also erneut zu und steckte ihn demonstrativ in die Innentasche meiner Jacke. Ich schlug auch das Notizheft zu und kreuzte die Arme. Mein Gegenüber lächelte. Er öffnete seinen Hemdkragen. Meine Augen hefteten sich an seinen Adamsapfel.

Das Heraufbeschwören dieser Seite seines Lebens hatte ihn, so schien mir, verjüngt, in Begeisterung versetzt und ein wenig keß gemacht.

Was könnte ich von seinen Vertraulichkeiten erzählen, ohne ihn bloßzustellen? Oh, er hat nichts gesagt, das den strengen Rahmen der levantinischen Scham gesprengt hätte. Doch wäre ich mir böse, ihm jetzt Worte in den Mund zu legen, die ich in seiner Gegenwart unterlassen hatte niederzuschreiben. Ich wäre mir weniger böse, wenn ich das Bild nur in groben Zügen zeichnete.

Er begleitete Clara ins Hotel Palmyre, wo sie wie beim letzten Besuch ein Zimmer nahm. Sie kamen an der Stelle vorbei, wo sie einen ersten Kuß auf seine erstaunten Lippen gepreßt hatte. Auch dieses Mal war niemand zu sehen. Also gab Ossyan ihr den Kuß zurück. Den gleichen, wie das Picken eines Vogels. Dann waren sie Hand in Hand die Treppen hochgestiegen, sich dabei unverwandt anblickend.

Das Zimmer, im dritten Stock, besaß ein großes Fenster, das links auf die Gebäude des Hafens ging, rechts auf die Küstenlinie und die Weite des Meers. Sie hatte es geöffnet. Mit den Geräuschen der Stadt war ein sanfter Wind eingedrungen. Ihre feuchten Hände gaben sich gegenseitig Zuversicht, ihre Augen waren geschlossen vor Freude und Schüchternheit.

Während er sprach, schaute ich, der ich nicht schrieb, ihn unverwandt an. Ich habe bereits gesagt, daß er schmal und hochgewachsen war, aber dieses Mal erschien er mir wie gestreckt, ja, vollkommen gestreckt, seine Beine, Arme, sein ganzer Oberkörper, und sein Hals, er vor allem; ich fand ihn plötzlich lächerlich lang im Verhältnis zu seinem weißen Kinderkopf; vielleicht deshalb sein Hang, ihn ständig zur Seite zu neigen. Da, vor mir, wie einst auf dem Foto in meinem Geschichtsbuch ...

Er, unempfindlich für meinen Blick, setzte seinen Weg fort, die Geliebte im Arm.

»Am Abend sind wir an der Küstenstraße spazieren gegangen, Richtung Saint-Georges-Bucht, und haben von Heirat gesprochen.«

Ja, noch am Abend, warum hätten wir warten sollen? Wie ein hartes Seil sauste das Glück durch unsere

Handflächen, wir mußten die Hände zusammendrücken, um es festzuhalten. Die Organisation unserer nächsten Treffen würden wir gewiß nicht mehr dem Zufall überlassen.

Beide hatten wir den Wunsch und den Willen, jeden künftigen Augenblick miteinander zu erleben. Und für immer. Hindernisse würden niedergemacht. Oh, da war nichts Unüberwindliches, wie uns schien. Einige Entscheidungen, Wahlen mußten getroffen werden. Und zuvörderst: welche Heirat? In Beirut gab es keine zivile Heirat. Eine religiöse aber wollten wir nicht. Wir hatten keine Lust, uns mittels einer Lüge zu vereinen. Weder sie noch ich hatten eine hehre Vorstellung von den uns umgebenden Religionen, warum also so tun als ob?

Im übrigen, welche Religion hätten wir für die Zereemonie wählen sollen? Ihre? Meine? Jede Option schuf mehr Probleme, als sie löste. Nein, ich hatte eine viel bessere Idee: Jacques-von-den-falschen-Papieren!

»Willst du dir falsche Heiratspapiere anfertigen lassen?« fragte Clara entsetzt. Ich klärte sie auf. Jacques war im Zivilberuf Bürgermeister eines Städtchens in der Pariser Gegend. Er hatte es mir einmal gebeichtet, als der Krieg bereits zu Ende war. Er war gerade im Begriff, wieder seine Schärpe anzulegen. Wer könnte uns besser trauen als er, er, der es als erster und unwillentlich herbeigeführt hatte, daß wir uns begegneten? Hatten wir beide in jener Nacht in Lyon nicht auf ihn gewartet? Unser Entschluß war im Nu getroffen: wir würden beide allein nach Frankreich reisen und uns dort ganz schlicht trauen lassen, dann wieder zurückkehren und im Kreise unserer Verwandten das Ereignis feiern.

Als ich meinen Vater von unseren Plänen unterrichtete, war er sofort Feuer und Flamme: »Intelligent,

schön, liebevoll ... und revolutionär. Was will man mehr?« Vom ersten Augenblick an hatte er sie in sein Herz geschlossen; und sie machte ihn bereits zum Gegenstand eines regelrechten Kults, als hätte sie einen Vater wiedergefunden, lustig, mit dröhnender Stimme und zugleich zerbrechlich.

Blieb Onkel Stefan. Über seine Reaktion war sich Clara nicht im klaren. Sie wollte ihn um seine Zustimmung bitten, aus bloßer Rücksichtnahme, war aber entschlossen, nicht auf ihn zu hören, falls er nein sagen sollte. Wir waren also übereingekommen, uns einige Wochen zu trennen, damit jeder sich um die unvermeidlichen Vorbereitungen kümmern konnte, die Verwandtschaft informieren, die nötigen Papiere zusammensuchen; und uns danach an jenem Tag, zu jener Stunde, an jenem Ort in Paris wieder zu treffen ...

Nämlich: am 20. Juni mittags am Quai de l'Horloge.

Warum am Quai de l'Horloge? Weil zu der Zeit, als ich in der »Werkstatt« in Lyon arbeitete, ein Kamerad mir eine Vorkriegsgeschichte erzählt hatte, in der Verliebte sich am Quai de l'Horloge, genau »zwischen den zwei kleinen Türmen« getroffen hatten, und er hatte tatsächlich einen Plan ausgebreitet und mir die Stelle am Ufer der Seine gezeigt. Seine Geste war mir im Gedächtnis geblieben, vielleicht sah ich darin ein Zeichen; und als ich nun einen Platz für unser Rendezvous suchte, fiel mir der Name ein.

In Paris verlief alles wie geplant, sogar noch besser. Wir, Clara und ich, kamen zur gleichen Zeit bei den Türmchen an, sie von einer Seite des Kais, ich von der anderen.

Jacques-von-den-falschen-Papieren – ich kann es nicht lassen, ihn so zu nennen, obwohl er doch bereits

wieder in sein ehrwürdiges Amt eingesetzt worden war und seinen richtigen Namen trug – hatte selbst mit den gewünschten Trauzeugen Kontakt aufgenommen. Für mich: Bertrand; für Clara: Danièle, die Gastgeberin unseres ersten Treffens in Lyon.

Im Bürgermeisteramt war es so dunkel und so menschenleer, daß man sich förmlich in die Zeit des Untergrunds zurückversetzt glauben konnte. Was meinen Freunden nicht mißfiel, gab es doch immer noch einen Stich ins Herz, wenn sie an diese noch gar nicht so ferne Zeit zurückdachten, in der jeder Handgriff, jede Geste einen Sinn gehabt hatte; zum Beispiel auf der Straße gehen, ohne erkannt zu werden, war eine immer aufs neue vollbrachte Leistung; jetzt auf der Straße zu gehen, ohne erkannt zu werden, war die tagtägliche Verzweiflung. Wie konnte man jetzt an den faden Essen Geschmack finden, wenn man sich vier Jahre lang mit Gewürzen vollgestopft hatte?

Ich selbst empfand zu jener Zeit nicht dieselbe Niedergeschlagenheit. Ich war keine große Gestalt der Résistance gewesen, nur eine winzig kleine Figur. Hatte infolgedessen auch nicht jenen abrupten Absturz des Traums in die Realität erfahren. Kaum aus dem Untergrund gestiegen, war ich in mein Land zurückgekehrt, wo niemand anonym ist.

Und dann, vor allem, gab es Clara. Zwar hatte der Krieg uns zusammenbringen müssen, doch wollte ich nun im Frieden mit ihr zusammenleben. Dem nostalgischen Blick in die Vergangenheit ergab ich mich lediglich aus Höflichkeit; der Zukunft galt meine Verehrung. Der Zukunft unserer gemeinsamen Jahre, aber auch der unmittelbaren. Diesen ersten Schritten in Begleitung derjenigen, die fortan meinen Namen trug. Alldem, was

wir erstmals gemeinsam tun würden. Indem wir uns sagten, daß dies immer wieder das erste Mal wäre. Liebesversprechen, aber die doch auch gehalten wurden: nie habe ich Clara geküßt, nicht einmal schlicht ihre Hand ergriffen mit dem Gefühl des immer schon Gesehenen, immer schon Getanen. Des immer schon Geliebten. Die Liebe kann erhalten bleiben, wie auch das Gefühl. Monat über Monat, Jahr um Jahr. Das Leben dauert nicht so lange, daß man sich seinem Überdruß überlassen darf.

Bei unserer Rückkehr von Frankreich gab mein Vater das schönste Fest, das das Haus Ketabdar je erlebte. Vor meiner Abreise hatte ich ihn gebeten, auf Verrücktheiten zu verzichten. Er hatte mir lediglich geantwortet: »Laß mir dieses Vergnügen.« Ich hatte ihn gelassen. Er hatte alle die von mir befürchteten Verrücktheiten begangen. Zwei Orchester, die abwechselnd auftraten, orientalisch das eine, westlich das andere; mehrere hundert Gäste; eine mehrstöckige Torte von solchen Ausmaßen, daß die Träger sich bis zum Boden bücken mußten, damit sie überhaupt durch die doch hohe Tür des Eßzimmers ging. Ich hätte Skrupel, die Lichterpracht zu beschreiben, die Orgie an Eßbarem ... Mein Vater, der stets über die Parvenüs gelästert hatte: hier hatte er sich einmal wie ein Parvenü verhalten. Aber was soll's, er war glücklich, Clara war glücklich, was konnte man mehr verlangen?

Und ich? Ob ich nicht auch glücklich war? Ohne als Nörgler erscheinen zu wollen – aber lautes Klappern hat mich schon immer kalt gelassen. Dennoch war ich

glücklich. Glücklicherweise schon über den Anlaß, der gefeiert wurde, glücklich, von Zeit zu Zeit die Hand Claras halten zu können, einen Blick mit ihr zu wechseln, hinter mir ihr Lachen zu hören und mir sagen zu können, daß sie am Ende des Abends, erschöpft, ihren Kopf an meine Schulter legen werde. Ich war auch glücklich, Personen wiederzutreffen, die ich lange nicht mehr gesehen hatte, an erster Stelle meine Schwester, die eigens dieses Festes wegen aus Ägypten gekommen war, mit ihrem Mann, dem ich noch nie begegnet war ...

Es gab natürlich auch Onkel Stefan. Mein Vater hatte ihm geschrieben und ihn dann mit einem Auto holen lassen. Von Haifa nach Beirut sind es kaum hundertfünfzig Kilometer, einschließlich der Stops mußte man damals dafür vier Stunden rechnen. Er war sehr früh, gegen Mittag, eingetroffen. Wir hatten Zeit, uns kennenzulernen, bevor die Meute ins Haus einfiel. •

Ob ich mich vor der Begegnung fürchtete? Nicht wirklich. Vor allem Clara war übernervös. Sie hegte ihrem Onkel gegenüber immer noch den Argwohn, den ihr ihre Eltern eingeimpft hatten. Was warf sie ihm vor? Ein alter reicher Knabe zu sein, ein Eigenbrötler und Müßiggänger? Ich war überzeugt, daß er sich mit meinem Vater verstehen würde. Beide waren sie Männer des neunzehnten Jahrhunderts, die sich nur schlecht in diesem Jahrhundert zurechtgefunden hatten, sie konnten gar nicht anders als gemeinsame Nostalgien entdecken.

Leicht bang war mir, als meine Schwester, die sich für einen Großteil des Tages absentiert hatte, an der Hand ihres Mannes den Salon betrat. Malen Sie sich die Szene aus: Auf der einen Seite Mahmud, Sohn einer großen muselmanischen Familie aus Haifa, der aufgrund der

Spannungen zwischen Arabern und Juden seine Stadt hatte verlassen müssen und bereits ahnte, daß er vermutlich nie mehr dahin zurückkehren könnte; auf der anderen Seite Stefan, zentraleuropäischer Jude, der sich genau in dieser Stadt niedergelassen hatte; beide nahe Verwandte der neu Vermählten ...

Ich hatte beschlossen, die Vorstellung aufs Minimum zu beschränken. Mahmud Carmali, mein Schwager. Stefan Temerles, Claras Onkel. Sie gaben sich die Hand.

Da sagte mein Vater laut auf französisch:

»Sie beide haben etwas gemeinsam. Mahmud ist von Haifa. Und der Onkel unserer Schwiegertochter wohnt justament in Haifa.«

Clara und ich tauschten einen Blick aus. Wir hielten uns an den Händen, um dem jähren Sturm besser gewappnet zu sein.

»Setzen Sie sich nahe beieinander«, fuhr mein Vater fort, »Sie haben sich gewiß einiges zu sagen.«

Er insistierte, nicht wahr? Aber glauben Sie nicht, er hätte es aus Versehen und aus mangelndem Takt getan. Vielmehr in gewissem Sinn als Herausforderung, aus Trotz. Er hatte überhaupt nichts übrig für jene in der Levante weitverbreitete Haltung, die die Empfindlichkeiten und Zugehörigkeiten »schonen« will; jene Haltung, seinen Gästen etwa zuzuflüstern: »Achtung, Herr Soundso ist ein Jude!«, »Herr Soundso ist Christ!«, »Herr Soundso ist Mohammedaner!« Nun bemühen sich die Angesprochenen, ihre gewöhnlichen Äußerungen zu zensieren, jene, die man von sich gibt, wenn man »unter sich« ist, um nur noch Banalitäten auszutauschen, die keinem weh tun und angeblich den Respekt für den anderen widerspiegeln, tatsächlich aber nur mangelndes Interesse für ihn und die Distanz zu ihm

wiedergeben. So, als gehörte man unterschiedlichen Gattungen an.

Und wenn diese beiden Männer, die er nebeneinander gesetzt hatte, sich wechselseitig zerfleischten? Nun, dann verdienten sie es wohl, sich zu zerfleischen. Punkt. Seine Pflicht war es, sie als Menschenwesen zu behandeln, die letzten Endes zu demselben weitläufigen Abenteuer aufgebrochen waren. Sollten sie sich dessen nicht würdig erweisen, so war das ihre Schuld. Und wenn darunter die Feier leiden sollte? Nun, dann verdienten wir eben kein solches Fest!

Unsere, Claras und meine, erste Reaktion war Furcht vor einem Skandal. Nicht sehr mutig, aber versetzen Sie sich einmal kurz an unsere Stelle. Das Letzte, was wir wollten, war Feindschaft zwischen unseren beiden Familien. Unsere Vereinigung war in den herrschenden Zeiten an sich schon keine einfache Sache. Unser vorranglichstes Bedürfnis war, uns vor dem uns umgebenden Haß zu schützen ...

Doch das war nur eine erste, instinktive Reaktion. In dem Blick, den wir beide, sie und ich, ausgetauscht hatten, lag ebensoviel Belustigung wie Besorgnis. Dann hatten wir uns zurückgezogen, wortlos, oder doch fast ...

Eine Stunde später kamen wir zurück. Und trafen die beiden Männer, immer noch allein, an derselben Stelle, in einem endlosen Gelächter. Dessen Grund uns natürlich verborgen blieb, aber dem wir, Clara und ich, uns von fern anschlossen, erleichtert und beschämt wegen unserer übertriebenen Ängste.

Als sie nach einigen Augenblicken unsere Gegenwart und etwas verblüfften Mienen wahrnahmen, erhoben

Mahmud und Onkel Stefan unisono ihre Gläser in unsere Richtung.

Die besten Freunde der Welt, hätte man meinen können. Wie sehr hätte ich es gewünscht ... Doch leider ... Vielleicht war es schon zu spät.

Sie stritten sich auch nicht. Keineswegs. Bis zum Schluß waren sie mehr als höflich zueinander. Plauderten ruhig in ihrem Doppelsessel, erzählten sich offenbar die unwahrscheinlichsten Geschichten, auf englisch, wie Gentlemen in ihrem Club ... Vor allem mein Schwager hatte eine Anekdote nach der anderen auf Lager, jeweils mit weiten Armbewegungen illustrierend, mit Grimassen, heiserer Stimme, und noch ermutigt durch die freudigen Reaktionen seines Gegenübers.

Doch dann plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, war der Zauber zerbrochen. Andere Gäste hatten sich zu ihnen gesellt, man hatte sich vorgestellt, sich verneigt. Mahmud hatte sich, eine Entschuldigung murmelnd, zurückgezogen.

Etwas später, ein kühler Wind war aufgekommen, war ich nach oben gegangen, um mir einen Pullover zu holen. Mein Schwager saß da im Dunkeln, auf einem Sofa. Er sah niedergedrückt aus, ich glaube sogar, daß er weinte. Fast hätte ich gefragt, was los sei, hielt mich aber dann doch zurück, aus Befürchtung, ihn verlegen zu machen, und tat so, als hätte ich ihn nicht bemerkt. Er sollte den ganzen Abend nicht mehr auftauchen.

Was mochte ihn in diesen Zustand versetzt haben? Ich war wieder hinuntergegangen und hatte mit meiner Schwester gesprochen. Sie zeigte sich besorgt, aber keineswegs überrascht; die letzte Zeit war ihr Gatte häufig so; wann immer man vor ihm von Haifa sprach, geriet er in Begeisterung, begann er tausend Geschichten aus

der Vergangenheit zu erzählen, aus der fernen Vergangenheit, aber auch aus seiner Kindheit; dann glänzten seine Augen, man bekam Lust, ihm zuzuhören und zuzuschauen. Doch sobald kurz eine Stille eintrat, runzelte er plötzlich die Stirn und verfiel in Trübsinn.

Er sprach nie über seine Stimmungen; eines Tages jedoch, als meine Schwester ihm vorschlug, die Erinnerungen, die er so wunderbar heraufbeschwören konnte, in einem Buch niederzuschreiben, hatte er diese Idee mit beiden Händen von sich gewiesen: »Meine Erinnerungen? Ich bringe wie die Schaufel des Totengräbers Erdklumpen zutage.«

Auf Onkel Stefan hatte das Gespräch mit Mahmud sich ganz anders ausgewirkt. Er, der gewöhnlich wortkarg war und eher griesgrämig, zeigte sich den Rest des Abends geradezu entfesselt, scherzte mit den jungen Leuten, neckte die Frauen und suchte fortwährend mit den Augen seinen verschwundenen Partner.

Als er gegen Ende des Abends Clara sah, war er zu ihr gegangen, hatte sie beiseite genommen und sie in allervertraulichstem Ton gefragt:

»Meinst du nicht, daß es Mittel und Wege gibt, sich mit ... ihnen auszusöhnen?«

»Schau doch um dich, Onkel Stefan, wir sind versöhnt!«

»Ich sprach nicht davon, du hast mich schon richtig verstanden!«

Nun, da ich nach Jahren endlich wieder einmal Gelegenheit hatte, mit meiner Schwester zu plaudern, fragte ich sie, ob ihr Mann wirklich der Frömmeler war, den mein Vater mir beschrieben hatte, und ständig auf dem Gebetsteppich die Verbeugungen machte. Sie hatte ge-

lacht. Mahmud hatte sich lediglich eines Tages verletzt gezeigt, erklärte sie mir, als unser Vater es nicht lassen konnte und gegen die Religion gewettert hatte, das war alles. Das ist ein wenig der Unterschied zwischen meinem Vater und mir. Es kam durchaus vor, daß wir beide dasselbe dachten, aber ich vermied es, etwas zu sagen, was die Anwesenden verletzt hätte. Er dagegen, überzeugt, im Besitz der Wahrheit zu sein, preschte voran wie ein Bulldozer ...

Welches Verhalten ist vorzuziehen? Heute bedaure ich, nicht wie er gewesen zu sein. Aber sicher gerade deshalb, weil ich im Schatten einer machtvollen Stimme gelebt habe, konnte ich nicht der Rebell werden, den er sich wünschte ...

Nach diesem ersten Fest gab es ein weiteres in Haifa. Weniger spektakulär, aber ergreifend. Anfangs schien uns, Clara und mir, das Ganze überflüssig, da Onkel Stefan ja nach Beirut hatte kommen können. Doch die Mitglieder des Pajuw-Komitees hatten darauf gedrungen. In ihren Augen schien dies wichtig, und wir wollten sie nicht verärgern.

Etwa zwanzig waren anwesend, Juden und Araber, vielleicht mit einer leichten Überzahl von Juden. Einer der Initiatoren, Naïm, hielt eine kurze Ansprache, in der er hervorhob, daß er unseren Bund für ein bedeutendes Ereignis halte und in unserer Liebe eine Widerlegung des Hasses sehe.

Eine seltsame Person, Naïm, inmitten dieser Gruppe, mit seiner Pfeife, die er unausgesetzt stopfte und anzündete und die nach Sauerkirsche roch, und seiner Krone

aus grauen Haaren. Weder ein Arbeiter noch ein richtiger Intellektueller – ein ruinierter Industrieller; die anderen hätten ihm gegenüber eigentlich mißtrauisch sein müssen, nach dem, was ihre Lehrbücher über Klassenherkunft sagten; doch ganz im Gegenteil, niemand zog seine tiefgehenden Motive noch seine Hingabe in Zweifel, und alle räumten ihm bei den Zusammenkünften sogar eine Art Vorrang ein. Es hieß, seiner Familie habe früher die Hälfte der Stadt gehört, eine levantinische Art zu sagen, daß sie reich gewesen waren. Die Krise der dreißiger Jahre hatte sie ruiniert, wie viele andere auch; Naïms Vater und Mutter sowie die Onkel waren nacheinander aus Verbitterung und Verdruß gestorben; ihm war die undankbare Aufgabe zugefallen, das Vermögen der Vorfahren zu liquidieren, um die Gläubiger zu befriedigen. Er hatte alles verkauft, alles verloren, bis auf einen Wohnsitz am Meer, ein altes Gebäude aus osmanischer Zeit, weitläufig und von einstmaliger Pracht, für dessen Instandhaltung ihm jedoch die Mittel fehlten und das sich damals, als ich es kannte, bereits in fortgeschrittenem Verfall befand. Verwittertes, teilweise bereits eingefallenes Gemäuer, ein Garten, mit Gestrüpp überwuchert, die Zimmer möbliert mit Matten und alten Matratzen, ein klaffendes Dach – dennoch machte sein Haus einen vornehmen, beschaulichen und verzaubern den Eindruck. Dort fand das Fest uns zu Ehren statt.

Während der Nacht hörten wir zweimal ferne Detonationen. Ich war der einzige, der sich darüber erregte; die anderen, daran gewöhnt, stellten unbekümmert Spekulationen über den möglichen Ursprung des Krachs an; der Tanz war für einige Sekunden unterbrochen worden, hatte dann aber zum Klang eines gemieteten Grammophons wieder eingesetzt.

Was waren das für Feste in jenem Sommer! Gefangen in diesem Wirbel, vermieden wir es, Clara und ich, uns ernsthaft der Frage zu stellen, die doch fortwährend in unserem Denken präsent war: Wo würden wir leben? Sicher wußten wir nur eines: daß wir zusammen leben wollten. Gewiß, aber wo?

Wenn ich heute diese Entscheidung zu treffen hätte, ich wüßte, was zu tun wäre. Gleich Ende des Sommers wären wir nach Montpellier gezogen, und ich hätte mein Medizin-, sie ihr Geschichtsstudium wieder aufgenommen. Ich bin überzeugt, wir hätten das auf jeden Fall machen müssen. Hätte es im Kopf des jungen Mannes, der ich damals war, die Stimme des alten Weisen gegeben, der ich geworden bin, hätte sie mir gesagt: »Rette dich! Nimm deine Frau fest an die Hand und renne, rennt, rettet euch!« Doch der junge Mann und die junge Frau, die wir damals waren, hatten keine anderen Ratgeber als ihre augenblicklichen Illusionen. Ein Wirbelsturm stürzte über die Levante herein, und wir wollten ihm mit unseren bloßen Händen Einhalt gebieten! Genau das war es. Die ganze Welt fand sich damit ab, daß Araber und Juden sich jahrzehntelang, womöglich jahrhundertlang gegenseitig töteten, alle nahmen es hin, Engländer und Sowjets, Amerikaner und Türken ... Alle, außer uns beiden und einigen anderen Träumern wie wir. Wir wollten diesen Konflikt verhindern, wollten, daß unsere Liebe das Symbol eines anderen Weges sei.

Mutig, sagen Sie? Nein, verrückt! Man kann seine Hoffnung auf Frieden, auf Versöhnung zum Ausdruck bringen, das ist lobenswert, gut, achtenswert ... Doch darauf unsere Existenz bauen, darauf unser Glück setzen, unsere Liebe, unser Band, unsere Zukunft, ohne

einen Augenblick in Erwägung zu ziehen, daß wir den Einsatz verlieren könnten? Heute sage ich »absurd«, »abwegig«, »verrückt«, »einfältig«, »selbstmörderisch«! In jener Zeit sagte ich etwas anderes. Der Gedanke war mir einfach nicht gekommen, daß wir drei oder vier Jahre in Frankreich verbringen könnten. Es war sechs- undvierzig, wir würden den Zyklon vorüberziehen lassen ... Ich flehe Sie an, stoppen Sie mich, ich könnte noch endlos mit dieser Litanei weitermachen, ich habe sie bis zum Überdruß wiedergekaut!

Wir entschlossen uns also, in der Levante zu bleiben. Zwischen Haifa und Beirut. Als die Grenze noch offen war, war die Strecke an der Küstenstraße nicht so weit. Wir hatten zwei Häfen, die wir ansteuern konnten, und eine Reihe von Häusern, freilich keins für uns allein. In Haifa schliefen wir teils bei Onkel Stefan, teils bei Naïm. Und in Beirut war es keine Frage, daß wir anderswo als im Familienhaus wohnten. Es war weiträumig genug, und mein Vater lebte dort allein. Wir hatten uns ganz selbstverständlich hier eingerichtet. Clara war wie zu Hause, sie war die Hausherrin. Ich war wie verrückt in sie verliebt, und mein Vater vergötterte sie.

Ob wir unser libanesisches Haus vorzogen? Vielleicht ... ich weiß nicht mehr recht ... Denn anfangs fuhren wir sehr oft auch nach Haifa. Clara hatte versprochen, ihren Onkel alle zwei Monate zu besuchen. Und ihr lag auch viel daran, die Treffen des Komitees nicht völlig fallenzulassen ... Wir fühlten uns übrigens Naïm immer näher, er war, so scheint es, unser bester gemeinsamer Freund geworden. Und sein Haus war so anziehend. Sein mit stachligen Büschen bewachsener Garten erstreckte sich bis zum Strand. Die Tage dort waren immer Balsam für unsere Seelen. Doch im we-

sentlichen vollzog sich unser Leben in Beirut. Dort nahmen wir beide unser Studium wieder auf.

Was mich betrifft, müßte ich eher sagen: Ich unternahm den Versuch, wieder zu studieren. Ich schrieb mich an der von jesuitischen Patern geleiteten Französischen Fakultät für Medizin ein. Die Lehrveranstaltungen waren nicht schlechter als in Montpellier. Ich hätte sicher von Anfang an hier mein gesamtes Studium machen können. Aber mit achtzehn war mein größter Wunsch ja, aus dem Schatten meines Vaters zu treten. Ich begann eher mein Studium, um wegzukommen, als daß ich wegging, um zu studieren.

Seither hatte sich meine Einstellung geändert; jetzt wollte ich nicht mehr weg von meinem Vater; er war allein, und seitdem ich ein vorgeblicher Held der Résistance geworden war, hatte sich mein Verhältnis zu ihm grundlegend gewandelt; noch weitgehender nach meiner Heirat; er war alt geworden, und die Frau des Hauses war nun meine eigene.

Clara hatte sich ebenfalls an der Universität eingeschrieben, wo sie sich, wie immer, als sehr aktiv erwies. Als Aktivistin und fleißige Studentin. Sie hatte sogar Arabisch zu lernen begonnen.

Aber um auf mich zurückzukommen: ich hatte ja präzisiert, daß ich »den Versuch unternommen« hatte zu studieren. Ja, lediglich »den Versuch«.

Wieder in den Studienbänken, hatte ich große Schwierigkeiten, mich auf das zu konzentrieren, was ich las. Zu Anfang sagte ich mir, daß dies normal sei, nach fünf oder sechs Jahren Unterbrechung, in denen ich mich mit vollkommen anderen Dingen herumgeschlagen hatte. Doch die Konzentrationsschwächen blieben,

und sie irritierten mich mehr, als ich zugeben wollte. Ich, der ich früher immer so stolz auf mein Gedächtnis und meine Aufnahmefähigkeit war, hatte plötzlich das Gefühl, von Ohnmacht geschlagen zu sein. Ich schämte mich ...

Natürlich hätte ich versuchen können, medizinisch etwas dagegen zu tun. Doch ich weigerte mich anzuerkennen, daß hier eine Abnormität vorlag, die Behandlung erforderte. Ich zog es vor, mir zu sagen, daß sich das mit der Zeit schon geben werde. Und suchte nach Ablenkung.

Welcher Art? Meine Vorträge, in erster Linie; ich hatte wieder damit begonnen, das Thema blieb weiterhin meine Erinnerungen als Widerstandskämpfer. Und dann das Glück ... obwohl es unschicklich sein dürfte, im Zusammenhang mit Glück von Ablenkung zu sprechen. Aber es spielte auch diese Rolle. Ich war so glücklich in der Zweisamkeit mit Clara, daß ich versuchte, mich durch nichts, das sich außerhalb meines Gefühlslebens ereignete, stören zu lassen. Wann immer wir uns die Hand gaben, schlugen unsere Herzen, und ich hörte weder meine Ängste noch den Lärm der Welt. Ich versuchte mich zu überzeugen, daß alles gut lief.

In gewissem Sinn lief auch alles gut, noch ...

Nein, das stimmt nicht. Nichts lief mehr gut in unserer Umgebung. Aber angesichts dessen, was wir in naher Zukunft kennenlernen sollten, lebten wir noch im reinsten Eden.

Es war, Sie erinnern sich vielleicht noch, die Zeit, da man viel von der Teilung Palästinas in zwei Staaten sprach, der eine für die Juden, der andere für die Araber. 1947. Die Feindschaft hatte bereits solche Ausmaße angenommen, daß es unmöglich war, laut etwas Versöh-

nendes zu sagen. Überall Attentate, Demonstrationen, Zusammenstöße, Schreie nach Krieg. Die Fahrt nach Haifa und zurück wurde mit der Zeit immer gefährlicher.

Clara und ich waren bereits Opferkandidaten. Dann, auf einmal, hatte die Häßlichkeit der Welt auch uns im Griff.

Die Wende war vielleicht der Tag, an dem mein Bruder aufgrund einer letzten Amnestie aus dem Zuchthaus entlassen wurde.

Es war am frühen Nachmittag, wir saßen noch am Tisch und plauderten, zu dritt. Wir beide, und mein Vater. An diesem Morgen hatten wir die schönste aller Nachrichten erhalten: Clara war schwanger. Sie hatte gerade ihren Arzt aufgesucht, wegen ständigen Unwohlseins. Wir waren alle so fröhlich, nicht zuletzt mein Vater, der sich bereits mit seinem Enkel oder seiner Enkelin im Arm sah. Er redete, als schickten wir uns an, ihm selbst das allerschönste Geschenk zu machen. Und plötzlich das Knirschen von Wagenrädern auf dem Kies; der Wagen hält an; startet wieder; eine Tür schlägt; rasche Schritte auf der Treppe ... Mein Bruder Salem war zurück.

Ob ich ihn in der Zelle besucht habe? Nein. Kein einziges Mal. Vergessen Sie nicht, wie sich dieser Gauner verhalten hatte! Und mein Vater? Wenn er dort war, hat er es mir jedenfalls nicht gesagt. Um Ihnen alles zu sagen: Wir hatten Lust, diese Seite einfach umzuschlagen. Ich glaube sogar, es war uns gelungen, ihn zu vergessen ...

Doch er war wiedergekommen. Im schlechtesten Augenblick, als wir ihn am wenigsten erwarteten. Als wir uns seine Gegenwart am wenigsten wünschten, war er zurückgekommen. Direkt vom Gefängnis nach Hause. In sein Zimmer. In dem er sich sofort eingeschlossen hatte. Damit ja keiner von uns auf den Gedanken kam, mit ihm zu sprechen.

Sofort hatte sich eine eisige Atmosphäre ausgebreitet. Das Haus war nicht mehr dasselbe, es war nicht mehr unser Haus. Wir senkten die Stimme, wenn wir miteinander sprachen. Innerhalb weniger Augenblicke war mein Vater ein anderer. Seine Ausgelassenheit wie weggeblasen, eine bedrückte Miene. Er sagte nichts, weder um sich über das Betragen von Salem zu beklagen noch um ihn zu verfluchen, noch um ihn hinauszuschmeißen, noch um ihm zu verzeihen. Kein einziges Wort mehr, er hatte sich in sich vergraben.

Wir beide, Clara und ich, fuhren Ende der Woche nach Haifa.

Nein, es gab keinen Zwischenfall mit meinem Bruder, wir waren nicht aneinandergeraten. Hatten kaum ein Wort miteinander gewechselt. Und wir fuhren dennoch weg? Ich verstehe Ihr Befremden. Vielleicht sollte ich Ihnen an dieser Stelle etwas gestehen. Es kostet mich einiges, darüber zu sprechen, und ich selbst habe Zeit gebraucht, um es anzuerkennen, aber wenn ich es zu verheimlichen suchte, bliebe vieles unverständlich: Ich hatte immer schon Angst vor meinem Bruder. Nein, nicht Angst, das Wort ist zu übertrieben. Sagen wir eher: ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut, sobald ich ihm gegenüberstand. Ich vermied es, daß unser beider Blicke sich kreuzten.

Aus welchen Gründen? Ich wage mich nicht in kom-

pliziertere Erklärungen ... Wir sind nicht auf dieselbe Weise groß geworden. Ihm sind Krallen und Eckzähne gewachsen, mir nicht. Ich wurde immer verhätschelt, brauchte mich nie zu schlagen. Alles kam mir ganz leicht, wie selbstverständlich zugeflogen. Alles, selbst der Heroismus, selbst die Leidenschaft. Bertrand, dann Clara. Alles kam wie in einem Traum zu mir, ich brauchte nur ja zu sagen. Überall war ich, selbst in der Résistance, das umschmeichelte Kind. Ich mußte nie um meinen Platz kämpfen. Wann immer sich auf meinem Weg ein Hindernis auftat, bot sich ein anderer Weg dar, der sich als breiter und besser markiert erwies als der versperrte. Ich hatte also keine Abhärtung nötig. Und das spiegelt sich auch in meinen Gedanken wider. Ich bin immer für Ausgleich, Aussöhnung; und wogegen ich rebellierte, das ist vor allem der Haß.

Bei meinem Bruder war es das genaue Gegenteil. Ich habe fast Lust zu sagen, daß er töten mußte, um geboren zu werden. Danach mußte er sich stets schlagen, mit meinem Vater, mit mir oder vielmehr meinem Schatten, alles war für ihn ein erbitterter Kampf, bis zum Essen, das er in sich hineinstopfte.

Zuweilen habe ich mir gesagt, mein Bruder sei ein Wolf. Das stimmt nicht ganz. Ein Wolf kämpft nur, um zu überleben oder um seine Freiheit zu bewahren. Wenn er nicht bedroht ist, geht er seines Weges, stolz und erhaben. Meinen Bruder würde ich eher mit einem verwilderten Hund vergleichen. Dem Haus, in dem er großgeworden ist, trauert er nach und haßt es zugleich. Der Weg, den sein Leben nimmt, erklärt sich immer durch eine Wunde: Verlassenwerden, Verrat, Untreue. Diese Wunde ist seine zweite Geburt, die einzige, die zählt.

Zwischen meinem Bruder und mir wäre jeder Kampf ungleich gewesen: Ich wählte die Flucht. Ja, die Flucht, es gibt kein anderes Wort dafür.

Wir reisten also nach Haifa, Clara und ich. Wir hatten den Plan bereits seit längerer Zeit, ihn aber wegen der unsicheren Straßen in Galiläa mehrfach verschoben. Angesichts der Atmosphäre, die nunmehr im Haus herrschte, hatten wir uns schließlich aber doch entschlossen zu fahren. Auch wenn gewisse Risiken bestanden. Es war sicher nicht das Klügste, zumal meine Frau schwanger war. Aber wir gehörten noch nie zu den allervorsichtigsten Menschen; sonst wären wir ja wohl auch kaum in die Résistance eingetreten und wären uns auch nicht begegnet, oder? Bei uns beiden gab es gewissermaßen eine Tradition der Unvorsichtigkeit und des Wagemuts.

An jenem Tag waren die Straßen besonders leer, was freilich uns nicht entmutigen konnte. Wir waren zügig gefahren. Von Zeit zu Zeit meinten wir ein beunruhigendes Dröhnen zu vernehmen. Das an Explosionen gemahnte, aber fernen, und so taten wir, als hätten wir nichts gehört.

Auf dem letzten Teil der Strecke, in Galiläa, war der Lärm näher gekommen und hatte klarere Konturen angenommen. Es waren Schüsse, Detonationen, und in der Luft hing ein Geruch von Verbranntem. Aber zum Umkehren war es jetzt zu spät.

Und wir waren doch auch schon am Eingang von Haifa, zwischen der Faisal-Straße und dem Kingsway, unweit der Eisenbahn ... Wenn Sie Haifa nicht kennen, sagt Ihnen das alles nichts ... Kurz, am Nordeingang der Stadt wird der Wagen von zwei verirrtten Kugeln

getroffen. Dann reißt eine Explosion förmlich die vier Räder in die Höhe. Wir schreien die dümmsten Dinge, die einem in solchen Augenblicken in den Sinn kommen, »Achtung!« und dann: »Das kam von dort!« Als ob das noch helfen würde, aufzupassen oder zu wissen, woher die Schüsse kommen.

Ans Steuer geklammert, raste ich weiter. Raste weiter geradeaus, unfähig, nach rechts oder links zu schwenken. Und wiederholte immer wieder, mit bebender Stimme: »Hab keine Angst! Hab keine Angst! Hab keine Angst!« Ich rammte Steine, Reifen, Autowracks, vielleicht sogar Menschenleiber, ich weiß nicht, ich sah nichts mehr, fuhr einfach drauflos. Als wir endlich, Gott weiß wie, vor dem Haus von Naïm ankamen, am anderen Ende der Stadt, gegen *Stella maris* hin, brauchte ich einige Minuten, bevor ich meine Hände vom Steuer lösen konnte ...

An jenem Tag widerfuhr uns nichts Schlimmeres als dieser Schrecken. Wir waren nicht verwundet, will ich sagen. Doch auch dieser Schrecken hat es in sich. Was gibt es Unerträglicheres, als dieses Gefühl von Ohnmacht, wenn man in einem Touristenauto sitzt, auf einer von Rauch eingehüllten und von Trümmern blockierten Straße und Schüsse und Explosionen von überallher zu kommen scheinen? Wir waren nicht die ängstlichsten Menschen, aber diesmal war es zu viel. Das Leben von uns beiden, von uns drei sogar, stand auf dem Spiel, unsere Zukunft, unsere Liebe, unser Glück. War es nicht buchstäblich ein Verbrechen, dies alles auf die leichte Schulter zu nehmen?

Dieser Vorfall hatte uns erschüttert, Clara und mich. Wir verspürten plötzlich ein Verlangen nach Ruhe, fast Bewegungslosigkeit. Wochen über wollten wir das Haus

nicht verlassen, nicht einmal für ein paar Schritte im Garten hin zum Strand.

Wir verbrachten die Tage damit, ineinander verschlungen dazusitzen, uns zu liebkosen. Sprachen fortwährend von unserem Kind, von der Welt, in der es leben würde. Malten uns eine ganz andere Welt aus ... Unsere Hoffnungen entsprachen unserer Verstörung. Je düsterer die nächsten Tage, um so sonniger die übernächsten.

Ich habe Ihnen möglicherweise den Eindruck vermittelt, daß trotz der uns umgebenden Spannungen und Feindseligkeiten es zwischen Clara und mir nie zu irgendwelchen Auseinandersetzungen oder lebhafteren Diskussionen gekommen wäre. Natürlich gab es welche, aber nicht solche, die man erwartet hätte. Ich würde sogar sagen, daß die Dinge zwischen uns sich immer und ausnahmslos im Gegensatz zu dem vollzogen, was gemeinhin erwartet wird. Wenn Clara mir widersprach, dann, um noch weiter in Richtung der Araber zu argumentieren, um mir zu sagen, ich müsse sie besser verstehen; und wenn ich sie kritisierte, dann mit dem Hinweis, sie zeige sich den Angehörigen ihrer Religion gegenüber viel zu streng. Die Diskussion verlief nie anders. Da war kein Arrangieren, kein gutnachbarschaftliches Übereinkommen, das war spontan, ernsthaft. Jeder versetzte sich spontan an den Platz des anderen.

Ich hatte vor einigen Tagen Gelegenheit, eine Radio-debatte zwischen einem Juden und einem Araber zu hören; und ich gestehe Ihnen, ich war schockiert. Diese Idee, zwei Personen einander gegenüberzusetzen, deren jede im Namen ihres Stammes spricht und die in ihrer

Unaufrichtigkeit und zwecklosen Geschicktheit wetteifern, ja, das schockiert mich und widert mich an. Ich finde derartige Duelle grobschlächtig, barbarisch, geschmacklos und, möchte ich hinzufügen, weil darin der ganze Unterschied liegt: taktlos. Moralischer Takt, verzeihen Sie, wenn ich mir hier einmal selbst schmeichle, ja, moralischer Takt, den hatten Clara und ich, Clara, die sich bemühte, noch die schlimmsten Fehler der Araber zu verstehen, und sich gegenüber den Juden als schonungslos erwies; und ich, ohne Nachsicht für die Araber und immer im Hinterkopf die fernen wie nahen Verfolgungen, denen die Juden ausgesetzt waren, um ihre Exzesse zu entschuldigen.

Ich weiß, wir waren unverbesserlich naiv! Aber doch auch helllichtiger, als es scheint. Wir wußten nun, daß diese Zukunft, von der wir träumten, nicht für uns war. Bestenfalls für unsere Kinder. Vielleicht, weil es noch dieses kommende Kind gab, besaßen wir die Kraft, über den eigenen Horizont hinaus zu schauen.

Jeden Morgen legte ich die Hand auf Claras sich wölbenden Bauch und schloß die Augen. Und als ich im Radio hörte, daß die Küstenstraße noch immer unpassierbar sei, ließ mich das gleichgültig. Aus diesen baufälligen osmanischen Gemäuern am Rande der blutigen Straßen wollte ich keinen Schritt mehr tun. Vergessen die Welt draußen, vergessen mein Studium, vergessen der Krieg, hier sollte mein Kind geboren werden.

Und dann fuhr ich doch.

1872

1873

1874

1875

1876

1877

Samstag morgen



Ich habe nicht alles wiedergegeben, was Ossyan mir über seinen Aufenthalt in Haifa erzählte, über seine Spaziergänge mit Clara, die Einzelheiten ihres täglichen Lebens, ihre gemeinsamen Überzeugungen und Träume. Ich hatte den Eindruck, daß er nicht richtig vorankam. Jedesmal, wenn es so aussah, als sei er an dem Punkt, zu einer weiteren Etappe überzugehen, machte er abrupt eine Kehre und holte erneut aus. Geduldig hörte ich zu, schrieb aber nicht mehr mit. Betrachtete ihn. Offensichtlich rang er mit etwas, so wie wenn man, früh am Morgen, noch gefangen in einem köstlichen Traum, sich bemüht, die Augen geschlossen zu halten, und gegen das Aufwachen kämpft.

Seinen letzten Satz hatte er nach langem inneren Sträuben von sich gegeben, wie man das Handtuch wirft.

»Und dann fuhr ich doch ...«

Er hatte plötzlich sein Umhergehen unterbrochen und sich an den Rand des Betts gesetzt. An diesem Abend sprach keiner mehr von uns, weder er noch ich.

Erst am nächsten Tag setzte ich meine Art Verhör fort:

»Sie wollen sagen, daß Sie allein weggefahren sind?«

Ja, allein. Ohne Clara.

Was mich dazu brachte, von ihr wegzugehen? Ein Telegramm, das besagte, daß mein Vater im Sterben lag. Das war nicht der genaue Wortlaut, aber so verstand ich es.

Seit Kindheit graute mir davor, aber das dürfte weit verbreitet sein, eines Tages zu erfahren, daß mein Vater

am Sterben sei. Jahrelang war es das, was ich am meisten in der Welt fürchtete. Einmal erwachsen, dachte ich weniger daran, aber die Angst war noch da, bereit, zuzuschnappen.

Der Wortlaut des Telegramms lautete: »Father ill.« Es kam aus Kairo, geschickt von Mahmud auf Bitten meiner Schwester, die auf dem Sprung war, nach Beirut zu fliegen. Mein Bruder hatte sie benachrichtigt, und sie hatte ganz richtig angenommen, daß er mir gegenüber nichts hatte verlauten lassen. Er behauptete, er wisse nicht, wie und wo er mich erreichen könne.

Aber jetzt war keine Zeit für Vorwürfe. Wir sollten uns am Krankenbett unseres Vaters einfinden.

Er hatte einen Schlaganfall gehabt und war halbseitig gelähmt, seine Mundpartie war entstellt, aber er bemühte sich noch zu reden. Wenn man das Ohr nahe genug heranhielt, konnte man ihn verstehen.

Seine erste Frage war, warum ich in diesen Umständen meine Frau verlassen hätte. Ich konnte ihm schlecht sagen: »Um zu meinem sterbenden Vater zu kommen.« So mußten Ausflüchte helfen: »Mach dir um sie keine Sorgen. Das Viertel, in dem sie wohnt, ist eines der friedlichsten.«

»Sie ist doch im neunten Monat, nicht wahr?«

Sie war erst im siebten, aber ich beließ ihn in seinem Glauben. Mir war klar, daß das Rechnen für ihn eine andere Bedeutung hatte als für mich. Er fragte sich vor allem, ob er wohl noch eine Chance habe, sein Enkelkind vor seinem Tod zu sehen. Die Chance bestand. Bei Claras Niederkunft hat mein Vater tatsächlich noch gelebt; aber das Kind hat er dennoch nicht mehr gesehen ...

Trotz dieses verständlichen Rechenfehlers war er völlig klar im Kopf.

»Wie bist du hergekommen, bei allem, was gerade passiert?«

»Mit dem Schiff.«

Sich mit dem Auto auf die Straße von Haifa nach Beirut zu wagen war völlig ausgeschlossen. Ich ließ es noch nicht einmal auf einen Versuch ankommen. Schon vor Verlassen des Stadtgebiets hätte ich wieder umkehren können. Ich mußte zum Hafen gehen und dort zu einem horrenden Preis einen Platz auf einem rumänischen Dampfer kaufen, der nach Norden ablegte ...

Während der folgenden Wochen wechselte der Gesundheitszustand meines Vaters vielfach. Wie ein Monarch auf einem riesigen Bett liegend, mit verstrubbeltem grauen Haar, das Gesicht verzerrt, sah er nicht so aus, als gräme ihn das alles über die Maßen. Manchmal hatte ich sogar den Eindruck, daß ihn seine neue Rolle belustige. Sein Arzt hatte bereits bestätigt, was ich schon bei ähnlichen Fällen gehört hatte: daß die Wissenschaft nichts voraussagen könne. »Er kann in der nächsten Nacht sterben, aber es kann auch sein, daß er sich in einigen Wochen wieder erholt, erneut gehen kann, mit Hilfe eines Stocks, und noch zehn Jahre unter Ihnen bleiben kann. Vor allem ist zu große Aufregung zu vermeiden, und Sie müssen verhindern, daß er zuviel redet oder gestikuliert.«

Aber wie ihn zum Schweigen bringen, ohne ihn zu kränken, ohne den Anschein zu erwecken, man handle ihn wie ein Kind? Wir alle stellten uns diese Frage, und eines Tage glaubte meine Schwester, eine Lösung gefunden zu haben.

Wir besaßen im Haus zwei gleich aussehende Radios, aus glänzendem rötlichem Massivholz, die mein Vater kurz vor dem Krieg gekauft hatte. Eins stand in seinem Zimmer, das andere im Salon.

An das erste hatte nie einer von uns gerührt. Wenn mein Vater sich des Nachts oder zur Zeit der Siesta in seine Gemächer zurückzog, hatte er die Gewohnheit, an den Bedienungsknöpfen zu hantieren und auf der Kurzwelle ferne Sender einzustellen, Karatschi, Sofia, Warschau, Bombay oder Hilversum, wobei er sich auf einem Zettel Station, Uhrzeit, Frequenz und Empfangsqualität notierte.

Das Radio im Salon trieb nicht in solche Fernen. Gewöhnlich war es auf den Sender des Nahen Ostens, der zypriotischen Antenne von BBC, eingestellt, oder, seltener, auf einen der Sender der Region, Beirut, Damaskus oder Kairo.

Das Zuhören folgte einer Art Ritual. Solange der Apparat sprach, öffnete keiner von uns den Mund. Man mochte die niederschmetterndsten Nachrichten, die überspitztesten Meinungen hören, niemand bekundete Zustimmung oder Ablehnung, selbst seine Überraschung durch ein »oh!« zum Ausdruck zu bringen stieß auf mißbilligende Blicke. Wenn dann doch manchmal im Salon Besucher waren, die, in Unkenntnis der Verhaltensregeln, ihre Lippen zu bewegen begannen, um zu sprechen, wurden sie von meinem Vater mit einem sonoren »pst!« und einer beredten Handbewegung in die Schranken gewiesen; zuweilen sogar, bei Wiederholungstätern, mit jener etwas groben Geste der fünf Finger, die sich zur Schnute schließen; und sofort trat Stille ein. Wenn es zu Diskussionen kam, dann immer nur, nachdem der Apparat schwieg.

Ich erinnere mich noch an jenen Augenblick, als meine Schwester – während mein Vater in seinem Bett sich in den Kopf gesetzt hatte zu sprechen und dabei mit seinem noch gesunden Arm ruderte – wütend aufgestanden, zum Radio gegangen war und den Knopf betätigt hatte. Reflexartig hatte der Kranke geschwiegen. Ich hatte angesichts der prompten Wirkung, die sie erreicht hatte, meiner Schwester einen bewundernden Blick zugeworfen. Zu jener Zeit brauchten die Empfänger einige Sekunden, bevor sie warm waren und Töne von sich gaben. Und wenn der Ton kam, dann begann er erst schwach, so als käme er von fern durch ein Tunnel.

Die ersten Worte, die an jenem Tag zu hören waren, habe ich nicht vergessen: »Der Krieg, der gerade ausgebrochen ist ...« Meine Schwester hatte noch die Hand am Bedienungsknopf und beeilte sich, in die andere Richtung zu drehen. Mein Vater hatte sich bereits im Bett aufgerichtet: »Deine Frau ...«, sagte er zu mir. Sein Gesicht zitterte. Unsere Versuche, ihn vor einem Herzschlag zu schützen, waren ganz schön daneben gegangen!

Diese Szene kommt mir immer wieder ins Gedächtnis, wenn ich mich an den Ausbruch des ersten israelisch-arabischen Krieges erinnere. Es war achtundvierzig, Mitte Mai. Die Ereignisse hatten sich überschlagen: das britische Mandat über Palästina war erloschen; der im Museum von Tel-Aviv versammelte Nationalrat der Juden proklamierte die Geburt des Staates Israel; und in den nachfolgenden Stunden traten die arabischen Staaten in den Krieg ein.

Um ganz offen und ehrlich zu sein: diese politisch-militärischen Peripetien regten mich nicht mehr sonder-

lich auf. Alle Welt wußte seit langem, daß die Region ein Pulverfaß war. Nur eine Sache beschäftigte mich in jenen Tagen, nur eine Sache versetzte mich in Angst: das Schicksal von Clara und des noch ungeborenen Kindes, denn jetzt trennte uns eine Grenze, die für lange Zeit unüberschreitbar werden sollte.

Das war sie doch vorher auch schon ein wenig, werden Sie mir sagen; seit einiger Zeit bereits konnte man nicht viel herumfahren ... Das war nicht dasselbe, überhaupt nicht. Es stimmt, es war nicht ungefährlich, auf den Straßen Galiläas zu fahren. Aber man fand doch immer wieder einen Weg, per Schiff, per Flugzeug, auf Umwegen. So war wenige Tage vor Ausbruch des Krieges ein Journalist, Mitglied des Komitees von Haifa, als Missionär nach Beirut gekommen und hatte mir bei dieser Gelegenheit einen Brief von Clara gebracht. Sie bat mich, mich nicht zu sorgen, ihr gehe es gut, sie habe in der Nachbarschaft eine erfahrene Hebamme gefunden, die versprochen hatte, zum gegebenen Zeitpunkt bei der Entbindung zu helfen; sie erkundigte sich nach dem Gesundheitszustand meines Vaters und richtete einige aufmunternde Worte an ihn, im Namen des baldigst kommenden Kindes ... Sie sehen, es gab noch Möglichkeiten des Verkehrs und der Kommunikation. Nach dem Krieg war es damit aus. Die Grenzen wurden hermetisch geschlossen. Keine Reisenden mehr, keine Briefe, keine Telegramme, nicht einmal Telefon. Die Entfernung war die gleiche geblieben, drei oder vier Stunden Autofahrt, aber das waren nur hypothetische Stunden. Wir waren Lichtjahre voneinander entfernt, lebten nicht mehr auf demselben Planeten.

Ich hatte auf der anderen Seite der unüberschreitbaren Grenze das für mich Kostbarste auf der Welt gelas-

sen. Ich stand dem Schicksal gegenüber wie eine Maus der Katze, die aufgehört hat, zu spielen, und sich anschickt, zu töten. Heißt es nicht, daß in diesem Augenblick die Maus, außer sich vor Angst, beginnt, sich um sich selbst zu drehen, unfähig, zu flüchten, unfähig, sich zu verstecken, unfähig, einen Ausweg zum Überleben zu finden?

Die anderen verfolgten gespannt dem wechselnden Verlauf des Krieges, ich nicht. Wer würde gewinnen? Wer verlieren? Es kümmerte mich einen Dreck. Meinen Krieg hatte ich in dem Augenblick verloren, als der Krieg der anderen ausgebrochen war.

Sehr rasch hörte ich auf, mir die Militärkommunikés und Militärmärsche anzuhören. Wenn im Salon das Radio zu dröhnen begann, setzte ich mich nach oben in mein Zimmer ab. Ich öffnete den Teil des Schrankes, wo Claras Kleider hingen. Ich tauchte mein Gesicht darin ein, um ihren Duft einzuatmen. Und ich weinte, und wiederholte ihren Namen, zehnmal, zwanzigmal hintereinander, dann sprach ich mit ihr, als stünde sie vor mir, führte lange Selbstgespräche der Liebe und Trauer mit ihr.

Von Zeit zu Zeit raffte ich mich zusammen und ging mit mir selbst ins Gericht. Dann trocknete ich die Tränen und ging an das Krankenbett meines Vaters. Er klammerte sich noch immer ans Leben, und ich versuchte nicht ohne Mühen, die Hoffnung zu bewahren. Ich weiß nicht, wer von uns beiden sich eigentlich mehr Sorgen machte um den anderen.

Von Zeit zu Zeit fragte er mich: Wer ist auf dem Vormarsch? Wer auf dem Rückzug? Wo spielen sich die Schlachten ab? Was machen die Engländer? Was sagt Stalin? Und die Amerikaner? Ich hatte keine Ahnung.

Anfangs muß er gedacht haben, ich sei an der Konspiration der anderen Seite beteiligt, die ihn nicht einweihte, um zu verhindern, daß er in Unruhe versetzt wurde. Doch am Ende begriff er, daß ich nicht log, daß er und ich gleichermaßen nichts wußten. Vermutlich waren wir auch gleichermaßen zerbrechlich.

Es stand geschrieben, daß ich zur gleichen Zeit wie er zusammenbrechen würde.

Mein Vater starb im Juli, an einem jener heißen Tage, die schmerzlich die Kühle der Länder des Nordens vermissen lassen. Der Krieg ging weiter, geistlos. Auf dem Weg zum Friedhof verkündete ein patriotischer Lautsprecher einen erlogenen Sieg. Dann folgte eine Hymne, die freilich schnell zum Schweigen gebracht wurde angesichts des vorbeidefilierenden Trauerzugs. Am Straßenrand nahmen die Männer ihre Hüte ab, nicht ohne sich vorher allerdings in den Schatten gestellt zu haben. Auf meinem Kopf brannte die Sonne. Von Zeit zu Zeit hob ich die Hand an die Stirn; eine lächerliche Schutzmaßnahme.

Ich betrat den Friedhof an der Spitze des Trauerzugs. Die Wege waren vollgestopft mit Menschen; kein Grabstein war mehr zu sehen. Wir standen im Freien, doch mir war, als erstickte ich. Die Sonne stand senkrecht über uns, lastete schwer auf meinem Nacken, meinen Schultern, meinen Schläfen. Meine Augen brannten. Jemand nahm mich bei der Hand und führte mich zu der Stelle, wo der Leichnam meines Vaters ruhte.

Die Gebete hatten gerade angefangen, als ich in Ohnmacht fiel. Ich erinnere mich noch, daß ich, als ich das

Leichentuch sah, wie geblendet war. Ich schloß die Augen, die mir wehtaten, und öffnete sie nicht mehr.

Ich blieb über einen Monat im Bett. Ein Sonnenstich. Alle entsprechenden Symptome waren vorhanden. Fieber, Kopfschmerzen, Schwindel, Erbrechen. Unfähig, mich aufrecht zu halten. Aber die Sonne war nicht allein schuld. Es war alles zu viel für mich gewesen. Die Explosion auf der Straße nach Haifa, die lange später noch in meinen Träumen auftauchte; der Tod meines Vaters, natürlich, und die erzwungene Trennung von Clara; auch die Tatsache, daß ich mir unaufhörlich, Woche um Woche, sagte, daß sie vielleicht bereits entbunden hatte und ich nicht wußte, wie es ihr ging, ob das Kind lebte, ob ich Vater eines Sohns oder einer Tochter war – die Unruhe deswegen mag lächerlich erscheinen, aber sie höhnte mich förmlich aus, ich empfand das Nichtwissen wie eine Demütigung.

Dennoch, die Sonne war ganz ohne Zweifel der auslösende Faktor für meinen Zusammenbruch. Als das Fieber gesunken war, wurde klar, daß ich nicht geheilt war. Ich war ein sogenannter Psychopath, ein seelisch Gestörter geworden ... Es gibt so viele lächerliche Worte, um diese Realität zu bezeichnen, das Wort »verrückt« stört mich nicht stärker als ein anderes. Sagen wir, daß ich mich etwas sonderbar verhielt.

Das Beängstigende ist, glaube ich – aber das hat mich vielleicht am Ende auch gerettet –, daß ich nie vollständig den Verstand verloren habe. Ich sage »vollständig«, denn es kam schon vor, daß ich ihn zu zwei Drittel, drei Viertel, neun Zehntel verlor, wenn denn derartige Prozentzahlen überhaupt etwas aussagen, aber es gab, noch in den düstersten Augenblicken, ein kleines »ich«,

ein winzig kleines »ich selbst«, das in meinem Kopf wie in einem Maquis, einem Dickicht lauerte und vor den Stürmen, die über mich hereinbrachen, geschützt blieb. Ich würde es am liebsten das ärztliche Ich nennen. Das war es in etwa: ich war nie vollständig Patient, in mir gab es immer jenes andere Wesen, das den Patienten wie einen Patienten betrachtete und dabei dachte, daß er eines Tages geheilt werden müsse.

Von Beginn an, als ich die Kontrolle über meine Handlungen verlor, war ich mir des Vorgangs bewußt. Ich weiß nicht, ob ich jetzt noch so wiedergeben kann, wie ich es damals fühlte, aber ich will es versuchen.

Eines Nachts war ich mit einem bohrenden Gedanken aus dem Schlaf aufgeschreckt: Ich muß auf der Stelle Clara eine Nachricht zukommen lassen. Und da ich wußte, daß zwischen Beirut und Haifa kein Postdienst mehr funktionierte, entschloß ich mich, den Brief, den ich schreiben wollte, an Jacques in Frankreich zu schicken, der ihn dann ohne Schwierigkeiten an sie weiterbefördern lassen könnte. Die Idee war wirklich gut; ich war selbst regelrecht begeistert von ihr. Zur gleichen Zeit wußte ich, daß ich nicht in der Verfassung war, über den Inhalt eines derart wichtigen Briefes länger nachzudenken, ich hatte fürchterliche Kopfschmerzen, hatte den Eindruck, jedes Neuron, das stimuliert würde, geriete in Flammen. Ich hatte mich also entschlossen, an der Idee festzuhalten, aber abzuwarten, bis ich wieder geheilt sei und schreiben könne. Es war Nacht, ich hatte mich wieder ausgestreckt, nunmehr beruhigt. Einige Minuten später war ich aus dem Bett gesprungen, hatte die Nachttischlampe angezündet, einen Füller, Papier gegriffen und angefangen zu schreiben. Dann alles nochmals gelesen, verbessert, ausgestrichen,

durchgekreuzt, neu geschrieben; ich hatte das Gefühl, nicht vom ersten Satz wegkommen zu können. Ich hatte eine Pause gemacht, mich wieder hingelegt. War ein zweites Mal aufgestanden ... Ich will Sie nicht mit der Aufzählung all meiner Aktionen langweilen, sondern komme zum Schluß: Bei Morgengrauen bereits stand ich vor dem Tor und wartete auf den Briefträger. Ich gab ihm den Brief sowie Geld für die Briefmarken – nein, das ist nicht die übliche Prozedur, aber das wurde, wenn man krank war, in Beirut zuweilen gemacht – und legte mich wieder schlafen. Um am Mittag völlig außer mir aufzuwachen, außerstande, mich zu erinnern, was ich in diesem Brief geschrieben haben mochte, und entschlossen, den Briefträger wieder aufzutreiben und mir den Brief zurückgeben zu lassen.

Natürlich habe ich ihn nicht wiedergefunden. Jahrelang machte ich mir deswegen Gewissensbisse. Heute sage ich mir, daß dies nichts geändert hätte. Wenn mir eine üble Idee durch den Kopf ging, dröhnte sie solange, bis ich nachgab und sie in die Tat umsetzte ...

Bei dem Brief an Clara verhedderte ich mich noch mehr. Ich wußte nicht im geringsten, was ich ihr hatte schreiben können. Ich weiß es heute genausowenig. Durchaus möglich, in dem Zustand, in dem ich mich befand, daß ich ihr das Geschmiere der Nacht geschickt habe! Ich wußte lediglich, daß ich eine riesige Dummheit begangen hatte ... Und war überzeugt, daß ich ihr unverzüglich einen neuen Brief schicken und die Äußerungen klarstellen mußte. Muß ich sagen, daß der zweite Brief noch wirrer als der erste wurde? Kaum hatte ich ihn abgeschickt, überfielen mich erneut fürchterliche Gewissensbisse; also schrieb ich einen dritten, vermutlich noch schlimmer als die beiden ersten, dann

einen vierten ... Mein Gott, beim bloßen Gedanken daran möchte ich am liebsten aufheulen!

Ich wußte, daß ich im Begriff war zu versinken, aber ich versank gleichwohl ...

Dann beruhigte sich die Raserei, ich meine diese Raserei. Ich wurde von einer weiteren Manie gepackt: Ich streunte den ganzen Tag im Garten herum, lief dreißig-, vierzigmal hintereinander im Kreis, verfaßte dabei in meinem Kopf imaginäre Briefe, entwarf Pläne ...

Und während ich so umherlief, führte ich Selbstgespräche, gestikulierte. Personen, die an mir vorübergingen, sah ich nur wie im Nebel. Ihren Gruß hörte ich nicht. Und die mir bereits einmal begegnet waren, grüßten nicht mehr. Sie begnügten sich mit einigen gemurmelten Mitleidsformeln oder Gebeten, um von sich und ihren Verwandten derartiges Unheil abzuwenden. Ein so schöner junger Mann, den das ganze Land bewunderte, welch ein Fluch! Einige gaben der Sonne die Schuld, andere den mit dem bösen Blick behafteten Personen oder dem Studium oder auch der Vererbung. Tatsächlich war die Erinnerung an meine verrückte Großmutter in den Köpfen noch vorhanden.

Der einzige Besucher, der mich nicht gleichgültig ließ, war der Postbote. Sobald ich ihn sah, rannte ich auf ihn zu und fragte ihn aus. Vielleicht streunte ich deshalb die ganze Zeit so im Garten herum, um ihm aufzulauern ... Vielleicht. Ich weiß nicht mehr. Von dieser Zeit bewahre ich nur noch schemenhafte Erinnerungen. Zumindest kann ich heute darüber reden, darüber lächeln, als beobachtete ich die Verhaltensweisen eines Fremden, oder als handelte es sich um ein früheres Leben. Ist das nicht der Beweis, daß ich geheilt bin?

Vom Postboten erwartete ich Claras Antwort. Ende des Monats erreichte sie mich. Zu jener Zeit erschien es mir so lang, daß ich unterdessen bereits alle Hoffnung, je Antwort zu bekommen, aufgegeben hatte. Tatsächlich war es recht schnell, eingedenk der Strecke, die Brief und Antwort zurücklegen mußten, von Beirut nach Paris, von Paris nach Haifa, von Haifa nach Paris, dann wieder zurück nach Beirut. Ich glaube, sie hat sehr rasch geantwortet. Ich glaube auch, daß sie sehr viel geweint hat. Was ich schrieb, mußte ihr von den ersten Zeilen die geistige Verfassung enthüllt haben, in die ich versank. Vermutlich schon beim Anblick meiner Schrift war ihr alles aufgegangen.

Ihre Antwort war zärtlich. Von einer Zärtlichkeit, in der freilich das Mitleid durchschimmerte. Nicht die Zärtlichkeit einer Frau gegenüber dem Mann, den sie liebt, sondern die einer Mutter zu ihrem durch Krankheit geschwächten Kind.

Sie schrieb: »Mein geliebter Baku«, so nannte sie mich, wenn wir allein waren. »Wir haben eine Tochter. Ihr geht es gut, und sie sieht dir ähnlich. Ich schicke dir hier ein erstes Foto von ihr. Ich habe sie Nadia genannt, wie du es gewünscht hast. Ich habe eines der Fotos, das Bertrand beim Verlassen des Rathauses von uns gemacht hat, eingerahmt und neben die Wiege gestellt. Ich weise manchmal mit dem Finger auf dich und sage ›Papa«, und dann lächelt deine Tochter dir zu.«

Die ersten Sätze konnten mich doch nur glücklich machen, oder? Und dann noch das Foto unserer Tochter! Ich hatte es einen langen Augenblick angeschaut, ihr Gesicht geküßt und das Foto in meine Innentasche gesteckt. Seither trug ich es immer bei mir, an mein Herz gedrückt.

Ich hatte aufgehört zu lesen, so weinte ich. Aus Freude.

Als ich dann den Brief weiterlas, verschlechterte sich alles.

»Wir alle haben schwierige Augenblicke durchgemacht«, schrieb Clara. »Der Tod Deines Vaters, dazu unsere lange Trennung und dies alles, was um uns herum geschieht, war sicher sehr anstrengend. Du mußt Dich ausruhen. Du mußt mir versprechen, daß Du sofort nach Erhalt dieses Briefes einen sachverständigen Arzt aufsuchst, der Dir hilft, wieder zu Kräften zu kommen.

Wegen Nadia und mir mach Dir keine Sorgen. Uns geht es gut, und bisher ist hier alles ruhig.

Du fragst mich, wo wir zusammen wohnen werden. Ich bin sicher, daß wir eine Lösung finden, denn wir lieben uns. Im Augenblick ist mein größter Wunsch, daß Du Dich pflegst, und sobald Du wieder genesen bist, werden wir über all das mit einem ruhigen Kopf sprechen ...«

An dieser Stelle des Briefes begann ich zu weinen, aufzuschluchzen, aber nicht aus Freude, wie zu Anfang, sondern aus Wut.

Ein Satz hatte mich niedergestreckt: »sobald Du wieder genesen bist, werden wir über all das ... sprechen.« Ich versank in Wahnsinn, ich wußte, daß ich unerbittlich versank, ich brauchte Clara, damit sie mich festhielt. Damit sie mir sagte: Laß uns da und dort treffen, zum Beispiel in Frankreich, fangen wir wieder an, zusammen zu leben, und dann wird es dir sofort besser gehen. Nein, statt dessen tat sie das krasse Gegenteil: »sobald Du wieder genesen bist, werden wir über all das ... sprechen«! In welchem Zeitraum wäre ich wieder genesen? In einem Jahr? In zwei Jahren? Zehn Jahren? Fern

von ihr, fern von meiner Tochter, davon war ich überzeugt, würde ich überhaupt nie mehr genesen.

Die Welt verdüsterte sich.

Ob ich sicher bin, auch heute noch, diesen Satzketzen nicht falsch interpretiert zu haben? Ja, vollkommen. Aber ich verstehe jetzt die Entscheidung Claras besser. Meine Briefe hatten ihr Angst gemacht. Bevor sie das Risiko auf sich nahm, wieder zu mir zu kommen und mit mir und unserer Tochter zusammenzuleben, wollte sie Sicherheiten hinsichtlich meines Geisteszustandes.

Heute verstehe ich ihre Gründe; damals aber war ich ihr böse. Ich fühlte mich verraten. Ich hatte den Eindruck, sie würde mir in dem Augenblick ihre Hand entziehen, da ich darum kämpfte, meinen Kopf über Wasser zu halten. Worauf ich auf die schlechteste Art reagierte: Statt langsam in den Abgrund zu gleiten, stürzte ich mich regelrecht hinein.

Ich wechselte in jener Zeit von einer Obsession in die andere, so lief mein Denken ab, oder sagen wir: so funktionierte ich. Meine neue fixe Idee war, daß ich unbedingt Clara wiederfinden mußte, um mich mit ihr von Angesicht zu Angesicht auszusprechen.

Ich hatte einen Entschluß gefaßt. In meinem Kopf existierten weder Krieg noch Grenzen, alle Hindernisse waren wie weggewischt. Ich hatte meinen Koffer gepackt, hatte mein Zimmer verlassen und war nach unten gestiegen. Jemand muß mich gesehen und meinen Bruder verständigt haben, denn der war angerannt gekommen und hatte mich gefragt:

»Wo willst du hin?«

»Ich fahre nach Haifa. Ich muß mit meiner Frau sprechen.«

»Du hast recht, das ist das Beste, was du machen kannst. Setzt dich her, ich ruf einen Wagen, der dich direkt hinfahren wird.«

Würdevoll setzte ich mich. Auf einen Stuhl am Eingang. Gerade, meinen Koffer zwischen den Beinen, wie in einer Bahnhofshalle. Plötzlich öffnete sich die Tür. Vier Männer in weißen Kitteln stürzten sich auf mich, packten mich, daß ich mich nicht mehr wehren konnte, und lösten meinen Gürtel. Eine Spritze im Oberschenkel, und ich verlor die Besinnung. Das letzte Bild, das mir in Erinnerung geblieben ist: der alte Gärtner und seine Frau, die weinten. Ich entsinne mich auch, nach meiner Schwester um Hilfe gerufen zu haben. Sie war seit langem schon nicht mehr da, aber es war mir entfallen. Eine Woche nach dem Tod unseres Vaters war sie zurück nach Ägypten gefahren. Sie konnte nicht länger ihren Mann und ihre Kinder vernachlässigen. Wäre sie da gewesen, hätte mein Bruder vermutlich nicht gewagt, so mit mir umzuspringen.

Doch zu der Zeit tat er ohnehin nur noch das, was ihm in den Sinn kam. Unser Familienhaus war jetzt in den Augen aller bereits seines. Die Nachricht von meinem Wahnsinn hatte sich, so vermute ich, in der Stadt und im ganzen Land verbreitet. Rascher als einstmals die Erzählungen über meine Heldentaten im Widerstand. Salem dürfte keine Schwierigkeiten gehabt haben, meine Geschäftsunfähigkeit feststellen und sich zu meinem Vormund ernennen zu lassen, was ihm die Vollmacht über mein Erbteil einbrachte.

Er, der Taugenichts der Familie, mein Vormund!

Er, der ohne die Amnestien noch immer wegen Schmutzgelei und Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung im Gefängnis säße, mein Vormund!

So weit war es mit uns beiden gekommen!

So weit war es mit dem Haus Ketabdar gekommen!

So fand ich mich mit neunundzwanzig Jahren also in dieser Klinik, der Residenz vom Neuen Weg. Eine Irrenanstalt, ja, allerdings eine Irrenanstalt des gehobenen Standards, für Verrückte aus reichem Haus. Beim Aufwachen sah ich saubere Wände, eine weiße Tür aus Metall, ein Glasfenster. Um mich herum ein Geruch von Kampfer. Ich hatte keine Schmerzen, spürte sogar so etwas wie Wohlbefinden, Wirkung vermutlich der Beruhigungsspritzen, die man mir verabreicht hatte. Nur als ich mich aufrichten wollte, wurde mir klar, daß ich angeschnallt war. Ich wollte gerade anfangen zu schreien, als sich die Tür öffnete.

Ein Mann in weißem Kittel trat ein und begann, meine Fesseln zu lösen. Auf meine Fragen behauptete er, ich hätte mich während der Nacht unruhig hin- und hergewälzt, und man habe mich anschnallen müssen, da sonst die Gefahr bestand, daß ich aus dem Bett fiele. Eine Lüge, aber ich war überhaupt nicht kämpferisch aufgelegt und fragte ihn höflich, ob ich hinausgehen dürfe. »Ja«, sagte er, »aber trinken Sie doch zunächst Ihren Kaffee.«

Das wurde von nun an zur Routine. Beim Aufwachen mußte ich unter dem wachsamem Blick eines Pflegers oder einer Pflegerin ein Kaffee getautes Getränk schlucken, das stark nach Medikament schmeckte. Danach war ich den ganzen Tag über bis zum nächsten Morgen friedlich wie ein Kadaver. Ich war ohne Wünsche und ohne Sehnsüchte. Alles in mir war taub und

verlangsamt. Ich sprach schleppend – was mir bis zu diesem Tag geblieben ist, Sie haben es vielleicht bemerkt; in der Résistance sprach ich noch schleppender. Ich aß langsam, einen Löffel nach dem anderen, fade Suppen. Ohne aufzubegehren.

Ich habe nie erfahren, welche Substanzen in den Kaffee gemischt wurden. Später habe ich mich gefragt, ob man an mir und den anderen Insassen nicht irgendein raffiniertes Verfahren ausprobiert hat, mit dem die Leute nach Wunsch folgsam gemacht und stillgelegt wurden, der Traum aller Tyrannen. Es war sicherlich Bromid, in Fülle, und eine Dosis Drogen ... Aber das sind Spekulationen. Die Klinik von Doktor Dawwab war zunächst einmal ein lukratives Unternehmen. Einige zwanzig reiche Geistesgestörte, deren Familien es widerstrebte, ihr Elend mit dem der Armen zu vermischen.

Dawwab? Nein, das war nicht der Mann in Weiß gewesen, den ich beim ersten Aufwachen gesehen hatte. Der da war ein Pfleger gewesen. Dawwab war der Direktor, der Herr über diese Stätten der Verlorenheit. Er ließ mich erst zehn Tage nach meiner Ankunft in sein Arbeitszimmer bringen. Zehn Tage, können Sie sich das vorstellen? Man liefert mich als Notfall ein und wartet zehn Tage ab, bevor man mich untersucht! So machte er es gewöhnlich. Er verbrachte seine Zeit damit, uns aus der Ferne zu beobachten, und ließ sich selbst selten sehen. Er hatte sich ein kleines Zimmer oberhalb des großen Saals, in dem man uns den Tag über »freiliess«, einrichten lassen. Dort saß er im Halbschatten, hinter seinen dicken runden Brillengläsern, wie in einer Theaterloge.

In meinen Augen war dieser Mann ein bloßer Scharlatan. Glauben Sie nicht, das sei aus Rachegefühl so da-

hergesagt. Natürlich steckt eine gehörige Portion Rachegefühl in mir, und zu Recht, denn dieses Individuum und einige andere haben auf einschneidende Weise in den Lauf meines Lebens eingegriffen! Doch nicht Blindheit leitet hier mein Urteil, vielmehr wiedergefundene Klarsicht. Ich sage Scharlatan, weil ich in seiner vorgeblichen Klinik nie das Gefühl hatte, daß man mich zu heilen versuchte. Weder mich noch die anderen Patienten.

Ein Arzt, er? Die Residenz vom Neuen Weg, eine Klinik? Eher ein Käfig. Die Pfleger Dompteure. Und wir statt Patienten gefangene, angekettete Tiere. Ketten nicht aus Eisen und um die Beine, nein, lediglich hübsche buntfarbene winzige Tabletten, aber dennoch Ketten, Ketten im Gehirn, Ketten für die Seele, die genauso drückten und wundscheuerten!

Ich habe nie genau erfahren, was diese Person antrieb. Geld, sicher, aber nicht nur. Auch nicht nur der Voyeurismus des Elends. Auch Machtgelüste, mag sein, das Verlangen nach Autorität. Er übte auf zahlreiche vermögende Familien Einfluß aus, die es ihm überließen, sie von einem lästigen Elend zu befreien.

In der Residenz herrschte er wie ein Satrap. Er mußte nur auf dem Korridor vorübergehen, damit das Personal wie die Patienten den Atem anhielten. Ohne daß er es ausdrücklich sagen mußte, taten wir, was er wollte.

Er war überzeugt, daß sein Etablissement an der Spitze stand, ein Vorbild für den Rest der Welt. Sein Grundsatz war einfach: Dafür sorgen, daß seine Kranken vor allen Störungen geschützt blieben. Alles, was Gefühlsausbrüche, irgendein affektives Brodeln provozieren konnte, war verbannt. Von draußen durfte keine Neuigkeit nach innen dringen. Allenfalls sehr viel später

und stark gefiltert. Keine Post, keine telefonischen Anrufe, vor allem kein Radio. Das Personal durfte vor uns kein jüngst eingetretenes Ereignis erwähnen. Keine Ausgänge, keine Besuche oder ganz selten. Hatte der Insasse affektive Bedürfnisse, wurden sie nicht befriedigt, sondern man baute sie ab.

Ob ich mich langweilte? Keineswegs. Man langweilt sich, wenn man die Freuden nicht erhält, nach denen man strebt. Dawwab behandelte das Übel an der Wurzel: Er erleichterte uns um unsere Sehnsüchte und Verlangen! Den ganzen Tag über spielten wir Karten oder Trictrac. Während fortwährend sanfte Musik dudelte; fortwährend, auch nachts, und überall. Wir durften auch lesen. Nie neue Bücher oder frische Zeitungen. Er hatte eine alte Bibliothek erworben, einige Dutzend Werke in Arabisch und Französisch sowie alte Sammlungen gebundener Zeitschriften. Ich habe alles gelesen, ausnahmslos alles, manches zwei-, drei- und sogar viermal ...

Was wir sonst noch taten? Nichts Besonderes. Spaziergänge? Einige Schritte im Garten, hin und wieder, nie sehr weit und unter Bewachung ... Und doch, ich muß es zugeben, ich habe mich, unter tatkräftiger Mithilfe des »Kaffees« am Morgen, an dieses Regime gewöhnt.

Ich sehe den Schrecken in Ihren Augen. Doch machen Sie sich keine Illusionen. Eine solche Existenz ist verführerisch. Es läßt sich Schöneres vorstellen, gewiß, aber auch Schlimmeres. Für Millionen von Menschen wäre dies geradezu das Paradies. Natürlich, wenn man sich fragt: Was mache ich eigentlich gerade aus meinem Leben? wird man zum Rebellen. Aber in der Residenz stellte man sich diese Art von Fragen eben gerade nicht.

Im übrigen, wieviel Menschen in der Welt stellen sie sich denn, und sei es nur einmal in ihrem Leben?

Was mich angeht, in jenen Zeiten, in der äußersten Verwirrung, in der mein Geist befangen war, hat mich dieses neue Leben nicht spontan zur Revolte geführt. Ich entkam meinen Dämonen, meinen Wahnideen, meinen Exaltationen und den mitleidvollen Blicken der anderen. Ja, ich gewöhnte mich an das Regime der Residenz, ich ließ mich träge und schlaff machen, mit der Lust, wie es heißt, jener, die im Schnee einschlafen, um nie wieder aufzuwachen.

Die Welt draußen ängstigte mich und widerte mich an.

Die Welt draußen war jetzt die Domäne meines Bruders!

Es gab eine Zeit, da glaubte ich, die Welt gehöre mir. Der Kampf gegen den Nazismus. Die Nachkriegshoffnungen. Die Menschenmengen, die zu meinen Vorträgen strömten. Die Banditen hinter Gittern. Und, gegen mein unschuldiges Herz gedrückt, die Frau, von der ich träumte. Nichts schien mir damals unmöglich.

Diese Zeit lag jetzt ganz fern. Draußen kam mein Bruder zu weiterem Wohlstand.

Ich sagte »draußen«. Das war das Wort in der Klinik dafür. »Draußen« war ein rätselhaftes Gebilde, wir sprachen weniger mit Sehnsucht als mit Schrecken davon. Selbst ich? Ja, in einem gewissen Sinne, selbst ich; nicht nur die anderen Insassen fürchteten, sich draußen zu verlieren. Ich sagte »in einem gewissen Sinne«, denn die Frage ist ja auch, von welchem »ich« da die Rede ist. Von Ossyan? Von Baku? Die Person, die in der Residenz lebte, war nicht mehr ich oder doch nur noch teilweise. Ich habe nie mit vollem Bewußtsein beschlossen, zu resignieren.

Dennoch verstehe ich Ihr Erstaunen. Es stimmt, ich habe kaum Widerstand geleistet. Mit dem Abstand von jetzt weiß ich auch den Grund. Alles in meinem Leben war verwickelter geworden. Ich spürte, daß ich mein Studium nicht mehr fortsetzen konnte. Es hatte glänzend begonnen, doch später fand ich nie mehr zur selben Konzentrationsfähigkeit und zur selben Begeisterung zurück. Ich war dreißig Jahre, hatte mich immer noch nicht von meinem früheren Dasein gelöst und trödelte immer noch herum, auf der Suche nach einer unwahrscheinlichen Zukunft. Als meine geistigen Störungen erstmals aufgetreten waren, hatte ich begriffen, daß ich nie mehr in der Lage sein würde, Arzt zu werden. Ich vermied, allzuoft daran zu denken, doch dieses Scheitern höhnte mich aus.

Was Clara anging, so wußte ich, daß ich sie erst wiedergewinnen würde, wenn ich zu meiner geistigen Ruhe, zu einer gewissen Ausgeglichenheit in Urteil und Verhalten zurückgefunden hätte. Auch das nahm mir den Mut zu irgendwelchen aufsehenerregenden Taten oder wie ein Berserker um mich zu schlagen. In meinem Leben lief alles schief, aber ich war überzeugt, daß alles noch schlechter verlief, wenn ich mich noch weiter in meinem Eigensinn vergrub.

Schließlich muß ich noch hinzufügen, daß, wenn ich auch gelegentlich zwischen Resignation und Revolte schwankte, die Medikamente, die mir verabreicht wurden, genügten, um mich sofort wieder ruhig zu stellen.

Ich hatte mich also in dieses frühzeitige Bejahrtsein eingerichtet. In mir war nicht mehr viel Unruhe und Ungeduld. Die Zeit verrann. Wie lange sollte dies alles dauern? Ich hatte keine Ahnung. Einige Monate? Einige Jahre? Nichts war klar. Dennoch spürte ich, daß ich

nicht ewig an dieser Stätte wäre. Irgend etwas erwartete ich. Sagen wir: ein Zeichen. Um nicht zu sagen: ein Wunder. Es war vage, doch jener Teil meines Ichs, der noch lebte, glaubte daran.

Und das Wunder geschah. Oder, um genauer zu sein, es machte sich langsam bereit. Im wesentlichen ohne daß ich es wußte. Lange Zeit habe ich nichts kommen sehen. Vielleicht weil meine Rettung nicht von dorthier kam, wo ich sie erwartete.

1874

1874-1875

1874

1874-1875

1874-1875

1874-1875

1874-1875

Samstag abend



»*Ab morgen können wir uns nicht mehr sehen*«, eröffnete mir Ossyan, als ich Samstag nach der Siesta in sein Hotel zurückkam.

»Und wenn Ihr Bericht dann noch nicht beendet ist?«

»Ich werde Ihnen den heutigen Abend alles erzählen, wozu mir noch Zeit bleibt; wir können ja lange wach bleiben. Und wenn dann doch noch einiges offenbleibt, nun, dann bleibt es eben offen ...«

»Bis zu einem nächsten Mal vielleicht?«

»Verlieren wir keine Zeit«, sagte er, »ich will versuchen, rasch voranzukommen ...«

Eines Tages holte mich mein Bruder in der Klinik ab. Am späten Vormittag. Es war mein erster Ausgang seit vier Jahren. Nein, ich hatte seit meiner Einweisung keinen Fuß nach draußen gesetzt. Und Besuche bekam ich ebenfalls nicht viel. Salem kam einmal pro Jahr, um zu fragen, ob alles in Ordnung sei. Ich sagte »ja«, und er machte sich sofort wieder auf den Rückweg.

Meine Schwester sah ich etwas häufiger. Gewöhnlich verbrachte sie den Sommer im Libanon, um der ägyptischen Gluthitze zu entkommen, und dann besuchte sie mich, zwei- oder dreimal. Ich habe den Eindruck, als habe man bei diesen Gelegenheiten die Dosis meiner Tranquilizers verdoppelt. Denn ich blieb vor ihr sitzen, schaute sie nur stumpfsinnig an; was immer sie sagte, mich fragte, welche Erinnerungen sie auch immer heraufbeschwor, ich gab nur einsilbige Antworten. Dann ging sie weg, ihre Augen trocknend.

Dieser erste Ausgang hätte für mich ein Ereignis sein

müssen. Aber ich war weder freudig erregt noch traurig. Das alles hätte mich eigentlich stutzig machen müssen. Der Direktor hatte mich im letzten Augenblick davon unterrichtet, ich hatte deshalb meine Gewohnheiten nicht geändert. Ich spielte gerade Karten, als man mich rief. Ich überließ meinen Platz jemand anderem und ging.

Ein Chauffeur öffnete mir die Tür eines großen schwarzweißen Wagens. Drinnen saß Salem. Freundlicher als sonst sagte er mir, er gebe ein wichtiges Essen zu Hause und ihm läge viel daran, daß ich dabei sei. Womit er log, einmal mehr. Mochte es auch ein wichtiges Essen geben, so hatte doch gewiß nicht er sich in einem Anflug von Edelmut gesagt: »Ich sollte meinen Bruder aus der Anstalt holen ...«

Die Wahrheit war anders. Salem war einer der bekanntesten Geschäftsmänner des Landes geworden. Ich sage das nicht ohne Bitterkeit, aber es ist so ... Der kleine Schieber von einst war fast vergessen. Wechsel des Berufs? Wechsel der Stufenleiter? Jedenfalls ging er mit Millionen um, er hielt sich ständig zwischen zwei Flugzeugen auf, er hatte sich einen Namen gemacht, Ansehen erworben.

An unserem Haus war dies übrigens abzulesen. Ein neues Vermögen hatte das alte zugedeckt. Das einst wilde Gestrüpp des Gartens war einem englischen Rasen gewichen; abgeschlagen die Kaktusfeigen, diese Seele gleichsam der Landschaft und die zur gleichen Zeit entstanden zu sein schienen wie das Gestein; lediglich einige erschöpfte Pinien vegetierten noch dahin.

Im Innern waren die aus Adana mitgebrachten alten Möbel verschwunden. Ersetzt durch Lehnssessel mit Goldüberzug. Entfernt auch die durch hundertfünfzig

Jahre Darüberlaufens abgewetzten Teppiche. Allein mein Zimmer war unverändert geblieben. Niemand betrat es, nicht einmal zum Staubwischen. Was mich dennoch nicht hinderte, mich auf mein Bett zu legen und einzuschlafen. Schon diese wenigen Minuten Fahrt hatten mich erschöpft.

Bei der Ankunft der ersten Gäste wurde ich geweckt. Mir war unbekannt, wer kommen sollte. Ich hatte keine Fragen gestellt, und mein Bruder hatte mir nichts gesagt, nur, daß er eine Überraschung für mich habe. Die Gäste waren nicht zahlreich, aber von Rang. So daß Salem die Dienste eines gemieteten Butlers in Anspruch genommen hatte.

Als erster Wagen kam der des französischen Botschafters. Ein Mitglied seiner Regierung begleitete ihn. Ja, es war Bertrand! Jedenfalls der, der in der Résistance Bertrand hieß.

Offenbar hatte er sich häufig nach mir erkundigt. Er hatte an Clara geschrieben, die ihm das Wenige, was sie wußte, mitteilte. Dann an den Botschafter. Der hatte Nachforschungen angestellt; als er schließlich erfuhr, wo ich interniert und was aus mir geworden war, hatte er seinem Minister abgeraten, mich zu besuchen.

Doch Bertrand konnte hartnäckig sein. Um ihn nicht zu verstimmen, war der Diplomat auf den Gedanken mit diesem Essen gekommen. Zu Recht hatte er vermutet, daß mein Bruder, der nach Ehrungen und Anerkennung lechzte, sich durch die Aussicht, an seinem Tisch einen französischen Minister empfangen zu dürfen, gewiß ködern lassen würde. Doch die Anwesenheit des Ministers ließ sich lediglich durch meine eigene rechtfertigen. Undenkbar, daß ein hohes Regierungsmitglied während eines offiziellen Besuchs im Ausland bei einem

Privatmann speiste, zumal bei einem Geschäftsmann mit derart zweifelhafter Vergangenheit. Dagegen konnte sich ein ehemaliger Leiter eines Widerstandsnetzes guten Gewissens an den Tisch eines früheren Kampfgenossen setzen. Für die Zeit eines Essens war das Haus Ketabdar wieder zu meinem geworden.

Eine Maskerade. Ein erbärmliches Tauschgeschäft. Und ein demütigender Tag, das vor allem; aber der am Ende doch von Nutzen für mich war.

Warum demütigend? Wegen der Diskrepanz ... Sie werden noch verstehen.

Als ich an jenem Tag geholt wurde, konnte ich für mich bereits – wenn ich so sagen darf – vier Jahre erzwungene Befriedung verbuchen. Auch an jenem Morgen ließ man mich das unentbehrliche Gebräu trinken. Die letzten Stunden hatte ich mit den anderen Insassen verbracht, mit steifen Händen die Karten auf den Tisch legend. Wir lebten alle auf dieselbe Weise, sprachen, bewegten uns im selben Rhythmus. Für einen außenstehenden Beobachter mußte das wie eine Szene in Zeitlupe erscheinen. Melodramatisch oder komisch. Für uns war es das tägliche Dasein.

Mittags nun fand ich mich an einem Tisch gemeinsam mit einem Dutzend Personen wieder, die im Tempo der realen Welt lebten. Botschaftsleute, zwei Leiter von Zeitungen, ein Bankier ... Sie sprachen alle sehr schnell, viel zu schnell für mich, sie gaben Namen von sich, die mir nichts sagten, Panmunjom, McCarthy, BRD, Mos-sadegh; kommentierten Ereignisse, von denen ich noch nie gehört hatte; lachten über Dinge, deren Bedeutung mir entging. Die ganze Zeit über beobachtete mich Bertrand. Anfangs mit Freude. Dann mit Verwunderung.

Schließlich mit Trauer. Ich tat nichts anderes als essen, die Augen starr auf meinen Teller gerichtet.

Er hatte sich zwei- oder dreimal an mich gewandt; die Zeit, die ich brauchte, um es zu bemerken; um zu erfassen, was er sagen wollte; um die Gabel hinzulegen; um im Geist eine Antwort vorzubereiten ... Bevor ich überhaupt dazu kam, mich zu artikulieren, hatten die anderen, über das Schweigen peinlich berührt, das Gespräch schon auf etwas anderes gelenkt. Gott, was für eine Demütigung! Ich wäre am liebsten tot umgefallen.

Und dann, gegen Ende des Essens, hatte ich versucht, mich wieder in die Gewalt zu bekommen. Ich hatte alle meine Geisteskräfte zusammengenommen und einen Satz gebildet, ich hatte mir geschworen, ihn so rasch wie möglich auszustoßen. Ich wartete auf einen Moment Stille. Er kam nie. Oder ich vermochte ihn nicht zu gegebener Zeit zu nutzen. Der Botschafter schaute bereits auf seine Uhr und verwies Bertrand auf das nächste Treffen.

Alle hatten sich erhoben. Ich bewegte mich nach meinem Rhythmus. Sie hatten alle bereits den Raum verlassen und strebten zur Tür. Da hatte ich mich gerade mühsam erhoben und stützte mich schwer auf den Tisch. Und ich war noch keine dreiunddreißig Jahre!

Und plötzlich macht Bertrand eine Kehre, so als hätten ihn Gewissensbisse übermannt. Er kommt auf mich zu, umarmt mich, drückt mich an sich. Einen langen Augenblick. Wie um mir Zeit zu geben zu sprechen. Gelegenheit, ihm alles das zu sagen, was ich am Tisch nicht hatte formulieren können, was in mir brodelte, da, in meiner Brust, in meiner Kehle, da, auf meinen Lippen, alles das, wovon ich so sehr wünschte, daß er es endlich versteht ...

Ich habe nichts herausgebracht. Nicht ein Wort. Aus Gefühlsüberschwang, aus der Überraschung heraus, ihn so zu mir zurückkommen zu sehen; und dann all die anderen, die ich über seiner Schulter sah und die auf ihn warteten. Nun, auch dieses Mal war ich wieder unfähig, meinen Mund aufzumachen. Ich wußte, daß es wichtig war, ich spürte, daß das meine einzige Chance sein könnte, wieder mit der Welt der Lebenden Kontakt aufzunehmen. Doch vielleicht gerade deshalb, weil es um so Lebenswichtiges ging, war ich wie gelähmt.

Unfähig zu sprechen also, aber im allerletzten Augenblick gelingt es mir doch, mich ein wenig von den unsichtbaren Fesseln zu befreien, nur ein ganz klein wenig, gerade genug, um den Ansatz einer menschlichen Geste zu machen. Bertrands Hand in der meinen haltend, um ihn zu hindern zu gehen, suche ich in meiner Tasche nach einem Foto. Das meiner Tochter, das Clara mir geschickt hatte. Ja, jenes Foto der Neugeborenen, die allen Neugeborenen ähnlich sieht, zeige ich ihm, drehe es dann um, damit er den Namen lesen kann: Nadia. Er hebt den Kopf, klopft mir auf die Schulter, murmelt etwas und geht ab. In seinen Augen Trauer, Mitleid und Eile wegzukommen.

Hatte er begriffen, daß dies ein Hilfeschrei war? Nein, er hatte nichts begriffen. Hätte ich ihm etwas sagen wollen, wäre doch Zeit genug gewesen. Ich hätte es diskret machen können, viel diskreter als diese Geste, ein altes Foto aus meiner Tasche zu ziehen und es ihm zu zeigen. Was ich in seinen Augen sah, als er sich entfernte, war alles gewesen, was es zu sehen gegeben hatte. Ich weiß jetzt, daß das, was er gleich nach seiner Rückkehr nach Frankreich Clara schrieb, fast so etwas wie eine Traueranzeige war. Er teilte ihr mit, daß der un-

glückliche Baku geistig und körperlich bis zur Unkenntlichkeit geschwächt war, daß der junge Mann, den sie, den er gekannt hatte, der aufgeweckte Junge des Widerstandsnetzes *Freiheit!* nicht mehr lebte. Daß sie ihn vergessen, ein neues Leben beginnen sollte. Er hatte es noch nicht einmal für sinnvoll gehalten, meine Geste am Schluß zu erwähnen. Wozu auch, mag er sich gedacht haben, sie soll besser das Bild des lebendigen und liebenden jungen Mannes in Erinnerung behalten als das eines bemitleidenswerten, vorzeitig senil gewordenen Wesens.

Ich selbst war, als ich mich vom Chauffeur meines Bruders in die Klinik zurückfahren ließ, wie vor den Kopf gestoßen, völlig niedergeschlagen. Ich hatte jede Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen. Salem dürfte jubilieren. Hatte man ihn verdächtigt, mich eingesperrt zu haben? Nun hatte er den Beweis seiner Aufrichtigkeit geliefert, er hatte mich frei kommen, beim Essen zugegen sein lassen, mich, wenn man so sagen darf, mit den Gästen sprechen lassen, sogar vertraulich, jeder hatte sich von meinem erbärmlichen geistigen Zustand überzeugen können und davon, daß weder meine Einweisung in eine Spezialanstalt unbegründet war noch die gesetzliche Vormundschaft, die er über mein Erbteil ausübte ...

Meinem Bruder war es mit diesem Essen gelungen, sich von einem weiteren, weitaus weniger hypothetischen Schmutzfleck reinzuwaschen, den er noch immer an sich hatte: der alten Verurteilung wegen Schmutzgelei, die ihn ins Gefängnis gebracht hatte. Mit dem Vermögen hatte er sich bereits eine gute Portion Respektabilität erworben – die Respektabilität ist käuflich, Sie wuß-

ten das, hoffe ich ... Dieses Mal war die Respektabilität total: Wenn selbst die Franzosen, die ihn vor zehn Jahren verurteilt hatten, jetzt akzeptierten, daß ihr Botschafter und ihr Minister seiner Einladung zum Essen folgten, dann mußten sie ja wohl von seiner Unschuld überzeugt sein, oder?

Dieses Mahl, das eigentlich meiner Entlassung vorhergehen sollte, stellte mithin nur eine weitere Etappe im Aufstieg meines Bruders dar. Ich nehme an, daß viele Leute sich unter diesen Umständen fragen mußten, wie demselben Haus, demselben Bauch zugleich dieser bemerkenswerte Mann und dann jener andere, ich, ein Wrack, entstammen konnten ... Jene, die mein Schicksal kannten, dürften vermieden haben, darauf zu sprechen zu kommen, aus Rücksicht auf die hohe Persönlichkeit, deren Stolz durch einen solchen Makel in ihrer Familie gelitten hätte; aber die meisten hatten ohnehin vergessen, daß es mich überhaupt gab. Man hatte mich bereits ohne Gebete zu Grabe getragen.

Und nicht nur die Fremden! Selbst die mir Nahestehenden! Nur eine Person hätte etwas für mich tun können, meine Schwester. Niemand sonst. Mein Großvater Nubar und meine Großmutter waren kurz nach ihrem Eintreffen in den Vereinigten Staaten gestorben; ihr Sohn, Aram, der das Land unter demütigenden Umständen verlassen hatte, wollte keine Kontakte mehr zu seiner Familie oder zu dem, was davon übriggeblieben war.

Wer noch? Meine Kameraden aus dem Widerstand? Die mich gekannt hatten, dürften von Bertrand erfahren haben, was aus mir geworden war, sie waren sicher betrübt, vermute ich, und dann hatten auch sie vergessen. Wie sollte ich ihnen böse sein? Ich war alles in allem

nicht der erste ihrer jungen Kameraden, die kurz nach dem Sieg ohne ersichtlichen Grund zusammengebrochen waren ... Der Krieg hat zuweilen derartige Spätherbste!

Wer sonst? Clara? Die erste Zeit hat sie mir, wie ich erfahren habe, einige Briefe geschrieben, die mir nie ausgehändigt wurden. Sie hatte auch meiner Schwester eine Nachricht zukommen lassen, die ihr in ihrer Antwort abriet, eine Begegnung mit mir herbeizuführen. Warum? Meine Frau sollte mich nicht in der Verfassung erleben, in der sie, Iffett, mich bei ihren Sommerbesuchen antraf. Sich von Haifa nach Beirut zu begeben war jetzt ein fast unmögliches Unterfangen, man mußte sich falsche Papiere beschaffen, für Komplizen sorgen, wurde in den Augen der Araber wie der Israelis suspekt ... Meine Schwester sagte sich, daß Clara, wenn es ihr gelingen sollte, alle die Klippen zu umschiffen, wobei sie ihre Tochter zurückließ oder, noch schlimmer, sie mit in dieses Abenteuer zog, und dann am Ende der Reise sich diesem keuchenden, dumpf dasitzenden und sprach- und handlungsunfähigen Siechen gegenüberfände, sicher für immer entmutigt wäre. War es nicht besser, sie wartete auf einen günstigeren Augenblick, bis ich wenigstens ein kleines Zeichen von Wachheit geben würde? Dann könnte sich der Schock der Begegnung mit Clara und Nadia vielleicht doch auch als heilsam erweisen.

Zu der Zeit hoffte meine Schwester noch, mein Zustand würde sich verbessern. Doch nach jedem Besuch bei mir glaubte sie weniger daran. Und eines Tages war die Hoffnung dahin. Im schlechtesten Augenblick, als ich gerade begann, sie zu erwarten. Aber ich bin ihr nicht böse, Clara auch nicht; wie hätten sie auch ahnen

können, daß ich in mir selbst gefangen war, lebendig begraben? Ich hatte nicht um Hilfe gerufen.

Noch am Abend dieses erbärmlichen Essens hatte ich, im Bestreben, meinen Fehler wiedergutzumachen, und ohne Vertrauen mehr, je wieder sprechen zu können, mit größter Anstrengung auf einen Fetzen Papier den schlichten Satz geschrieben: »Ich möchte von hier weg und wieder ein normales Leben führen.« Ein Hilferuf, und ich bedauerte jetzt, daß ich ihn nicht Bertrand hatte zukommen lassen können, und nun wollte ich ihn eigenhändig Iffett geben, wenn sie mich folgenden Sommer besuchen käme. Ich hütete dieses Stück Papier immer in meiner Tasche, zusammen mit dem Foto von Nadia.

Wenn ich mich gezwungen hatte, diesen Satz zu schreiben, dann nicht allein aus Angst, die Worte würden mir später, wenn ich sie brauchte, nicht mehr von den Lippen kommen. Sondern weil auch die Gefahr bestand, daß ich später nicht mehr in derselben geistigen Verfassung war. Ich mußte dazu den Rest an Wut, der sich in mir verdichtet hatte, zusammennehmen, so wie Menschen, die sich in der Wüste verirrt haben und zu verdursten drohen, den Tau schlürfen, der sich auf den Blättern gesammelt hat. Wut, Empörung, das seltene Aufbäumen der Revolte waren für mich gleichsam zu einem kostbaren Kraftstoff für das Überleben meiner dahindämmernden Würde geworden.

Jenen Sommer verbrachte meine Schwester ihren Urlaub nicht in den Bergen. Den folgenden Sommer ebenfalls nicht. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Salem sagte mir eines Tages, unser Schwager Mahmud habe Ärger mit den Behörden in Ägypten gehabt, er sei acht Monate in Haft gewesen, zusammen mit einigen anderen Bankiers, und er habe, innerlich geschunden und desillusioniert, sich entschlossen, vom Mittleren Osten zu emigrieren, so weit weg wie möglich. Nach Melbourne in Australien.

Aber ich hege noch einen anderen Verdacht. Denn sonst wäre meine Schwester zumindest ein letztes Mal gekommen und hätte sich verabschiedet. Ich glaube, daß mein Bruder mit einigen Tricks Iffett um ihr Erbteil gebracht hat. Ich habe keine Beweise, nur, was das Gefühl mir sagt. Und einige da und dort aufgeschnappte Indizien. Aber lassen wir es, nicht wahr, von gemeinen, schmutzigen Dingen zu sprechen!

Vielleicht hätte meine Schwester auch die Reise auf sich genommen und mich besucht, hätte sie den Eindruck gehabt, ich könnte ihre Besuche würdigen; aber wozu von Australien aus den Dampfer oder das Flugzeug nehmen, um dann doch nur meine einsilbigen Worte zu hören und in Tränen aufgelöst wieder wegzufahren!

Tatsache bleibt, daß sie nie mehr gekommen ist. Beim Nahen des Sommers erwartete ich sie. Um Jahr um Jahr immer weniger daran zu glauben. Meine letzte Hoffnung schwand dahin ...

Wenn ich dennoch überlebt habe, dann deshalb, weil es auch eines bestimmten Willens bedarf, um nicht zu überleben. Nicht einmal diesen Willen hatte ich mehr. Nicht einmal mehr den Willen oder die Kraft, dem Tod die Hand zu reichen. Einige Fläschchen Medikamente

entwenden, zu den Treppen rennen, aufs Dach steigen, in die Leere springen ... Es gab nur zwei Etagen, aber mit etwas Glück konnte ich mir das Genick brechen ...

Ich dürfte dies nicht sagen. Denn zu meinem Glück habe ich gerade nicht die Kraft gehabt, meinem Leben ein Ende zu bereiten, als ich glaubte, daß die letzte Hoffnung vertrieben sei. Selbst wenn man kein Licht am Ende des Tunnels sieht, muß man weiter glauben, daß es Licht gibt und daß es erscheinen wird.

Manche bringen Geduld auf, weil sie den Glauben an die Zukunft bewahren. Andere, weil ihnen der Mut fehlt, damit Schluß zu machen. Feigheit ist sicher verachtenswert, sie gehört dennoch zum Leben. Sie ist ein Überlebensinstrument, wie die Resignation.

Aber ich rede hier von Feigheit und Resignation, als hätten sie allein mich am Leben gehalten. Es gab auch noch Lobo. Auch er Insasse der Residenz; wir plauderten häufig miteinander, er war zum unentbehrlichen Freund geworden, dem einzigen. In wenigen Augenblicken komme ich auf ihn zurück, Jahre über war er für mich wichtiger als irgendein anderer Mensch. Zunächst möchte ich aber erzählen, wie er mich davon abgebracht hat, sterben zu wollen.

Es war nicht leicht für mich, meine Anwandlungen von Selbstmordgedanken zu artikulieren. In der Residenz herrschte ein solches infantiles Denunziantenklima. Ich war überzeugt, daß man beim geringsten Verdacht, ich wolle mich umbringen, mich jede Nacht an mein Bett fesseln würde ... Doch Lobo, vielleicht, weil er etwas ahnte und mich locken wollte, es ihm zu erzählen, vertraute mir eines Tages an, daß er mehr als einmal daran gedacht habe, »Schluß zu machen«. Als ich ihm gebeichtet hatte, daß es mir genauso ginge, hatte er mir

von hoch droben, von seinen zwanzig Jahren, die er älter war als ich – und die er länger in der Anstalt war –, die Predigt gehalten:

»Du mußt den Tod als den allerletzten Notausgang ansehen. Du mußt wissen, daß keiner dich hindern kann, darauf zurückzugreifen, aber gerade, weil er dir zugänglich ist, halte ihn in Reserve, auf unbestimmte Zeit. Nehmen wir an, du hast nachts einen Alptraum. Wenn du weißt, daß das ein Alptraum ist und es genügt, ein bißchen mit dem Kopf zu wackeln, um da raus zu kommen, wird alles einfacher, erträglicher, und am Ende findest du sogar Vergnügen an dem, was dir am Schrecklichsten erschien. Daß das Leben dir Angst macht, daß es dir Schmerzen bereitet, daß die allernächsten Menschen sich mit gräßlichen Masken schmücken ... Sag dir, das ist das Leben, sag dir, das ist ein Spiel, zu dem du kein zweites Mal eingeladen wirst, ein Spiel aus Freuden und Leiden, ein Spiel aus Glauben und Täuschungen, ein Spiel der Masken, spiel es bis zum Ende, als Spieler oder als Beobachter, mit Vorliebe als Beobachter, es ist immer noch Zeit, daraus auszusteigen. Mir hilft der ›Notausgang‹ zu überleben. Weil er mir zur Verfügung steht, ich weiß, daß ich ihn nicht benutzen werde. Aber wenn ich nicht die Hand am Hebel zum Jenseits hätte, fühlte ich mich in der Falle und hätte Lust, mich so rasch wie möglich davonzumachen!«

Lobo war nicht kränker als die gewöhnlichen Menschen. Er trug lediglich ein, wie man so sagt, »besonderes Betragen« zur Schau, und seine Familie, sei es aus dem Wunsch heraus, ihn davon »zu heilen«, sei es einfach, weil sie Skandale vermeiden wollten, hatte entschieden, ihn einweisen zu lassen. Er hatte die wesentlichen Jahre seines Erwachsenenlebens in diversen

Einrichtungen verbracht, dies war, glaube ich, seine vierte oder fünfte, und er hatte alle Sorten von Prüfungen über sich ergehen lassen müssen. Ein Arzt hatte eines Tages sogar beschlossen, ihn einer Lobotomie, d.h. eines operativen Eingriffs in die weiße Hirnsubstanz, zu unterziehen, »um ihm seine schlechten Neigungen zu entfernen«. Glücklicherweise war seine Mutter in einem Anfall von Vernunft oder Instinkt eingeschritten und hatte den Arzt daran gehindert. Von diesem schändlichen Abenteuer war ihm sein Spitzname geblieben, Lobo, mit dem er sich, wohl aus Hohn, selbst schmückte ... Er betrachtete alles, was ihn umgab, sein Leben wie seine Vergangenheit, mit grenzenloser Teilnahmslosigkeit.

In der Residenz besaß er einen Sonderstatus. Er hatte in sein Zimmer ein Klavier bekommen; zuweilen verbrachte er, in Pantoffeln und um den Hals einen grünen Seidenschal geschlungen, ganze Tage damit, aus dem Gedächtnis zu spielen oder mit mir zu plaudern, ohne sich je von seinem Klavierhocker zu erheben; und im Gegensatz zu uns durfte er telefonische Anrufe und Post empfangen ... Tatsächlich hat nie jemand geglaubt, daß er verrückt sei.

Er war es, der mir eines Tages eröffnete, mein Bruder sei im Zuge einer Regierungsumbildung zum Minister ernannt worden. Jawohl, Minister! Lobo wußte, wie sprachlos mich diese Neuigkeit machen würde – ich hatte bereits Gelegenheit gehabt, ihm in allen Einzelheiten zu schildern, was für ein Individuum Salem war. Er hatte sich zunächst vergewissert, daß ich an diesem Morgen all meinen »Kaffee« geschluckt hatte, bevor er mir die Nachricht an den Kopf warf.

Ich blieb wie benommen, d.h. mehr als sonst, denn

benommen zu sein war ja mein damaliger natürlicher Zustand. Deshalb tröstete mich Lobo auf seine Weise:

»Was geschieht, sollte dich nicht verwundern, Ossyan. Du mußt dir doch sagen, daß dein Bruder dir gegenüber immer einen nicht aufholbaren Vorteil haben wird.«

»Welchen?« hatte ich gefragt.

»Er ist der Bruder eines ehemaligen Widerstandskämpfers; während du nur der Bruder eines ehemaligen Schmugglers bist.«

Ich hatte gelacht. Und die Verbitterung war überwunden.

Und während so mein Bruder prosperierte, an Vermögen und Ansehen hinzugewann, versank ich immer tiefer, auf den Lippen das Lächeln der Einfältigen ... Die Jahre vergingen, ohne daß sich irgendeine Hoffnung bei mir rührte.

Bis plötzlich die Dinge wieder in Bewegung gerieten. Der Diener der Vorsehung zog aus einer verstaubten Schublade die Akte meines Lebens, um einen neuen, einen wohlwollenderen Blick darauf zu werfen ...

Das Instrument der Vorsehung, wie man sagt, war niemand anderes als meine Tochter Nadia. Sie hatte sich jüngst nach Paris aufgemacht, um sich an der dortigen Universität einzuschreiben.

Ja, Nadia. Auch ich hatte sie noch als Neugeborene in Erinnerung, doch sie war nun auch schon fast zwanzig Jahre alt. Und in ihr gärten bereits tausend Revolten. Und unserer Levante wie der aufeinanderfolgenden Kriege war sie schon überdrüssig geworden. Sie hatte Eile, wegzukommen.

Clara, die sie nicht hatte aufhalten können, zugleich

aber etwas in Sorge war, weil sie allein abreiste, hatte ihr das Versprechen abgenommen, mit einigen alten Genossen aus der heroischen Epoche in Kontakt zu treten. So war sie zu Bertrand gekommen. Er war, glaube ich, nicht mehr Minister, aber immer noch einflußreich und, vor allem natürlich, eine große Gestalt der Résistance.

Von der Person eingeschüchtert, die sie in einem stattlichen Salon empfing, mit Sesseln, in denen sie versank, und die sie mit einem leicht angedeuteten Lächeln betrachtete, hatte meine Tochter geglaubt, ihr Kommen rechtfertigen zu müssen. In Wirklichkeit suchte Bertrand in ihrem Gesicht die Züge ihrer Eltern auszumachen.

»Meine Mutter hat mich dazu gebracht, Sie aufzusuchen. Ich glaube, Sie haben sie während des Krieges gekannt ...«

»Du also bist Nadia. Nadia Ketabdar. Ich kannte deine Mutter, natürlich, und auch deinen Vater; beide waren während der Besetzung bewunderswert. Zwei wunderbare Kameraden. Zwei unvergessene Freunde.«

Bertrand hatte, als er »deinen Vater« sagte, bei ihr eine leichte Erregung bemerkt. Es war wie ein Blitz aufgetaucht, und rasch erloschen. Und so nahm er sich Zeit und sprach über mich. Von unserer Begegnung in Montpellier, unseren Diskussionen, unseren Kämpfen, unseren Ängsten, den Heldentaten von Baku, von Baku dem Unfaßbaren. Nadia hing an seinen Lippen. Einiges kannte sie, durch ihre Mutter, aber vieles war ihr doch auch unbekannt. Jetzt konnte sie sich den jungen Mann, der ihr Vater werden sollte, besser vorstellen.

Dann war Bertrand rascher auf meine Kindheit, meine Klinik-Einweisung zu sprechen gekommen. Und erst da kam ihm jene Flasche wieder in den Sinn, die

ich ins Meer geworfen hatte: In allen Einzelheiten schilderte er meiner Tochter die Episode mit dem Foto, die ich am Ende jenes infamen Essens aus der Tasche gezogen hatte. Und diese Episode, die ihm bisher so bemitleidenswert und peinlich erschienen war, daß er darauf verzichtet hatte, Clara davon zu berichten, daß er sie aus seinem Gedächtnis gelöscht hatte, um nicht ein solch trauriges Bild seines Freundes zu bewahren ... Diese Episode also gewann plötzlich für ihn eine ganz andere Bedeutung, jetzt, da dieses junge Mädchen vor ihm stand, im Begriff, ihre ersten Schritte im Erwachsenenleben zu tun und doch bereits Waisenkind dieses noch nicht gestorbenen Vaters war.

Nadia hatte Tränen in den Augen. Bisher war ich lediglich ein Teil ihrer Genealogie; nunmehr war ich Fleisch von ihrem Fleisch.

Diese Botschaft, für sie bestimmt und so spät zur ihr gedrungen, erschien ihr wie das letzte Lebenszeichen eines Ertrinkenden. Sie fragte sich, was aus mir seither geworden war und ob etwas getan werden könne, mich aus dem Wasser zu ziehen.

Als sie Abschied nahm von Bertrand, sah dieser sie mit Besorgnis weggehen. Sie hatte nicht mehr den Gang einer Heranwachsenden.

Ich dürfte an jenem Tag bei meiner achtzehnten Kartenpartie gewesen sein, im Kreise eines Trios falschspielender Leidensgenossen.

Diesen kranken Mann, der ihr Foto wie einen Talisman an seinem Herzen trug: wie hätte Nadia nicht fortwährend an ihn denken können? Dieser Geistesgestörte – doch, doch, warum sollte ich mich vor diesem Wort fürchten? –, dieser Geistesgestörte, der ihr Foto wie ein Heiligenbild seinem besten Freund zeigte! Das niedliche Gesicht eines Neugeborenen, die ernste Fröhlichkeit der Welt!

Für meine Tochter, in dem Alter, in dem sie war, konzentrierte sich jetzt alles, was sie an Idealen, an Elan, an Träumerei in sich trug, auf diesen internierten junggebliebenen alten Mann. »Es ist doch mein Vater«, wiederholte sie immer wieder gegenüber ihrer Zimmergenossin im Studentenheim. »Das ist kein Fremder, das ist mein Vater, die Hälfte meiner Zellen stammt von ihm, die Hälfte meines Blutes, die Farbe meiner Augen, die Form meines Kinns. Mein Vater.« Sie mochte den Reiz dieser Wörter.

Und wenn dieser Vater kein großes schützendes Raubtier war, sondern eine schwächliche, geschundene, verletzte, verlassene Kreatur? Und wenn seine Tochter nicht sein Schützling, sondern zu seiner mütterlichen Beschützerin wurde?

Nadia dachte an mich mit der Rührung ihrer jungen Jahre. Aber dabei blieben ihre Träume nicht stehen. Sie suchte ein Mittel, um zu mir vorzudringen, mir ein Zeichen zu geben. Als Antwort, fünfzehn- oder sechzehn Jahre später, auf das Zeichen, das ich an sie gerichtet hatte.

Diesen Vater wiederfinden, ihn befreien: es war ihr zur fixen Idee geworden.

Selbst wenn er durch diese Internierung bis zur Unheilbarkeit vernichtet worden war?

Diese Frage stellte sie sich nicht. Eine heilsame Blindheit.

Ob sie mit ihrer Mutter darüber sprach? Kein Wort. In dieser Etappe ihres Lebens waren ihre beiderseitigen Beziehungen nicht die besten. Clara besitzt eine imponierende Persönlichkeit, mit einer Vergangenheit; Nadia mußte ihr eigenes Abenteuer leben, ihren eigenen Widerstand führen. Genau da, wo ihre Mutter das Handtuch geworfen hatte ...

Auch Bertrand gegenüber hatte sie nicht wieder davon gesprochen, jedenfalls nicht sofort. Ihr lag daran, allein zu handeln. Dies war ihr Abenteuer, ihr Kampf. Dies war ihr Vater.

Sie hatte übrigens recht, ihr Vorhaben nicht ruchbar werden zu lassen. Es war so halsbrecherisch, daß weder Clara noch Bertrand ihr erlaubt hätten, es in die Tat umzusetzen.

Sie hat sich, wie ich später erfuhr, lediglich jener Freundin anvertraut, mit der sie ihr Studentenzimmer teilte. Sie hieß mit Vornamen Christine und stammte aus einer bekannten Pariser Juweliersfamilie.

Nadia hat ihr einen Identitätswechsel vorgeschlagen. Die beiden jungen Damen ähnelten sich, zumindest so weit, daß man sie auf einem Paßfoto verwechseln konnte. Auf ominösen Wegen, die eines Jacques-von-den-falschen-Papieren würdig gewesen wären, beschaffte sich Christine einen neuen Paß mit dem Foto Nadias, dem Beamten auf der Präfektur war nichts aufgefallen. Meine Tochter besaß nun einen Paß auf den Namen Christines, aber mit ihrem eigenen Foto, sie konnte jetzt die Grenzkontrollen passieren, ohne daß jemand ihren wirklichen Namen, ihre Nationalität oder

ihre Geburtsstadt herausfinden konnte. Was ihre Freundin anbelangt, so hatte sie mit ihrer Familie gebrochen und fand es amüsant, sich einige Zeit von ihrem erdrückenden Familiennamen zu befreien und in die Identität eines zugleich mohammedanischen und jüdischen Mädchens zu schlüpfen.

Jawohl, mohammedanisch und jüdisch! Ich, ihr Vater, bin Mohammedaner, zumindest auf dem Papier; ihre Mutter ist Jüdin, zumindest der Theorie nach. Bei uns wird die Religion über den Vater weitergegeben; bei den Juden über die Mutter. Nadia war also in den Augen der Mohammedaner mohammedanischen Glaubens und jüdischen Glaubens in den Augen der Juden. Sie selbst hätte das eine oder das andere oder keins von beiden wählen können; wählte tatsächlich aber beides ... Ja, beides zugleich, und vieles andere mehr. Sie war stolz auf all die verschiedenen Abstammungen, die bis zu ihr mündeten, Wege der Eroberung oder der Flucht von Zentralasien aus, von Anatolien, der Ukraine, von Arabien, Bessarabien, Armenien, Bayern ... Sie hatte keine Lust, zwischen ihren verschiedenen Blutstropfen, ihren Seelenanteilen die Auswahl zu treffen!

Dies war '68. Ein mitreißender Frühling für die Studenten in Frankreich, hat man mir gesagt. Doch Nadia dachte nur an die Abreise. In die Levante, die sie doch zugleich verabscheute. Sie hatte sich ein Visum verschafft, Flugticket und Hotelreservierung, alles auf den Namen ihrer Freundin.

Bereits am Tag nach ihrer Ankunft in Beirut begab sie sich in die Residenz vom Neuen Weg. Sie hatte nicht herausfinden können, ob ich noch da war, nahm aber an, daß ich mich nicht vom Fleck gerührt hatte.

Vom Direktor in seinem Büro empfangen, gibt sie ihren falschen Namen an. Unvermeidlich fragt Dawwab nach, ob sie mit der berühmten Juweliersfamilie verwandt sei. Sie sagt »ja«, mit der nötigen Teilnahmslosigkeit, weder zu viel noch zu wenig. Wie Christine es in solchen Fällen machte.

»Eben, es handelt sich ein wenig um die Familie«, fügt meine Tochter hinzu. »Es ist etwas heikel, aber gestatten Sie mir, daß ich rundheraus rede.

Eine meiner Tanten hat im Libanon gelebt, vor einigen Jahren, und sie hat viel Lobendes über Ihre Einrichtung gehört. Sie hat mir geraten, Ihnen einen Besuch abzustatten. Wegen meines Vaters. Er leidet seit einigen Jahren an ... recht schweren seelischen Problemen, hat bereits mehrere Fachleute aufgesucht ...«

»Wen zum Beispiel?«

Nadia hat das Gespräch gut vorbereitet, nennt einige renommierte Namen. Der Direktor nickt anerkennend und bittet sie, fortzufahren.

»Wir denken, daß ein Aufenthalt im Ausland meinem Vater guttäte. Wie der ganzen Familie. Man kennt uns, müssen Sie wissen, und das Ansehen unseres Hauses leidet darunter. Er selbst ist sich dessen bewußt. Ich habe ihm noch nicht von der Idee berichtet, ihn hier pflegen zu lassen, aber ich denke, er hätte nichts dagegen, wenn das Etablissement ihm zusagte. Ich habe den Eindruck, bei Ihnen findet er alles, was er sich wünscht: Sonne, einen friedvollen Rahmen, eine ausgezeichnete ärztliche Versorgung. Ich komme als eine Art Kundschafterin, um zu schauen, in welcher Umgebung er hier lebte. Bevor wir eine endgültige Entscheidung treffen, wäre es vielleicht angebracht, Sie würden uns einmal in Paris aufsuchen. Auf unsere Kosten natürlich ...«

Der Fisch ist an der Angel! Butterweich geworden, schlägt Doktor Dawwab der reichen Erbin einen Rundgang durch seine Modellanstalt vor.

Er beginnt mit dem Garten, ein kleiner Spaziergang, damit sie sich eine Vorstellung machen kann. Der Blick auf das Gebirge, auf das nahe Meer. Die medizinische Ausrüstung, um so neuer, als sie wenig genutzt wurde. Dann die Zimmer. Das von Lobo, der gerade am Klavier sitzt. Dann der große Saal im Schmuck der Grünpflanzen, wo die Insassen, an diese Art von Besuchen wenig gewohnt, ihre unvermeidlichen Spielkarten fallenlassen, um sich der Besucherin zu nähern.

»Haben Sie keine Angst«, sagt ihr Dawwab, »sie tun Ihnen nichts Böses.«

Nadia winkt ab. Sie bemüht sich, weiter dieses etwas verkniffene Gesicht einer peinlich genauen Inspektorin zur Schau zu tragen. Schaut nach rechts, nach links, nach oben, nach unten, wie um zu prüfen, ob in diesem allzu sauberen Saal nicht doch ein Körnchen Staub in einer Ecke zu finden ist. Tatsächlich kann man sich leicht vorstellen, wie erregt sie innerlich gewesen sein muß, als ihre Augen in dieser Ansammlung von Geistesgestörten den Vater suchen, dem sie vorher noch nie begegnet war.

An diesem Tag spielte ich weder Karten noch Dame, noch Trictrac, noch irgend etwas anderes. Ich hatte ein wenig mit Lobo geschwätzt, der sich dann an sein Klavier gesetzt, während ich zu einem Buch gegriffen hatte. Ich hatte mich darin versenkt, und als die Besucherin kam und diesen leichten Trubel entfachte, war ich nicht wie die anderen aufgestanden. Ich hob nur leicht den Kopf, für einen kurzen Augenblick. Um die Unbekannte anzuschauen.

Unsere Blicke hatten sich getroffen. Wer mochte diese junge Frau sein? Ich hatte keine Ahnung. Sie aber hatte mich erkannt. Ich war wie auf den alten Fotos. Ihre Augen waren starr geworden. Meine ebenfalls, aber nur, weil ich stutzte. Mich sogar ein wenig ärgerte über diese Fremde, die daherkam und uns anschaute wie Aquariumsfische.

Ich muß ein entsprechendes Gesicht gezogen haben, denn Dawwab sagt mit einem kleinen Lächeln wie zur Entschuldigung:

»Wir haben ihn in seiner Lektüre gestört.«

Gleichzeitig erdolcht er mich mit seinen Blicken.

Dann fährt er fort:

»Dieser Herr da macht nichts anderes als lesen, von morgens bis abends. Das ist seine Leidenschaft.«

Das stimmte nicht ganz so, war etwas beschönigend, der Versuch, das intellektuelle Niveau der Anstalt etwas anzuheben.

»Wenn es so ist«, sagt daraufhin Nadia, »dann möchte ich ihm dieses Buch zum Geschenk machen. Ich habe es gerade zu Ende gelesen.«

Während sie ihre Tasche öffnet, geht sie auf mich zu.

»Das ist doch nicht nötig«, murmelt der Direktor ...

Doch schon ist sie bei mir. Ich sehe, wie sie etwas zwischen die Seiten gleiten läßt, bevor sie mir das Buch reicht.

Dann geht sie zurück zum Direktor, der sich ein Lächeln herauspreßt. Ich, noch ganz erstaunt, öffne mechanisch das Buch. Ich habe noch nicht einmal Zeit, den Titel zu lesen. Oben rechts, über dem Namen des Autors, steht mit Bleistift der Name der Besitzerin. Nadia K.

Sofort erhebe ich mich. Schaue sie sonderbar an; entdecke in ihrem Gesicht die Züge, die mich an Clara ge-

mahnen. Ich weiß in diesem Moment ohne den Anflug eines Zweifels, daß diese Person vor mir meine Tochter ist. Und ich spüre, daß Dawwab ihre Identität nicht kennt. Ich gehe auf sie zu, nehme mir fest vor, sie nicht zu verraten. Sie aber, die mich wie einen Automaten näherkommen sieht, bekommt Angst. Sie begreift, daß ich sie erkannt habe, und fürchtet nun, ich könnte ihr ganzes Lügengebäude zum Einsturz bringen.

Ich bin bei ihr, sage »Danke!« und zeige auf das Buch.

Ich ergreife ihre Hand, die sie ihrerseits fest drückt, und während ich sie schüttle, wiederhole ich ein ums andere Mal: »Danke!«, »Danke!«, »Danke!«

»Ihr Geschenk hat ihn gerührt«, übersetzt der Direktor mit einem nervösen Lachen.

Ich nähere mich Nadia noch mehr, um sie zu umarmen.

»Nun aber genug, Sie überschreiten Ihre Grenzen!« jault der Direktor.

Doch Nadia, die mühsam ihren klaren Kopf zu behalten sucht, wirft ihm zu:

»Lassen Sie ihn, das macht doch nichts.«

Da drücke ich sie an mich. Einen kurzen Augenblick. Ich rieche ihr Parfum. Doch da tritt Dawwab auch schon zwischen uns.

Und sie, entschlossen, ihre Mission nicht durch den Anflug von Sentimentalität zu gefährden, wendet sich von mir ab und sagt:

»Rührend, dieser Herr.«

Dann fügt sie – da brauchte es Unverfrorenheit! –, an die Adresse des Arztes gewandt, hinzu:

»Mein Vater ist ebenfalls ein leidenschaftlicher Leser. Ich werde ihm erzählen, was hier passiert ist. Er wird sich mit diesem Patienten sicher sehr gut verstehen.«

Tatsächlich fürchtet sie vor allem, daß dieses Individuum mich für mein Betragen bestrafen will und zum Beispiel mir das Buch wegzunehmen versuchen wird ... Daher zögert sie nicht, weiter auf ihn einzudringen und – wie ich später erfuhr – zu behaupten, diese ergreifende Szene habe ihre letzten Zweifel zerstreut und sie sei nun sicher, daß keine andere Einrichtung besser zu ihrem Vater paßte. Ihr Vater der Juwelier, versteht sich ...

Dawwab war hingerissen. Und ich war gerettet, wie auch mein Buch ... Und der Brief, den sie zwischen die Seiten geschoben hatte.

Ich habe mich übrigens beeilt, ihn unter meiner Kleidung zu verstecken. Ich war dazu in die Toilette gegangen, wo ich auch die erste Seite des Buches herausriß. Vorsicht ist ... Auf dem Umschlag stand mein Name, Nadia hatte natürlich nicht gedacht, ihn mir eigenhändig überreichen zu können, wollte ihn, wenn möglich, einem vertrauenswürdig aussehenden Patienten zuspiesen, in der Hoffnung, daß er ihn mir weitergab.

Was in dem Brief stand? Die wenigen Worte, die ich brauchte, um wieder Geschmack am Leben zu finden.

»Vater,

Ich bin jene Tochter, die in deiner Abwesenheit geboren wurde, jenes Kind, dessen Foto du gegen dein Herz gedrückt aufbewahrt hast, aber das am Ende fern von dir aufgewachsen ist. Fern? Uns trennen in Wahrheit nur einige Kilometer einer prächtigen Küstenstraße, aber eine verfluchte Grenze hat sich zwischen uns aufgerichtet, und der Haß und die gegenseitige Verständnislosigkeit. Wie auch der Mangel an Einbildungskraft.

Vor meiner Geburt mußten meine Mutter und du dem Krieg und dem Haß entgegentreten. Diese schienen

allmächtig, doch Menschen wie sie und du haben sich erhoben und am Schluß gesiegt. Das Leben findet immer seinen Weg; wie ein Fluß, dessen Lauf umgeleitet wurde, stets ein neues Flußbett gräbt.

Ihr habt euch erhoben, meine Mutter und du und all die anderen, ihr habt Decknamen angenommen, um das Schicksal zu ködern. Mein Kampf ist weniger spektakulär, aber es ist mein Kampf, und ich führe ihn zu Ende. Auch ich habe einen Decknamen angenommen, um über die Barrieren zu kommen. Um zu dir zu gelangen und dir schlicht zu sagen: Du sollst wissen, daß es außerhalb eine Tochter gibt, deine Tochter, für die du mehr als alles auf der Welt zählst und die mit Ungeduld den Augenblick erwartet, dich wiederzufinden.«

Diese schlichten Worte haben mich in dem Moment, da ich sie las, verwandelt. Sie gaben mir die Würde als Mensch und als Vater zurück und die Bereitschaft zu überleben. Nun begnügte ich mich nicht mehr damit, die Stunden zu strecken, die mich von einem Morgen ohne Überraschung trennten. Auf mich wartete eine Liebe. War meine Person für mich selbst von keinem Nutzen mehr, so wollte ich sie doch für Nadia bewahren, für sie schöner machen. Ich liebte meine Tochter mit der Hingabe eines Heranwachsenden. Für sie wollte ich Baku, den man hatte lieben und bewundern können, zum Leben, zur Freiheit zurückbringen, für sie wollte ich wieder ein Vater werden, an dessen Arm spazierenzugehen sie stolz machte.

Nun genügte freilich mein Wille, mich mit dem Leben zu versöhnen, noch nicht, damit diese Versöhnung wirklich geschah. Es war ja nicht so, daß ein Mann daran gedacht hätte, sich zu töten, und eine Tochter gekommen wäre, ihn bei der Hand genommen und gesagt hätte: »Vater, dieses Leben, das du nicht mehr willst, bewahre es, und sei es für mich!«, und er dann auf sein Selbstmordvorhaben verzichtet hätte. Die Dinge lagen etwas komplizierter. Sicher begriff ich, was mit mir geschah. Nur sah ich das alles wie durch einen Nebelschleier. Den meines benebelten Geistes. Benebelt und verunreinigt durch zwanzig Jahre Aufenthalt in einer geschlossenen Anstalt, zwanzig Jahre gewiß erzwungenen, aber dennoch resignativ akzeptierten Freiheitsentzugs. Zwanzig Jahre demoralisierender Substanzen, massenweise jeden Morgen geschluckt. Zwanzig Jahre verkümmerten Willens! Zwanzig Jahre verlangsamter, träge gewordener Gedanken und Worte.

Noch einmal, es ging nicht nur darum, aufs Sterben zu verzichten; nicht nur darum, daß ich mich am Rand des Abgrunds befand, kurz vor dem Springen einen Schritt zurücktrat und zitternd die Hand ergriff, die sich mir entgegenstreckte. So einfach war es nicht. Um beim Bild zu bleiben, würde ich sagen, daß ich am Rand des Abgrunds stand, aber nicht auf festem Untergrund, sondern am Ende eines steinernen Vorsprungs und nach dem Genuß einer Flasche Whisky. Mich zu entscheiden umzukehren genügte nicht, denn in meinem Zustand konnte ich, im Glauben, der Rettung entgegenzugehen, genausogut in den Abgrund stürzen. Ich mußte zunächst einmal von meinem Rausch wegkommen, wieder klar sehen und denken, um so überhaupt zu erfassen, wohin ich meine Schritte lenken sollte ...

Das war das, was mich betraf. Es gab aber nicht nur mich. Es gab jenen, der mich hatte einweisen lassen. Meinen Bruder, dem nicht daran gelegen war, daß ich das Haus Ketabdar und mein Erbteil wiederbekam. Und es gab jenen, der mich in seiner Anstalt aufgenommen hatte, Dawwab, für den ich eine Quelle von Einkommen und ein Mittel zur Einflußnahme war ... Ihr Verdacht durfte, solange ich in ihrer Gewalt war, nicht geweckt werden. Ich mußte äußerste Vorsicht walten lassen.

Hier ein Beispiel: Es war, damit ich wieder klar denken konnte, äußerst wichtig, daß ich von den Medikamenten im Morgenkaffee wegkam. Ich mußte mit List vorgehen, aber die Überwachung war nicht alle Tage gleich streng; mit Willenskraft und logischem Denken konnte ich es erreichen. Nur, wenn ich abrupt damit aufhörte, stünde ich bald am Rand einer Katastrophe. Innerhalb von achtundvierzig Stunden hätte ich soviel Anzeichen von extremster Nervosität gegeben, daß man auf mich aufmerksam geworden wäre. Der Arzt hätte dann beschlossen, mir die Tranquilizer durch Spritzen zu verabreichen, und ich wäre fortan noch enger überwacht worden.

Das einzig Vernünftige war, die Dosis allmählich zu vermindern. Ich hatte bemerkt, daß im »Morgenkaffee« der medikamentöse Geschmack in den letzten Schlucken am stärksten war. Ich trainierte mir also eine bestimmte Technik an, den Rest der Flüssigkeit im Mund zu behalten und bei erstbestener Gelegenheit beim Waschen auszuspucken. Nach einigen Wochen ging es mir besser. Ich blieb ruhig, hatte aber einen klareren Kopf. Ich spürte es, wenn ich las oder das Verhalten der anderen beobachtete. Ich hatte ein seltsames Empfinden. So

als hätte ich meine abgenutzten Sinne gegen die eines neuen Wesens ausgetauscht. Oder als wäre ich in den Genuß eines zusätzlichen Sinns gekommen.

In dem Maße, wie ich Seh-, Denk- und Empfindungsvermögen zurückgewann, entdeckte ich, daß das Pflegepersonal die Gewohnheit hatte, im Beisein der Patienten Kommentare abzugeben, teils rein medizinische, teils auch sarkastische, dies alles in raschem Tempo, mit Ellipsen und Abkürzungen. Solange ich unter der Wirkung des satanischen Getränks gestanden hatte, war mir dies völlig entgangen, ich hatte kein einziges verräterisches Wort mitbekommen. Jetzt konnte ich dem mit einiger Anstrengung folgen. Ich hörte manchen böartigen Spitznamen, der den Patienten gegeben wurde, manchmal auch besorgniserregende Enthüllungen über den Krankheitszustand des einen oder anderen, zuweilen sogar belustigende Wetten darüber, wie lange einer noch zu leben habe – aber ich hütete mich, darauf zu reagieren.

Nein, ich hatte keinen Plan im Kopf, wirklich nicht. Keinen Fluchtplan, nein, nichts derartiges. Ich versuchte nur, wieder klar im Geist zu werden, wieder mehr ich selbst zu werden, um antworten zu können, wenn meine Tochter mich rief.

Ah, noch etwas. Ich machte Gedächtnisübungen. Eines Tages war ich am Lesen, wie es immer häufiger geschah. Ein alter Abenteuerroman aus dem Polnischen; die Geschichte war spannend geschrieben, und ich wollte rasch vorankommen. Ich begann, immer schneller umzublättern. Plötzlich, als ich einmal den Kopf hob, nahm ich den etwas mißtrauischen Blick einer Aufpasserin wahr. Ich hatte mich von meiner üblichen

Langsamkeit entfernt, meine Gesten waren lebhafter, nervöser, energischer geworden, und die Frau hatte es bemerkt. Sie fixierte mich weiter, so als wollte sie sich vergewissern, bevor sie es dem Arzt meldete. Sofort zwang ich mich zu einem langsameren Tempo, und zwar so, daß ich die Passagen zweimal las. So kam ich auf den Gedanken, ganze Sätze auswendig zu lernen. Ich weiß nicht, ob das für meine »geistige Wiederherstellung« nützlich war, aber es half mir, wieder Vertrauen in meine Fähigkeiten zu finden.

Ja, ja, Sie haben mich richtig verstanden, diese Person hätte mich bei Dawwab denunziert, nur weil ich in einem normalen Tempo las!

Die vorherrschende Ansicht in der Residenz war, daß die Patienten alle potentielle unruhige Geisteskranke waren, die gewaltsame Krisen ausbrüteten. Solange sie »verlangsamt« agierten, bestand keine Gefahr. Doch jede abrupte Gebärde, jedes Zeichen von Erregung konnte das Vorspiel einer Krise sein.

Ich mußte also auf der Hut bleiben, während ich auf Nadia oder ein Zeichen von ihr wartete.

Ich vermute, daß meine Tochter ihrerseits keinen dringlicheren Wunsch hatte, als mich zu befreien. Doch auf welchem Weg dahin gelangen? Das eine war, sich in mein Gefängnis hineinzuschmuggeln und mich dort zu sehen; ein anderes, mir zur Flucht zu verhelfen.

Sie war so stolz, daß sie ihre Mission so gut zu Ende geführt, die ganze Zeit den Direktor der Klinik getäuscht hatte. In der Lage gewesen zu sein, mir wie durch ein Wunder den Brief eigenhändig überreichen zu können; mit mir sprechen, mich halten und umarmen zu können. Sie hatte mich umarmt wie einen Fremden, schlimmer noch, wie man jemand Aufdringlichem wi-

derwillig gestattet, einen zu umarmen. Doch für uns beide war es unser erster Kuß. Jetzt rede ich doch tatsächlich schon von ihr wie von meiner Geliebten! Mein erster Kuß für meine Tochter, der einzige in zwanzig Jahren! Noch Wochen später war ich aufgewühlt. Selbst heute noch, wenn ich daran zurückdenke ...

Verzeihen Sie. Wo war ich stehengeblieben?

Ach ja, ich sprach von den Plänen meiner Tochter ... Ich sagte, daß ihr Besuch zu perfekt abgelaufen war. Und sie zu dem Glauben verleitete, daß ihr jede Tollkühnheit gelingen würde. In den folgenden Wochen schmiedete sie weitere Pläne. Die waghalsigsten Pläne ... Entführung! Sie war zu dem Schluß gekommen, daß List allein nicht mehr genügte, daß zu anderen Mitteln gegriffen werden mußte. Ja, Entführung! Mein armes Kind, ihr Herz führte sie in die Irre.

Erneut geht sie zu Bertrand in der Hoffnung, von ihm Unterstützung zu bekommen. Sie hatte ihn seit ihrer Rückkehr nicht mehr gesehen, und sie erzählt ihm, wie sie in die Residenz eingedrungen war und mich getroffen hatte. Er hört ihr zunächst mit Anteilnahme und sogar Bewunderung zu. In den Gesten meiner Tochter, in der Intonation ihrer Stimme erkennt er seine eigene Jugend wieder, wie auch die Claras und meine. Doch als sie ihm ihre neuen Projekte enthüllt, verdüstert sich sein Gesicht.

»Was du bis hierher getan hast, gereicht dir zur Ehre«, sagt er. »Du kannst stolz darauf sein, ich selbst als alter Freund deiner Eltern kann ein gewisses Gefühl des Stolzes nicht verhehlen. Aber Achtung! Was du mir von deinem Vater erzählst, erinnert mich auf traurige Weise an meine eigene letzte Begegnung mit ihm. Ich

wäre kein Freund, wenn ich dir gegenüber mit meinen wirklichen Eindrücken in einer derart ernststen Angelegenheit hinter dem Berg hielte: Dein Vater ist körperlich und geistig geschwächt; er äußert seine Gefühle durch affektive Gesten, durch Tränen, aber er ist außerstande, darüber hinaus zu gehen. Hat er dir etwas gesagt?»

»Lediglich: Danke! Aber er konnte gar nichts anderes sagen, der Direktor paßte auf. Er durfte sich auf keinen Fall verraten.«

»Das sagst du dir in deinem Kopf eines ergebenen und ritterlichen jungen Mädchens. Die Wahrheit ist leider eine andere. Ich habe deinen Vater gesehen, habe drei Stunden neben ihm gesessen, er wußte, daß er offen sprechen konnte, er riskierte nichts. Er hätte mir sagen können: »Bring mich von hier fort«, er wäre auf der Stelle mit dem Botschafter und mir weggekommen. Sein Bruder, dieser Ganove, hätte keine andere Wahl gehabt, als ruhig zu bleiben. Aber nein, Ossyan hat nichts gesagt, nicht ein Wort. Und als ich dann beim Aufbruch als allerletztes Mittel nochmals zu ihm zurückgegangen bin, hätte er Zeit gehabt, mir zu sagen, was immer er wollte, wir standen allein. Aber auch da hat er nichts von sich gegeben. Hat nur dein Foto aus der Tasche gezogen. Eine zärtliche, ergreifende Geste, aber eben die eines körperlich und geistig Erschöpften.

Als ich dir diese Szene geschildert habe, als ich dich so vor mir sah, ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, die noch nie ihren Vater gesehen hatte, da traten mir Tränen in die Augen, und du warst natürlich noch sehr viel ergriffener als ich. Du warst bewundernswert. Du hast ihn besucht, um ihn zu umarmen, ihm zu sagen, daß du ihn nicht vergessen hast. Toll. Ich bewundere dich. Du bist die würdige Tochter von zwei wunderba-

ren Kameraden. Aber es ist Zeit, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Dieser Mann ist geistig und körperlich erschöpft, ich wiederhole es. Das ist traurig, ist zutiefst ungerecht, aber es ist die Realität. Als ich ihn das letzte Mal sah, war er schon nicht mehr er selbst. Nur noch in der Lage, seine Emotionen durch Tränen zu äußern oder durch eine Umarmung, nichts sonst. Die sechzehn Jahre, die er seither noch in dieser Anstalt verbracht hat, dürften die Dinge nicht besser gemacht haben.

Ich möchte gar nicht an die Gefahren denken, die du mit der Durchführung deines Plans eingehst. Die Gefahr macht dir keine Angst, mir auch nicht, glaube mir. Nehmen wir einmal an, die Entführung gelingt wie geplant, nehmen wir an, es gelingt dir, ihn aus der Klinik zu holen, ohne daß er wieder aufgegriffen wird und in eine Einzelzelle kommt. Ich gehe sogar so weit und stelle mir vor, daß er sich in einem Monat hier befände, mit uns, in dieser Wohnung, in diesem Sessel ... Was geschieht dann? Du wirst dir über seinen Zustand klar werden und dann gezwungen sein, ihn eigenhändig in eine Anstalt einsperren zu lassen. Es gibt medizinische Probleme, es gibt mentale und physiologische Probleme, die durch die Ergebnisse einer Tochter und eines Freundes nicht zu lösen sind. Du wirst ihn aus einer Anstalt gerissen haben, wo er sicher seine Gewohnheiten angenommen hat, wo er Freunde besitzt, um ihn morgen in eine andere zu stecken, wo man vielleicht weniger liebevoll mit ihm umgeht, unter einem graueren Himmel ...«

Mit Wut im Bauch hatte meine Tochter Bertrand verlassen. Und mit dem Schwur, allein zu handeln, noch einmal. Doch ihre Entschlossenheit hatte bereits Risse. Die Worte, die sie gehört hatte, bahnten sich in ihrem Kopf langsam ihren Weg.

In dem Moment, da ich die Steigung wieder hinaufstieg, an ihr Versprechen geklammert, mich nicht allein zu lassen, hatte sie – ohne es sich bereits klar einzugestehen, vermute ich – schon aufgegeben. Da, wo ich war, konnte ich nichts davon wissen. Ich war überzeugt, daß sie eines Tages wieder auftauchen würde – und ich wollte bereit sein.

Ich habe in Erwartung von Nadia gelebt. Jahre über habe ich mich jede Nacht vor dem Einschlafen gefragt, ob ich sie wohl morgen sehen würde und in welcher Verkleidung und mit welchen Helfershelfern.

Doch die Zukunft, auf die ich wartete, war bereits vergangen.

Nein, meine Tochter hat mich nie wieder besucht. Ich bin ihr nicht böse, warum hätte sie wiederkommen sollen? Um mich zu retten? Aber sie hatte mich bereits gerettet. Sie hatte die Worte gesagt, die heilten. Ich war bereits im Begriff, die Steigung zu nehmen. Ich erklomm langsam die Mauern meines inneren Abgrunds. Ich kämpfte! Um den Nebel zu zerstreuen, zur Klarsicht wiederzufinden, mein Gedächtnis wiederherzustellen, wieder Wünsche in mir aufsteigen zu lassen, auch wenn ich an ihren unstillbaren Verlangen leiden sollte ... Dies war nunmehr mein Kampf, meiner allein.

Ich mußte ihn mit noch mehr Klugheit führen. Indem ich fortfuhr, meine Leidensgenossen zu beobachten, um ihre Verhaltensweisen und Manien zu imitieren. Denn – und dies wurde mir von Tag zu Tag klarer – zwischen dem Zustand des dumpfen Dahindämmerns und dem des Wachseins war nichts, aber auch nichts gleich. So, wenn ich mich äußerte, änderte sich nicht nur der

Rhythmus des Sprechens, nicht nur die Intonation, nicht nur die »oh!« die »ah!« verschwanden, diese zahllosen Füllsel, die die Sätze, die Wörter, die Silben dehnten, auch der Wortschatz selbst ändert sich – bestimmte Wörter werden einfach vergessen, wenn die Wünsche, Begierden, die sie benennen, eingeschläfert werden. Alles, das Sprechen, der Blick, die Art und Weise, bestimmte Grimassen zu schneiden oder nicht, während man das Essen hineinschlingt, tausend winzigkleine Details unterscheiden die Person, die des Morgens folgsam ihre Dosis an Tranquilizern geschluckt hat, von der Person, die nur simuliert.

Gleichwohl dachte ich immer noch nicht an Flucht, noch nicht. Was ich zurückerobert hatte, war zu kostbar, als daß ich es durch einen Akt der Ungeduld aufs Spiel setzen wollte. Was? Mich im Kofferraum eines Lieferwagens verstecken? Über die Mauer springen und schneller rennen als die Wächter? Nein, das war nicht meine Chance.

An Weggehen dachte ich jeden Tag. Mich von der Anstalt entfernen, mich woanders wiederfinden, ja, das war meine Sehnsucht. Aber die physische Geste, über einen Zaun zu hechten, nein. Ich wartete auf meine Tochter ...

Und wann sie nicht mehr gekommen ist, fragen Sie? Ihre Frage trägt die Antwort in sich. Es gibt keinen Moment, um nicht zu kommen. Wenn man etwas ganz fest erwartet, je mehr Zeit dann verstreicht, um so mehr ist man überzeugt, daß der erhoffte Tag sich nähert. Ein Jahr ist vergangen? Was soll's, sagt man sich, sie brauchte ein Jahr Vorbereitungszeit ... Zwei Jahre sind vergangen? Dann dürfte sie in Kürze kommen ...

Und schließlich verstrich die Zeit in der Residenz

nicht auf dieselbe Art wie draußen. Niemand ritzte die Tage in die Mauer wie in einem Gefängnis. Wir waren alle auf Lebenszeit hier. Einer Lebenszeit aus sich gleich bleibenden Tagen. Wozu sie zählen?

Die letzte Nacht



Es war bereits elf oder halb zwölf, wir waren hungrig und brauchten eine Pause, und so gingen wir, Ossyan und ich, in eine Brasserie, die nachts offen hatte, und aßen eine Zwiebelsuppe.

Im Verlauf des Essens, während zwischen uns kurz Schweigen auftrat, zog er aus der Tasche einen alten Tageskalender aus rotem Leder, schmal und länglich, mit Goldrand beim Schließen.

Er reichte ihn mir zum Durchblättern.

»Sachen, die mir durch den Kopf gegangen sind. Ich habe sie in den letzten Zeiten der Résistance geschrieben.«

Ich ging die Seiten durch. Die meisten waren unbeschrieben; auf den anderen eine Abfolge hingeworfener Sätze, ohne Titel und Zeichensetzung. Mit seiner Erlaubnis habe ich nachfolgende Zeilen abgeschrieben:

Hinter mir haben die Pforten des Paradieses zugeschlagen
ich habe mich nicht umgedreht

Zu meinen Füßen verlängert sich der Schatten meiner
Füße auf meiner gesamten Strecke bis zum Meer

Ich gehe auf meinem Schatten in meinen geschlossenen
Pupillen gleich Blutgefäßen die Wege Anatoliens

Ich erinnere mich an ein schöneres Haus aus Sand-
stein aus trügerischen Scheiben

In meinen Ohren das Summen der Stadt das süße
Summen Babels

Einst einst auf den Vorposten der Wüste in der Oase
der verlorengegangenen Völker

Einst einst die Stufen zum Himmel einst das Alter
der Ungeduld einst die Zukunft

Wir gingen später zurück in sein Hotelzimmer. Wir waren erschöpft, er wie ich, aber die Zeit drängte, und wir mußten uns noch einmal ins Zeug legen.

»Es bleibt nur noch ein kleiner Rest der Geschichte«, sagte er, um mich zu beruhigen. »Ich komme zu den siebziger Jahren.«

Draußen vollzogen sich jetzt bestimmte Ereignisse, deren Lärm bis zu uns drang. Mit Lärm, damit meine ich auch den Lärm von Waffen. Explosionen, Feuerstöße und die Sirenen der Ambulanz.

Noch nicht der Krieg. Nur die Salven, die ihn ankündigten. Aufwallungen von Gewalt, die immer lauter wurden, in immer kürzeren Abständen. Draußen begriffen die Menschen vielleicht, was passierte; wir hatten nur die Geräuschkulisse.

Doch diese Geräuschkulisse verstörte uns. Habe ich Ihnen schon von jenem Insassen erzählt, den man »Sikkin« nannte? Ich glaube nicht. Von allen meinen Leidensgenossen habe ich bisher, wie mir scheint, nur Lobo erwähnt ... Sikkin war das genaue Gegenteil von Lobo. Dieser war das zartfühlendste und unaggressivste Wesen, er machte manchmal auf mich den Eindruck, als habe er sich deshalb einweisen lassen, weil die Seinen darauf bestanden und er sie nicht verärgern wollte; seiner Ansicht nach war die Welt nicht für ihn geschaffen oder er nicht für die Welt, seiner Überzeugung nach war er zu früh gekommen oder zu spät oder am falschen Ort oder verkehrt ... kurzum, er hatte sich ohne großes Getöse zurückgezogen und verlangte vom Leben nichts anderes mehr als sich hin und wieder auf seinen Klavierstuhl setzen zu dürfen.

Das alles galt nicht für Sikkin. Er hatte, um in die-

ser Anstalt zu landen, einen ganz anderen »Weg« genommen, wenn ich mich einmal so ausdrücken darf, nämlich Mord. Eines Tages war er in einem Anfall von Wahnsinn durch die Straßen gelaufen, versehen mit einem Metzgersmesser, und hatte noch Zeit gehabt, ein gutes Dutzend Passanten zu verwunden, darunter eine Frau tödlich, bevor er überwältigt werden konnte. Sein Anwalt hatte auf Unzurechnungsfähigkeit plädiert und war damit durchgekommen. Er war einige Monate in einer öffentlichen Anstalt eingesperrt gewesen, dann war es seiner Familie gelungen, ihn in die Modellklinik von Doktor Dawwab überweisen zu lassen. Zuweilen spürte man förmlich am Beben der Lippen, daß ihn Mordgelüste durchfuhren. Doch dank der Beruhigungsmittel – ich nehme an, ihm wurde eine massivere Dosis als uns verabreicht – blieben seine Gelüste im Dämmer Schlaf.

Wenn ich von ihm spreche, dann deshalb, weil er in jener Epoche ein beunruhigendes Verhalten an den Tag zu legen begann. Nicht gewalttätig, dem hätte der Arzt zu begegnen gewußt, sondern eine Art stummes Jubilieren. Immer wenn das Geräusch eines Schußwechsels zu uns drang, zeigte Sikkin eine freudige Miene, so als habe er gerade die verschlüsselte Botschaft eines Komplizen erhalten. Oder als würde die Außenwelt, nachdem sie ihn lange mißhandelt hatte, endlich seine Verdienste anerkennen. Der Mann war großgewachsen, mit rötlichem dichtem Haar, einem Stiernacken und vorstehendem Kinn. Mächtig auch seine Hände, nur mit Schrecken konnte man sich ausmalen, wenn sie sich um ein Messer schlossen. Ich weiß nicht, ob die anderen ihn genauso beunruhigend fanden wie ich, wenn er grinste; das ärztliche Personal jedenfalls überwachte ihn scharf, um ihn

beim ersten Anzeichen einer Krise zu fesseln. Doch er rührte sich nicht. Er begnügte sich zu grinsen.

Als die Kämpfe sich verschärften und auf die Ortschaft übergriffen, in der wir uns befanden, verfiel Sikkin in eine Art permanente Ekstase. Die anderen, Kranke wie Pfleger, lebten nun in der ständigen Angst, die Residenz könne eines Tages eingenommen werden. Sie war wie eine Zitadelle gebaut, mit festen hohen Mauern, und auf dem Dach waren Überwachungsnerster. Jede der beiden Milizen konnte versucht sein, sie in eine Bastion, in ein Hauptquartier zu verwandeln. Oder einige Banditen in Waffen konnten auch schlicht Lust bekommen, die Stätte zu plündern; dieser Schlupfwinkel von reichen Irren barg ja vielleicht ganze Schätze, zumindest einen vollen Tresor und in Geld umsetzbare Objekte. Um diese Gefahr abzuwehren, zahlte Dawwab den lokalen Bandenchefs eine »Schutzprämie«.

Ich glaube, ich habe bereits gesagt, daß die Insassen der Residenz keine sehr hohe Meinung von »draußen« und denen da »draußen« hatten. Was gegenwärtig geschah, konnte diesen Eindruck nur bestätigen. Und während Sikkin allein zu triumphieren schien, wiegten viele von uns den Kopf, ernüchtert, so als wollten sie sagen: »Ich wußte doch, das mußte so enden!«

Unter den Patienten war nur ich entsetzt. Aus einem Grund, den außer Lobo, dem ich mich anvertraut hatte und der mich zu beruhigen suchte, niemand kannte: Ich fürchtete, daß Nadia, wenn sie hörte, was sich ereignete, und um mein Leben bangte, zurückkommen und versuchen würde, mich zu befreien. Nein, ich wollte nicht mehr, daß sie kommt. Ich wollte nicht mehr, daß sie ein solches Risiko auf sich nimmt. Nicht, bevor die Dinge sich nicht beruhigt hatten.

Heute weiß ich, daß sie zu einem solchen Abenteuer nicht mehr bereit war. Sie hatte einen jungen Mann kennengelernt und vor kurzem geheiratet. Schließlich war sie ihm nach Brasilien gefolgt. Zu dem Zeitpunkt, da ich am meisten fürchtete, sie könne eine Wahnsinnstat begehen, war sie schwanger und zudem auf der anderen Seite des Atlantiks ... Ich habe gerade vor einigen Tagen erfahren, daß sie sich fest vorgenommen hatte, ihr Kind Baku zu nennen, egal, ob Junge oder Mädchen. Auf diese Weise gedachte sie die Erinnerung an mich aufrechtzuerhalten. Vom Übrigen, von den gemeinsamen Spaziergängen, den Abenteuern, war keine Rede mehr ...

Glücklicherweise, denn im Umkreis der Klinik verschlechterte sich die Lage. Die Milizen hatten noch spektakulärere, lärmendere Waffen erhalten, wir konnten nicht mehr schlafen noch lesen, noch Karten spielen wie vordem, wir lebten mit den Ohren am Fenster, jede Granate, die geworfen wurde, ließ uns aufheulen und erzittern.

Und dann war eines Tages Dawwab verschwunden. Während einer kurzen Feuerpause hatte man ihn in seinen Wagen steigen und davonbrausen sehen. Ich vermute, daß er seine Mitarbeiter eingeweiht hatte, denn am selben Abend war das gesamte Personal weg. Uns aber, den Patienten, wurde nichts gesagt, kein Sterbenswort. Man dürfte uns zu sperrig für den Transport gehalten haben und zu unberechenbar, um uns die Wahrheit zu sagen. So waren wir schlicht auf uns selbst angewiesen.

Als wir uns darüber klar wurden, war es bereits Nacht, und die Schüsse hatten wieder eingesetzt. Daß

die Klinik noch nicht eingenommen worden war, lag daran, daß sie mitten im Niemandsland zwischen den beiden verfeindeten Milizen lag. Und wenn diese sich derart verbissen bekämpften, dann, weil jede Seite die Anstalt als erste in ihre Gewalt bringen wollte. Die kommenden Tage verhiessen also nur Schreckliches. Schrecklich auch die Aussicht auf den anbrechenden Tag ohne das erbärmliche Getränk. Erbärmlich, ja, aber leider auch unentbehrlich; ich mochte mir gar nicht ausmalen, was passieren würde, wenn die Patienten, abrupt ihrer Beruhigungsmittel beraubt, nacheinander ihre Krise bekämen.

Mein Leben lang werde ich mich an jene Nacht erinnern. Wir befanden uns auf einer Art säulenge-tragenem Balkon im ersten Stock. Eigentlich war er für das ärztliche Personal reserviert, aber ich hatte mich dort hingesezt, in Begleitung von Lobo, und die anderen waren uns nacheinander gefolgt, die Stühle hinter sich herschleifend.

Wir saßen da, in Dunkelheit getaucht, und über uns flogen die Leuchtpurgeschosse, gelb, dann rot, dann wieder gelb, dann grün, denen wir mit unseren Blicken folgten. Von Zeit zu Zeit Illuminationen, Blitze, gefolgt von Detonationen. Ich konnte den Blick nicht lassen vom freudestrahlenden Gesicht Sikkins und fragte mich, welcher monströsen Kreatur er morgen wohl gleichen mochte, ohne die Medikamente.

Wir saßen da die ganze Nacht auf unseren Stühlen. Gewöhnlich holte man uns zum Abendessen, dann durften wir noch etwas wach bleiben, bevor man uns

wieder in unsere Zimmer zurückbrachte und das Licht löschte. Da niemand da war, der uns sagte, was zu tun sei, taten wir nichts. Wir blieben einfach da sitzen. Vermutlich wären wir ewig da geblieben, bewegungslos, ohne zu essen, ohne zu schlafen.

Schließlich war hinter dem Berg die Sonne wieder erschienen. Mit dem Licht hörten nicht nur die Blitze auf, auch der Lärm. Für wenige kurze Augenblicke: Ruhe. Ein grandioses Schauspiel! Der Blick umfaßt die Hügel, die Dörfer, die fernen Städte und die Küste und das Meer, von leicht azurblauer, weißlicher Farbe bei Tagesanbruch. Überall dort mochte es zerstörte Häuser geben, Leichen auf den Straßen, schmutzige Fahnen auf den Barrikaden ... bei bloßem Auge war davon nichts zu sehen. Nichts als eine friedliche Weite. Blau, grün und sogar Vogelgezwitscher.

Urplötzlich ein Geknalle. Dem ein weiteres folgt. Und noch eins. Alles würde in Kürze wieder einsetzen. Ich erhob mich. Sagte laut: »Ich gehe.« Niemand rührte sich. Sikkin hatte ein noch ausgeprägteres Lächeln auf den Lippen. Ich drehte mich zu Lobo, fragenden Blicks. Da erhob auch er sich; aber nur, um mir auf die Schulter zu klopfen und zu sagen: »Viel Glück.« Drehte sich um und ging fort. Kurze Zeit später spielte sein Klavier das Warschauer Konzert. Das Bombardement hatte verstärkt eingesetzt, konnte aber nicht die Musik übertönen, begleitete sie vielmehr.

Ich ging in mein Zimmer, griff einige Sachen. Kein Koffer und keine Aktentasche, nur das, was in meine Taschen ging. Einige Seiten Papier, etwas Geld, meinen Kalender und Medikamente, sonst nichts. Dann zog ich los.

Zu Fuß, ja. Ging durch das Hauptportal und mar-

schierte am Rand der Straße geradeaus, Richtung Hauptstadt. Etwa fünfzehn Kilometer entfernt. In normalen Zeiten denkt keiner daran, sie zu Fuß zurückzulegen. Aber an diesem Morgen war nichts normal. Weder ich noch der Weg, noch die Leute, noch die Umstände. Ich marschierte. Nach meinem Rhythmus. Ohne mich zu beeilen, aber auch ohne anzuhalten. Hörte nichts und sah nichts. Marschierte, den Blick auf meine Schuhe und die Steine des Wegs gerichtet. Allein. Weder Fußgänger, natürlich, noch Fahrzeuge. Selbst in den Siedlungen hatten sich die Menschen verkrochen oder schliefen noch.

Mein Weg führte mich auch am väterlichen Haus vorbei. Oder was davon übrig geblieben war. Ich trat ein, machte eine Runde, ging wieder ...

»Einen Augenblick!«

(Ich habe lange gezögert, hier diese Parenthese einzufügen. Ich hatte mir vorgenommen, nur meinen Helden auftreten zu lassen, samt der Personen, die er heraufbeschwor. Doch meiner Ansicht nach würde ich meiner Rolle nicht gerecht, überginge ich bis zum Ende jene Episode mit Schweigen, die jetzt folgt: Ganz am Anfang unseres Gesprächs, am Donnerstag, als Ossyan erstmals den Namen seines Bruder erwähnte, hatte ich aufgehört; ich erinnerte mich, unlängst in einer Pressenotiz gelesen zu haben, daß ein Geschäftsmann namens Salem Ketabdar, der in den fünfziger Jahren für kurze Zeit einen Ministerposten innehatte, in den Trümmern seines Hauses, das nahe Beirut auf einem hart umkämpften Hügel lag, tot aufgefunden worden war.

Mehrfach war ich versucht gewesen, diesen Vorfall meinem Gesprächspartner zu signalisieren, hatte mich

dann aber immer eines besseren besonnen und mir gesagt, daß es sinnvoller sei, er würde von selbst im Laufe seiner Erzählung auf dieses Ereignis zu sprechen kommen, statt daß ich ihn zwingen würde voranzugreifen. Ich war neugierig, wann und mit welchen Worten er das Schicksal seines Geburtshauses wie das seines gehaßten Bruders zur Sprache bringen würde; und ob das gleichzeitige Verschwinden der beiden etwas mit seiner Abreise aus dem Libanon zu tun hatte.

An diesem Punkt seiner Geschichte mußte er eigentlich jetzt darüber reden. Ich lauerte. Doch dann kam er nur flüchtig auf den Streifzug durch sein Haus zu sprechen. Zu flüchtig. Und war schon dabei, seinen Weg fortzusetzen. Ich mußte ihn unterbrechen.

»Einen Augenblick!«

Mir war nicht ganz wohl in meiner Haut, wie noch nie im Verlauf dieser mit ihm verbrachten drei oder vier Tage. Ich wollte auch nichts übers Knie brechen, ihn auch nicht von seiner Erzählung ablenken, sein Sprechen sollte sich gewissermaßen in seinem eigenen Lauf entfalten ... Und doch konnte ich mich nicht ewig mit seinem Schweigen abfinden, die Zeit verrann.

Und so habe ich ihn schließlich gefragt:

»Wie fanden Sie ihr Haus vor?«

»In Ruinen. Die Mauern waren nicht eingestürzt, aber schwarz vom Feuer und übersät mit Löchern ...«

»Sie sind nicht lange geblieben ...«

»Nein. Ich habe eine Runde gemacht, die Schlüssel zusammengesucht und bin gegangen ...«

»Welche Schlüssel?«

»Alle. Sehen Sie her.«

Er zog aus seinem Koffer einen alten Schulranzen und kippte den Inhalt aufs Bett. Es mußten an die fünfzig –

was sage ich? —, an die hundert, vielleicht auch zweihundert Schlüssel sein, einige an Schlüsselbündeln, andere lose; einige prachtvoll, wie einst, schön geschmiedet, fast modelliert ... Er hatte alle Arten von Schlüsseln zusammengeklaut, für Schränke, Tresore, Schubladen, für Innentüren, Außenportale; auch solche, die seit unvordenklichen Zeiten in Eisenkisten vor sich hin rosteten ... Was ihn dazu trieb, sie zusammenzusuchen und mitzunehmen, war mir, ehrlich gesagt, schleierhaft; für ihn jedoch schien die Notwendigkeit dieser »Rettung« außer Zweifel zu sein; ich zog es vor, das Thema nicht weiter zu berühren.

Doch in meinem Kopf, wie schwirrten mir da die Fragen herum: Warum zum Teufel spricht er nicht von seinem Bruder? Hat er ihn tot vorgefunden, blutbeschmiert, oder sterbend — ein unerträgliches Bild, das er in seiner extremen Schamheit zu vergessen suchte? Wußte er noch gar nicht, was mit ihm passiert war? Oder sollte er ...? Das scheint aberwitzig, aber um der Korrektheit der Geschichte willen, die ich berichte, muß ich es anführen, da es mir durch den Kopf ging: Könnte es sein, daß dieser Mann, der da vor mir stand, bei seinem Streifzug durch sein Haus, das nun in Trümmern lag, einen Brudermord begangen hatte?

Ich schaue ihn prüfend an, ohne Scheu. Betrachte seine klaren Augen, seine untätigen Hände, seinen Kopf eines alten Kindes, seine beschaulichen und glänzenden Lippen ... Er ähnelt in nichts einem gequälten Menschen, noch weniger einem Menschen, der imstande wäre, kaltblütig zu töten. Ich mag noch so sehr suchen, ich entdecke nur Reinheit und Geradheit. Nichts Verdächtigtes, allenfalls ein leichtes Zucken im Gesicht, winzig kleine unterirdische Stöße; und auch, von Zeit zu

Zeit, ein abwesender Blick, der mir nicht immer aufgefallen war; nichts, was sein langes Martyrium nicht reichlich erklären könnte ...

Nein, ich werde doch wohl nicht Abel des Mordes an Kain bezichtigen! Heftig verbannte ich diese düsteren Gedanken aus meinem Geist. Alles ließ mich glauben, daß er immer noch nicht wußte, was mit seinem Bruder war; es hatte ihm wohl noch niemand mitgeteilt, und Zeitungen hatte er vermutlich einfach nicht gelesen.

Ich sage mir: komm, laß es. Ich hoffte, daß er meine Verblüffung nicht bemerkt hatte, ich wäre selbst böse auf mich, würde ich ihn auf eine solch unwürdige Art verlassen ...

Doch dann, einfach um das Gewissen zu beruhigen, eine letzte Frage:

»Es war niemand im Haus?«

»Niemand. Ich ging wieder meines Wegs.«)

An den Randzonen der Hauptstadt war mehr los. Ich erreichte eine lärmende, aber friedliche Vorstadt, friedlich zumindest an diesem Tag. Ein Taxifahrer willigte ein, mich zur französischen Botschaft zu fahren. Wo ich den Namen Bertrand vorbrachte. Mein Sesam-öffnedich. Die Pforten öffneten sich. Die Apparate klirrten. Und am nächsten Tag war ich in Paris. Ich habe Glück gehabt. Mein Freund war im Begriff, drei Wochen nach Japan zu reisen. Er hat seinen Flug um achtundvierzig Stunden verschoben, um mich zu sehen.

Wir haben uns getroffen. Er war ein wenig verwirrt, muß ich sagen. Verwirrt, mich als verloren anzusehen und, vor allem, es den einen und anderen geschrieben zu haben, selbst Clara ... Aber wie könnte ich es ihm vorwerfen? Alles schien darauf hinzuweisen, daß ich

nicht mehr zu heilen sei. Wie auch immer, ich bin niemandem böse ...

Ich verbrachte mit Bertrand einen ganzen Tag mit Plaudern, wie früher. Er hatte einen Nachtflug, wir versuchten, so gut es geht, diese paar Stunden zu nutzen. Er hatte so vieles aufzuholen. Er erzählte mir von Nadia, ihren Projekten, ihrer Hochzeit, ihrem Kind ...

Dann wollte er auf Clara zu sprechen kommen. Ich unterbrach ihn. Ich wollte gar nicht wissen, was sie während meiner Abwesenheit erlebt haben mochte. Ich nehme an, daß sie sich in achtundzwanzig Jahren nicht nur mit Warten und Lamentieren begnügt hat. Ich will keine Erklärungen der Umstände hören. Der Namen, Daten, Vornamen ... Wir haben uns einmal geliebt, und was uns getrennt hat, lag nicht in unserer Hand. Ich habe keine Zeit mehr, zurückzuschauen.

Ich bat Bertrand lediglich, mir die Adresse meiner Frau zu geben. Ich habe ihr geschrieben. Dazu brauchte ich einen ganzen Tag. Ich erzählte ihr alles, was mir passiert war, wie ich es erlebt habe. Wie ich fiel und, dank Nadia, mich wieder aufgerichtet habe.

Dann habe ich sie zu einem Rendezvous gebeten.

Nein, sie hat mir nicht geantwortet, ich habe keine Adresse hinterlassen, wo sie sich hinwenden kann.

Ich hätte sie anrufen können, das stimmt. Doch ich wäre am Telefon zu gerührt gewesen, ich bin es einfach nicht gewohnt; nach allem, was man ihr über meinen Geisteszustand erzählt hat, hätte sie die Bedeutung dieses Gefühlsausbruchs falsch deuten können ...

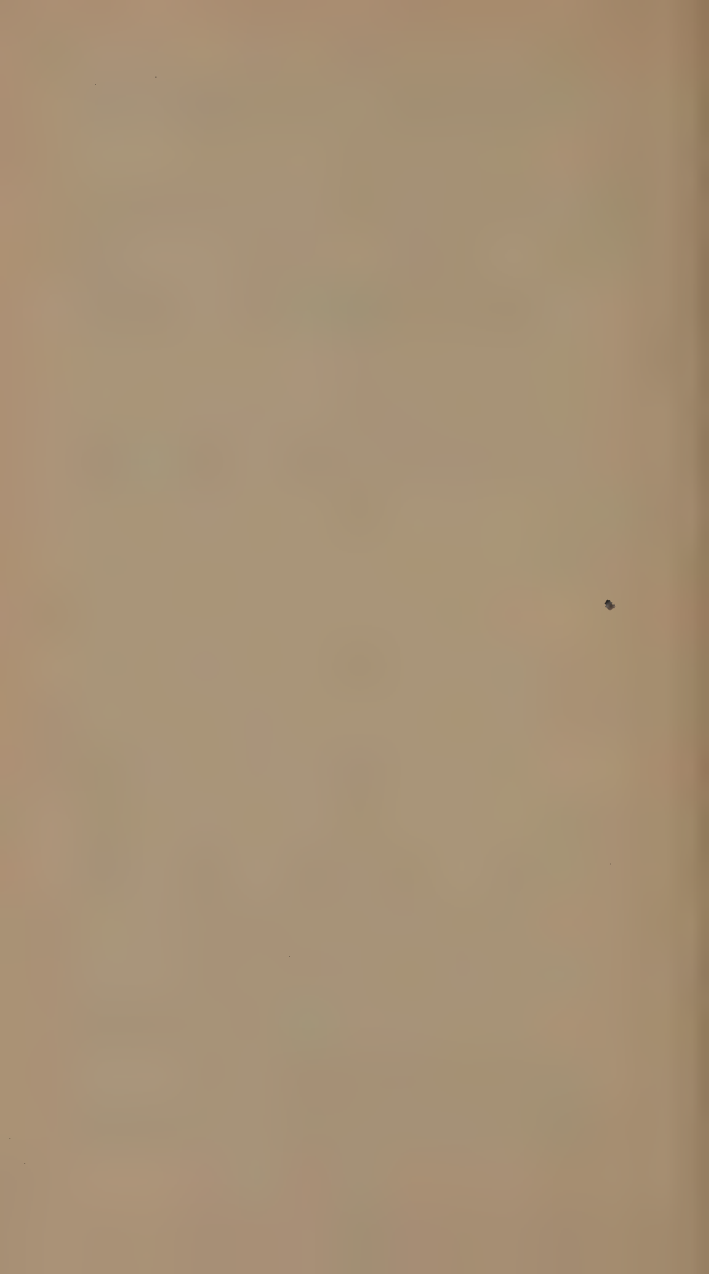
Ich wollte auch nicht, daß sie mir zu rasch antwortet. Ich bin nicht sicher, ob ich in der Lage bin, ihre Antwort mündlich zu hören, egal ob bejahend oder abschlägig.

Ich habe sie also nur zu einem Rendezvous gebeten. Zu einem frühestmöglichen Termin, aber doch so, daß ihr noch Raum bleibt, rechtzeitig einzutreffen ... wenn sie sich denn entscheiden sollte zu kommen.

Ich habe mir überlegt, welchen Tag und welchen Treffpunkt ich wählen sollte. Und dann hat sich mir die Antwort gleichsam wie von selbst aufgedrängt. Einfach unser altes Rendezvous wiederholen. Am 20. Juni mittags am Quai de l'Horloge. Zwischen den beiden Türmchen.

Ja, der 20. Juni ist morgen.

Sie ist zu jenem ersten Rendezvous gekommen, warum sollte sie nicht zu diesem jetzt kommen? Meinen Sie nicht?



Sonntag

Wir haben uns im Morgengrauen getrennt. Ein Händedruck, herzlich, dankbar, von beiden Seiten, aber ohne den Gedanken, sich wiederzusehen. Und ohne daß er mich gefragt hätte, wie ich doch erwartet hatte: Was ich mit diesen Aufzeichnungen, sechs Notizhefte eiligst Niedergeschriebenem, eigentlich zu tun gedanke? Ich hätte geantwortet, daß ich es absolut noch nicht wisse – wie hätte ich ahnen können, daß seine Geschichte zwanzig Jahre in einer Kladde schlummern sollte? Doch er hat nicht gefragt. Er hatte, glaube ich, die Gewohnheit angenommen, sein Leben auf seinem Weg auszustreuen, ohne sich die Mühe zu machen anzuhalten und es wieder einzusammeln.

Hat er bemerkt, daß mein letzter Blick auf ihn voller Besorgnis war? Ahnte er, welchen Plan ich mir zurechtlegte? Ich glaube, er war bereits zu sehr mit seinem Rendezvous beschäftigt, um mir noch weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Ich hatte mich eines Tages, als die Stunden sich dehnten, auf seinem Weg befunden. Ich hatte eine Leere ausgefüllt, vielleicht auch ein geheimes Verlangen bei ihm befriedigt, sein Dasein schriftlich niederzulegen. Jetzt wollte er allein gelassen werden. Ich verließ sein Hotelzimmer.

Was ich vorhatte, machte mich weder stolz, noch schämte ich mich dessen. Ich mußte es tun, das war alles. Einige Minuten vor zwölf ging ich zu dem vereinbarten Treffpunkt. Nicht am Quai de l'Horloge, sondern genau gegenüber, auf der anderen Seite der Seine, und setzte mich in ein Café, im ersten Stock. Was hätte ich anderes

machen können? Es war der unvermeidliche Ausgang der vorangegangenen Tage. Ich wollte unbedingt wissen, ob diese Frau wirklich existierte, wie sie aussah, ob sie zum Rendezvous kommen würde und wie sich ihre Begegnung nach achtundzwanzig Jahren gestaltete.

Ich war weder stolz, noch schämte ich mich, habe ich gesagt? Doch, etwas Scham empfand ich schon: ich hatte mich mit einem Fernglas bewaffnet. Das war notwendig. Ich weiß nicht, was die Touristenführer über die Breite des Flusses an dieser Stelle sagen, aber ich war häufig genug an diesem Uferweg spazierengegangen, um zu wissen, daß man von einem Ufer zum anderen nicht viel sehen kann. Einen Mann, der auf und ab geht, erkennen, wenn man weiß, daß er dort ist, wenn man seine Silhouette erahnt, sein weißes Haupt, seinen zur Seite geneigten Hals, das mag ja noch gehen. Doch genau sein Gesicht beobachten, seine unruhigen Augen, sein sich fortwährend drehendes Handgelenk, entdecken, daß er in der Hand etwas trägt, das einem Strauß später Mailöckchen ähnelt ...

Auf meiner Uhr ist es jetzt zwölf, und mich hat leichte Angst gepackt. Käme sie, könnte ein neues Leben beginnen. Viele, viele Jahre sind vergangen, aber die Zeit ist eine Illusion. Die Vergangenheit, Stunden und Tage und Wochen und Jahrzehnte, ihre Asche ist von immergleicher Dichte. Die kommende Zeit, und sei es in alle Ewigkeit, wird Sekunde um Sekunde gelebt. Wenn Clara kommt, wird ihre Geschichte, für einen Moment blockiert, wieder ihren Weg aufnehmen.

Aber wenn sie nicht kommt? Ossyan lebte nur noch für dieses Rendezvous; hat er sich einmal gefragt, was er tun würde, wenn sie zur angegebenen Zeit nicht erschiene?

Leichte Zweifel kamen in mir auf, was ihn wirklich dazu geführt haben mochte, diesen Treffpunkt zu wählen. Dieses Gelände, die nahe Brücke, dieser Fluß, der seit Jahrhunderten so viele verzweifelte Schwüre in sich aufgenommen hat ...

Auf meiner Uhr ist es drei Minuten nach zwölf. Wann immer ich mein Fernglas hebe und aus dem Fenster schaue, höre ich von dem jungen Paar am Nebentisch indigniertes Getuschel. Was sie sich wohl ausmalen. Was ich tue, geht sie nichts an, aber etwas unwohl ist mir schon in meiner Haut. Drüben beginnt der Mann aufgeregt zu werden. Zumindest macht er mir von weitem den Eindruck, er hat sich bereits zwei- oder dreimal um die eigene Achse gedreht, hängt sich über das Gelände zum Fluß, wo ein Schleppkahn vorüberfährt. Touristen auf der Brücke gestikulieren, vielleicht in seine Richtung. Er reagiert nicht, dreht sich um. Ich sehe sein Gesicht nicht mehr. Seine Schultern scheinen zusammengesackt zu sein.

Ich lasse auf meinem Tisch das Geld für den Kaffee liegen und gehe. Im Laufschrift. Mag sein, daß er über mein Auftauchen nicht sehr erfreut ist, vielleicht läßt er seine Höflichkeit fallen und schnauzt mich an, mich nicht mehr in sein Leben zu mischen ... Und doch bin ich, bis auf weiteres, in dieser Stadt sein einziger Freund oder zumindest die einzige Person, die sein Schicksal nicht gleichgültig läßt.

Am Pont au Change angekommen, werfe ich einen Blick auf den Mann, der noch immer unbeweglich da steht, und dann einen auf die Uhr: neun nach zwölf. Ich beschleunige meinen Schritt.

In der Mitte der Brücke bleibe ich stehen. Halte den

Atem an. Vor ihm eine Frau. Klein, graue Haare, ein strenges Kleid, aber das Gesicht lachend und die Augen bereits geschlossen. Er hält immer noch den Kopf gesenkt, den Rücken am Geländer, er hat sie noch nicht erblickt. Sie nähert sich. Murmelt einige Worte, nehme ich an. Denn Ossyan hebt den Kopf. Seine beiden Arme heben sich ebenfalls, langsam, wie die Flügel eines Vogels, der schon lange nicht mehr geflogen ist.

Nun sind sie aneinandergeschmiegt. Sie schütteln beide auf gleiche Weise den Kopf, im Gleichklang, wie um das Schicksal zu beschämen, das sie auseinanderbrachte.

Sie halten sich gierig in den Armen. Ich glaube, sie haben noch fast nichts gesagt und weinen. Ich spüre, wie meine eigenen Lippen zu beben beginnen.

Dann entfernen sie sich ein wenig voneinander, ohne sich zu lösen. Ihre Hände bleiben ineinander verschlungen, aber sie lächeln nicht mehr. Clara scheint sich in eine längere Erklärung zu ergehen; Ossyan hört ihr zu, nach vorn geneigt, den Mund halb offen. Wovon spricht sie? Vielleicht erzählt sie ihm, was die Vergangenheit ohne ihn war. Vielleicht spricht sie von der Zukunft, ihrer gemeinsamen Zukunft. Aber vielleicht erklärt sie ihm auch, ganz, ganz behutsam, warum ihre Liebe noch immer unmöglich ist.

Werden sie Hand in Hand zusammen weggehen, oder jeder allein, nach seiner Seite abtreten? Ich bin versucht zu warten, ich würde es so gerne wissen. Nein, das genügt, ich muß weg.

Viele Passanten sind neugierig stehengeblieben und schauen sie an, gerührt. Ich kann sie nicht auf diese Weise betrachten. Ich bin kein Passant.

Veröffentlicht mit Unterstützung des französischen
Außenministeriums, vertreten durch die Kulturabteilung
der französischen Botschaft in Bonn, im Rahmen des
»Programme de participation à la publication«.

*Cet ouvrage, publié dans le cadre du programme
de participation à la publication,
bénéficie du soutien du Ministère des Affaires Etrangères,
représenté par le Service culturel
de l'Ambassade de France à Bonn.*

Handwritten text, possibly a page number or title, oriented vertically along the left margin.

Alles beginnt mit einem Schrei. Ausgestoßen von einer jungen Frau, die ihren Vater tot auffindet. Der alte Sultan hat sich aus Gram über seine Amtsenthebung das Leben genommen. Die Tochter verliert darüber den Verstand. Ein Wahnsinn, der die Familie über Generationen begleiten wird, immer neu hervgerufen von den großen politischen Umwälzungen.

Amin Maalouf erzählt die Geschichte eines außergewöhnlichen Lebens, eines Schicksals zwischen Orient und Okzident, das an politischen und gesellschaftlichen Konflikten fast zerbricht und doch die Möglichkeit des Friedens aufzeigt.

st

ISBN 3-518-39506-8 DM 16,80



9 783518 395066

